Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

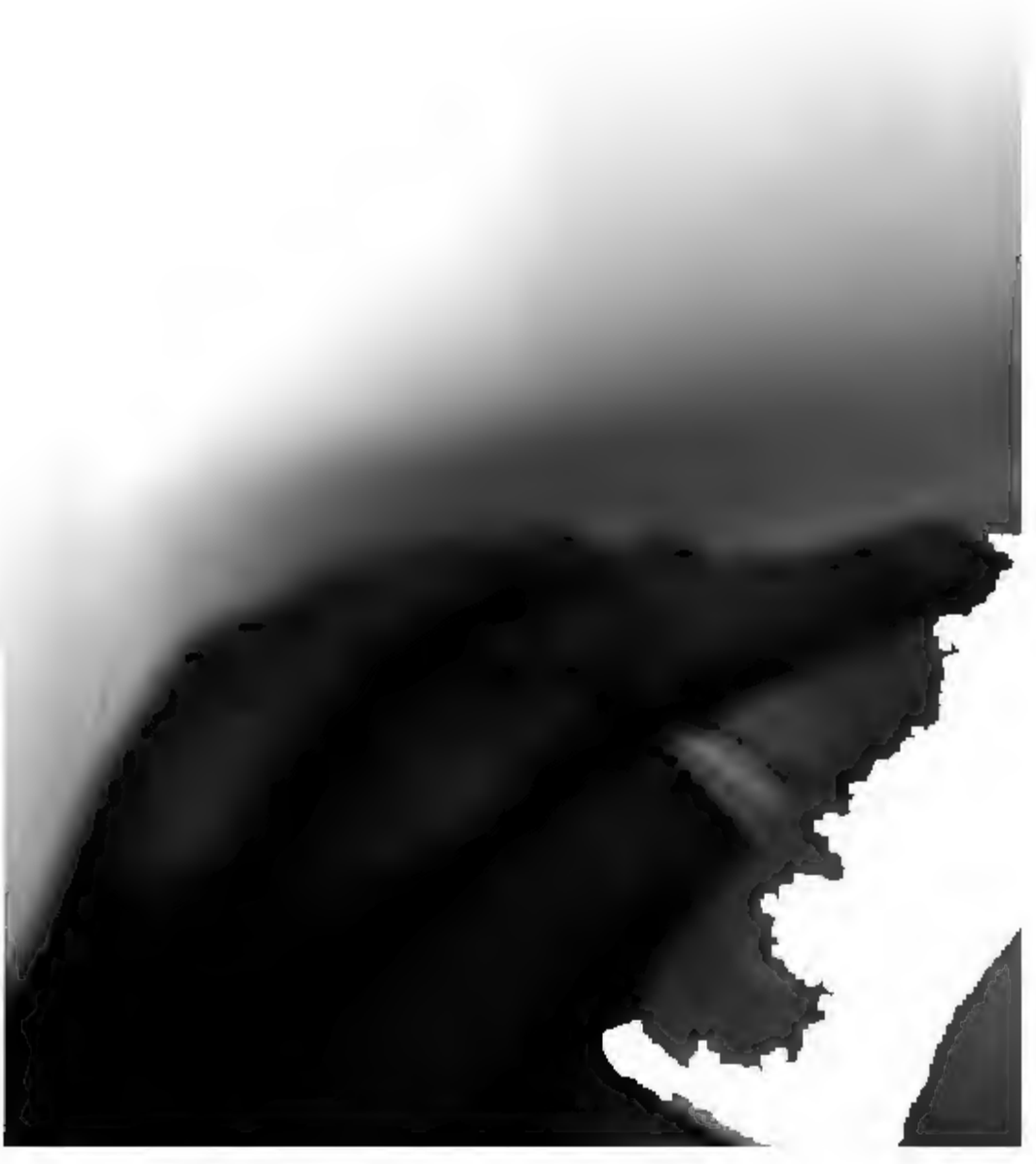
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06820121 3



Schroeckh

ZDB

Christliche Kirchengeschichte

7233

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Ein und zwanzigster Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1795.

Schroeckh
ZDB

Christliche Kirchengeschichte

723

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Ein und zwanzigster Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1795.

Vorrede.

Wenn gleich von dem Ersten Buche des Dritten Zeitraums, mit welchem die Geschichte ohngefähr drittehalb hundert Jahre weiter, bis zum Jahr 1073. fortrückt, im gegenwärtigen Theil nur die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums beschrieben werden konnte; so fällt es doch in die Augen, daß die Reichhaltigkeit der Begebenheiten dieser Art auf der einen Seite, und auf der andern das Bedürfniß einer voraus zu schickenden allgemeinen Uebersicht des längsten aller Zeiträume der Kirchengeschichte; ingleichen eines Abrisses von dem bürgerlichen und gelehrten Zustande der Welt in demselben, auf welchen leztern der christliche Lehrstand beynahe ausschließend gewürkt hat, nicht erlaubt haben,

Vorrede.

[illegible] in die eigentliche Geschichte der Reli[illegible] hineinzugehen. Indessen brau[illegible] hinzuzusezen, daß die beiden folgen[illegible] vollkommen hinreichen, ja vielleicht nicht [illegible] nach ihrem ganzen Umfange nöthig seyn [illegible] um die Geschichte dieses Buchs zu vollen[illegible] Ich werde den nächsten dieser Bände in weni[illegible] Wochen zu bearbeiten anfangen. Aber ich will [illegible] es nicht versprechen, daß er noch vor dem [illegible] dieses Jahrs erscheinen soll. Ich werde [illegible] künftig keine solche bestimmte Versprechungen [illegible], weil mir überaus viel daran gelegen ist, auch [illegible] Schein einer flüchtigen Eilfertigkeit zu vermei[illegible] und weil ich ohnedem fast alle Zeit, die mir [illegible] meinen Amtsgeschäften übrig bleibt, auf die [illegible]setzung dieses Werks noch ferner wenden werde.

[illegible]tenberg, am 26. Julius des Jahrs 1795.

Christ.

Christliche Kirchengeschichte.

Ein und Zwanzigster Theil.

Dritter Zeitraum
der
christlichen Kirchengeschichte,
von
Karln dem Großen
bis auf
Luthern.

Jahrbuch
des
Dritten Zeitraums.

Jeder Zeitraum, durch den die christliche Religion bisher in der Welt fortgeschritten war, hatte sich so sehr durch seinen eigenthümlichen Geist und Gang ausgezeichnet, daß er einzig in seiner Art heißen konnte. In dem ersten Zeitraum blieb das Christenthum größtentheils sich selbst, seiner innern Stärke, und eigenmächtigen Würksamkeit überlassen. Die zahlreiche Gesellschaft seiner Bekenner wurde durch eben die Bedrängnisse und Gefahren, unter welchen sie sich gebildet hatte, und durch das lange fortdauernde ursprüngliche Gefühl ihrer Würde, gedrungen, nicht nur möglichst nahe bey der Quelle ihres Glaubens auszuharren; sondern auch demselben auf jede Weise Ehre zu machen. Sie begriffen es recht wohl, wie hoch diese Religion Verstand, Herz und Sitten erheben sollte; auch schöpften sie für alles dieses mehr aus derselben, als jemals eine andere Parthey aus der ihrigen für gleichen Zweck zu nehmen im Stande gewesen war. Nicht als wenn sie dieselbe

J. n. C. G. 314 bis 1517.

J. n. C. G. 814 bis 1517.

ganz frey von spitzfindigen Deutungen, oder auch gröbern Verfälschungen gelassen hätten; allein es waren Seltenheiten; oder die meisten von ihnen waren hinlänglich dagegen bewaffnet; am wenigsten wagten es ihre Lehrer, den übrigen Christen ihre Meinungen als göttliche Befehle aufzudringen. Da das Christenthum noch nirgends eine herrschende Staats- oder National-Religion war: so konnte es auch noch wenig zur Befriedigung ehrgeiziger Absichten gemißbraucht werden. Es bahnte sich seinen Weg fast immer selbst; und wenn es bisweilen seinen Einfluß auf das Leben seiner Anhänger zu verlieren schien: so geschah es gerade deswegen, weil sie, zu ruhig bey der äußerlichen Uebung desselben, weniger um seine innerliche und bessernde Kraft bekümmert waren. Mit dem zweyten Zeitraum hingegen wurde die christliche Religion der Verschönerungssucht, der Einbildungskraft und den Leidenschaften der Christen Preis gegeben. Befreyet nunmehr von allen Einschränkungen, und durch eine gesezmäßige Macht in dem größten und blühendesten Reiche der Welt verstärkt, sahen sie dieselbe als eine Gebieterinn an, gegen welche sie ihre Verehrung, Liebe und dankbare Freude auf jede willkührliche Art, wenn gleich keineswegs auf die würdigste, an den Tag legen dürften. Diese Religion sank geschwind zu einem frommscheinenden Cärimoniel, und zu Andachtsübungen herab, die für sie fremd waren. Obgleich noch weit von der Vollkommenheit entfernt, deren sie ihre Religion fähig machte, glaubten die Christen dennoch eine höhere in dem Mönchsleben ausfindig gemacht zu haben. Ihre redlichsten und gelehrtesten Männer wurden von dem Wahn eingenommen, daß auf eine unveränderlich bestimmmte Glaubenslehre alles ankomme; die christliche Gottseeligkeit aber viele neue Gestalten und Gattun-

tungen vertrage. Eine derselben sollte die gewaltsame, wohl gar kriegerische Ausbreitung des Christenthums seyn. Die Unverträglichkeit und der Verfolgungsgeist gegen anders über die Religion Denkende, gränzten nahe daran; sie nährten sich an den unaufhörlichen Glaubensstreitigkeiten, in welchen Kunstwörter und Schulfragen zu allgemeinen Denkungsvorschriften, und sogenannte Irrgläubige zu Verbrechern wurden. Unter so vielen Veränderungen, welche beynahe alles trafen, was auf Religion Beziehung hatte, litt auch der christliche Lehrstand die sonderbarsten. Seine vornehmsten Mitglieder, die Bischöfe, erhoben sich nun zu unwidersprechlichen Gesezgebern der Christen in Glaubenssachen empor; sie wurden reiche Herren, zum Theil von fürstlichem Ansehen: und nur einige Kaiser und Könige verhinderten es noch durch die Behauptung mancher ihrer alten Rechte, daß nicht ein furchtbares bischöfliches Reich entstand. Aber in dem dritten Zeitraum, in welchen die Geschichte jezt übergeht, konnte die völlige Gründung dieser neuen geistlichweltlichen Macht nicht länger hintertrieben werden. Es ist der hervorstechendeste Zug dieses Zeitraums, daß die Religion jezt ganz von dem Willen, der Herrschbegierde und dem Eigennuze des Clerus abhängt; daß ein christlicher Bischof im Nahmen der Religion eine Monarchie errichtet, die alles zu Boden stürzt, was ihr im Wege steht; oder was die verlorne Gewissensfreyheit der Christen wieder herstellen könnte.

J. n. C. G. 814 bis 1517.

Beym Anfange dieses Zeitraums, als noch Karls des Großen alles umfassende und kraftvolle Maaßregeln ihre Würkungen thaten, hatte es nicht das Ansehen, daß so leicht eine neue Kirchenverfassung in den Abendländern eingeführt, und wohl gar ein Bischof

waren, hindern: und unter allen seinen Nachkommen gab es kaum Einen, dem dieses Lob gebührte. Sein Sohn, der Kaiser Ludwig der Fromme, verlor schon allen Nachdruck, mit welchem Karl die sämmtlichen Bischöfe seines Reichs, vom Römischen selbst an, in der Unterwürfigkeit erhalten hatte. Er wurde genöthigt, wegen seiner schlechten Regierung öffentliche Kirchenbuße zu thun; die wiederholten Empörungen seiner Söhne gegen ihn fanden an den Bischöfen seines Reichs, auch an dem Römischen Gregor dem vierten, Unterstüzung. Als darauf seine Söhne, uneins über die Theilung der väterlichen Länder, sich durch jene Regenten der Kirche gegen einander verstärkten: ward ihre Schwäche desto sichtbarer. Einer derselben, Karl der Kahle, König von Westfranken, brachte es sogar durch Geschenke bey dem Papste Johann dem Achten und bey den Römern dahin, daß ihn derselbe, mit Uebergehung seines ältern Bruders, zum Kaiser krönte. So aufgemuntert, fiengen die Päpste würklich an, das Kaiserthum und das Königreich Italien auf ihre Einwilligung ankommen zu lassen; und da bald hernach Karls des Großen Nachkommen beide einbüßten: konnten sie hoffen, daß ihr Ansehen in gleichem Grade zunehmen werde, in welchem die Verwirrung von Italien stieg.

J. C. 814. 830. 833. 875. 887.

Günstiger konnte also auch nicht die Zeit gewählt werden, um einem Hauptwagestücke für sie den glücklichsten Erfolg zu versprechen, als solche Regierungen. Ein Betrüger erdichtete eine beträchtliche Anzahl Schreiben Römischer Bischöfe, vom Ende des ersten Jahrhunderts an, bis in die ersten Zeiten des siebenten, welche der berühmte Erzbischof Isidorus von Sevillien in eine Sammlung gebracht haben sollte.

u. 830

Seine Absicht war, durch die darinne enthaltenen Verordnungen zu beweisen, daß die Römischen Bischöfe vom Ursprunge der Kirche an, die einzigen Gesezgeber und Richter aller übrigen Bischöfe gewesen wären; und daß also die Metropoliten mit ihren Synoden sich keine entscheidende Gewalt über dieselben anmaaßten dürften. Zur Prüfung der Aechtheit dieser Verordnungen war das damalige Zeitalter ganz und gar nicht gestimmt; sie wurden also beynahe ohne alle Widerrede angenommen. Man schaltete sie
845. in Sammlungen von Kirchengesezen ein; Karl der Kahle berief sich auf dieselben, als auf unstreitige
865. Urkunden: und der Papst Nicolaus der Erste erklärte sie nicht allein vor ächt; sondern hielt sich auch bereits durch dieselben berechtigt, Deutsche Erzbischöfe abzusezen. Siebenhundert Jahre hindurch blieb dieser grobe Betrug, bis auf wenige kaum hörbare Zweifel, unaufgedeckt. Aber mit Hülfe desselben kam nunmehr in den Abendländern ein ganz neues Kirchenrecht auf. An Statt der bisherigen aristokratischen kirchlichen Regierung, da jeder Hauptbischof einer oder mehrerer Provinzen den zu seinem Sprengel gehörigen Bischöfen und Gemeinen nach der Vorschrift der Kirchengesezze vorstand, erhob sich allmählich eine Monarchie zu Rom, der alle bischöfliche Rechte weichen mußten. Die sonst so viel bedeutenden Provincialconcilien galten nichts mehr; die Kirchenruthe fiel: und jeder, der sich von diesen gesezmäßigen Ordnungen losreißen wollte, brauchte sich nur an die Päpste zu wenden.

Schon in den ersten hundert Jahren dieses Zeitraums hatten sich die Päpste sehr unähnlich geworden; ob sie gleich alles dazu vorbereitet hatten, um es zu werden. Noch blieben sie zwar anfänglich Un-

Unterthanen der Kaiser, und unter den Ständen des Kaiserthums die ersten; ihre Wahl wurde von denselben bestätigt; eben diese untersuchten ihre Händel, und waren Herren von Rom. Nach und nach aber räumten sie den Kaisern nur so viel Ansehen daselbst ein, als diese sich mächtig zu machen verstanden. Die Päpste legten auch nun den ersten Grund zu der völligen Trennung der abendländischen Kirche von der Griechischen. Nicolaus der Erste wollte den Patriarchen von Constantinopel, Photius, nicht vor rechtmäßig erkennen. Allein durch den Kirchenbann, welchen er gegen denselben aus- 862.
sprach, zog er sich nicht nur eine gleiche Ahndung zu; sondern es wurde auch jezt aus den sehr alten Händeln der beiden Patriarchen dieser Hauptstädte über Rang, Ehrennahmen und Kirchensprengel, ein allgemeiner Streit der beiden Hauptkirchen. Dieser erhitzte sich desto mehr, da Photius den Abendländern selbst einen Glaubensirrthum Schuld gab. Nach vieljährigen Unruhen, die daraus erfolgten, hätte der Tod des u. 891.
Photius denselben ein Ende machen können, wenn nicht die Päpste schlechterdings gefordert hätten, daß alle von ihm geweihte Bischöfe und Priester, eben so wie er, verworfen werden müßten. Seitdem haben Widerwille, Vorwürfe und Streitschriften zwischen beiden Kirchen und ihren Lehrern, niemals wieder gänzlich aufgehört.

Unterdessen, wenn gleich die abendländische Kirchenverfassung bald nach Karln dem Großen eine sehr veränderte Gestalt zu bekommen anfieng; so erhielten sich doch in dem Jahrhunderte seines Todes noch viele Spuren und Früchte von der weisen Sorgfalt, die er für die Bildung christlicher Lehrer, für theologische Gelehrsamkeit, Religion und Kirche überhaupt

J. n. C. G. getragen hatte. Die bischöflichen und Klosterschulen wurden blühender; der Eifer für die Wissenschaften und Künste breitete sich unter dem Clerus mehr aus; und verschiedene Mitglieder desselben thaten sich durch hellere Einsichten hervor. Einer seiner Nachkommen, Karl der Kahle, trat wenigstens darinne in seine Fußtapfen, daß er an seinem Hofe selbst eine Anzahl vorzüglicher Gelehrten und Religionslehrer versamm-
st. n. 839. lete. Claudius, Bischof von Turin, verwarf die Bilderverehrung und die Bilder selbst, auch die Wall-
st. 840 fahrten nach Rom. Der Erzbischof von Lyon, Agobard, schrieb nicht allein ebenfals gegen die Anbetung der Heiligenbilder; sondern auch gegen andere
st. 856 Gattungen des Aberglaubens. Rabanus Maurus, Erzbischof zu Mainz, besaß mannichfaltige Gelehrsamkeit; aus seinem Unterrichte kamen viele andere geschickte Lehrer, und er war der fruchtbarste Schriftsteller seiner Zeit. Einer seiner Schüler, Servatus
st. 860 Lupus, Abt zu Ferrieres, zeigte sich als einen feinen und forschenden Kopf. Ohngefähr um eben dieselbe Zeit suchten sich Walafrid Strabo, Abt des Klosters Reichenau; Christian Druthmar, Abt zu Stablo und Malmedy, und der Bischof von Halberstadt, Haymo, um die Auslegung der heiligen Schrift, nicht ohne einigen Erfolg, verdient zu machen. Ein Mönch des Klosters Weißenburg
st. g. 870. im Elsaß, Ottfrid, wagte es sogar, die Deutsche Dichtkunst in ihrer Kindheit zu gleichem Zwecke an-
st. 882 zuwenden. Hinkmar, Erzbischof von Rheims, der das theologische Ansehen mit Raban gleichsam theilte, ob er ihn gleich an Wissenschaft nicht erreicht hat, wurde insonderheit durch Eifer für die Kirchenzucht und Klugheit in Geschäften, berühmt. Philosophischen Scharfsinn in theologischen Untersuchungen, mit ei-
870. ner seltenen Gelehrsamkeit verbunden, machte Johann

hann der Schotte in der Fränkiſchen Kirche mehr bekannt, als jemals vorher. Unter den Griechiſchen Theologen überwog Photius, Patriarch von Conſtantinopel, an Geiſt, Gelehrſamkeit, Thätigkeit und Verdienſten, viele andere. J. C. 858.

Allein der Anfang, der im vorhergehenden Zeitalter gemacht worden war, die theologiſche Methode zu verbeſſern, den Aberglauben zu erſchüttern, und Glaubensſtreitigkeiten nützlich zu führen, war noch lange nicht bis auf den Grund gedrungen. Daher giengen jezt manche frühere glückliche Verſuche wieder rückwärts, und neue Gelegenheiten zu guten Fortſchritten, zur prüfenden Beſtimmung des Werths menſchlicher Meinungen über die Religion, wurden gar nicht oder ſchlecht genützt. Der Streit über die Verehrung der Heiligenbilder war in der abendländiſchen Kirche, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, in eine vernünftige Mittelſtraße geleitet worden. Noch in der erſten Hälfte des neunten wurde dieſe von angeſehenen Biſchöfen, wie Agobard und Jonas von Orleans waren, behauptet. Selbſt eine Synode zu Paris, welche Ludwig der Fromme halten ließ, beſtätigte dieſelbe. Da aber die Päpſte dem Bilderdienſte deſto günſtiger waren, und der große Haufe der Chriſten, auch beſonders die meiſten Mönche, auf dieſer Seite ſtanden: ſo wurde er um den Ausgang des Jahrhunderts nach und nach im Fränkiſchen Reiche wieder eingeführt. In der Griechiſchen Kirche ſchien er anfänglich noch weniger ſein Glück machen zu können, da die Schlüſſe der Nicäniſchen Synode aufgehoben, und die ungeſtümen Bilderfreunde ſcharf beſtraft wurden. Doch die Kaiſerinn Theodora ließ auf einer Synode zu Conſtantinopel die Bilder in die Kirchen, und in ihre ältere Verehrung wie- f. 842 824. 842.

§. 2. §. 3. wieder einsezen. Dabey ist es auch bey den Griechen seitdem geblieben.

Eine andere Streitigkeit, die von neuem erregt wurde, nahm ein beynahe noch schlimmeres Ende.
847. Gottschalk, ein Mönch in dem Westfränkischen Kloster Orbais, trug die Lehre vor, daß Gott von Ewigkeit her, die Menschen auf immer theils zur Seeligkeit, theils zur Verdammniß vorherbestimmt habe. Eben dieses hatte vierhundert Jahre früher Augustinus unter dem Nahmen der Prädestination gelehrt, und war stets das Muster der Rechtgläubigkeit geblieben. Jezt fanden einige Bischöfe Gottschalks Meinung ketzerisch. Raban
848. verdammte sie auf einer Synode zu Mainz; aber
849. Hinkmar nöthigte gar auf einer andern, die er zu Thiersy veranstaltete, den Mönch mit Schlägen, sein Glaubensbekenntniß zu verbrennen; zugleich wurde er zu einem immerwährenden Gefängnisse verurtheilt, in welchem er nach zwanzig Jahren, ohne seinen Lehrbegriff geändert zu haben, gestorben ist. Es half ihm nichts, daß mehrere Westfränkische Bischöfe und Theologen, wie Remigius, Erzbischof von Lyon, Prudentius, Bischof von Troyes, der Abt Servatus Lupus, der Mönch Ratramnus zu Corbie, und andere, sich seiner annahmen; daß eine zu
855. Valence gehaltene Kirchenversammlung selbst die Lehrsäze seines mächtigen Gegners Hinkmars verwarf. Auch diesmal zeigte es sich, wie bereits oft, daß es bey der Frage: ob etwas rechtgläubig oder ketzerisch sey? hauptsächlich nur darauf ankam, wer es sagte; und die Religion erlangte durch diese Händel gar keine neue Aufklärung. Zwar schrieb gerade der vorzüglichste Kopf dieser Zeiten, Johann der Scotte, wider Gottschalken; allein es war ihm haupt-

säch-

sächlich um den Beweis zu thun, daß Gottschalk anders lehre, als Augustinus: und andere bewiesen daher wider ihn, daß beide völlig einerley Meinung wären. J. C.

Um gleiche Zeit wurde zum erstenmal unter den christlichen Lehrern über das heilige Abendmahl gestritten. Nach so vielfachen Vorstellungsarten, Bildern und Redensarten, durch welche man bisher das Wesentliche dieser Cärimonie zu erklären gesucht hatte, behauptete jezt Paschasius Radbert, 831.
Mönch im Kloster Corbie, daß in dem Abendmahl Jesu, wenn gleich die Gestalt des Brodtes und Weins noch vorhanden sey, dennoch nach ihrer Einsegnung, nichts anders als der Leib und das Blut Christi, eben das Fleisch genossen werde, welches von der Jungfrau Maria gebohren worden, am Kreuze gelitten habe, und wieder auferstanden sey; und der Priester stelle dabey eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen vor. Eigentlich war diese Erklärungsart von manchen Griechischen und Lateinischen Schriftstellern schon seit einiger Zeit vorbereitet worden; aber die älteste und die herrschende war sie gewiß nicht. Daher machte sie so viel Aufsehen, daß sie nicht allein von mehrern angegriffen wurde; sondern auch, auf Karls des Kahlen Befehl, Johann der Schotte und n. 845
Ratramnus wider dieselbe schrieben. Dieser Streit führte aber wiederum zu keiner Klarheit und Festigkeit in der gedachten Lehre. Beym Paschasius ist es die völlige Grundlage der nachmals sogenannten Transsubstantiation oder Brodtverwandlung: und Ratramnus giebt nur eine Verwandlung zu, bey der Brodt und Wein ihr Wesen nicht verlieren; eine Gegenwart des Leibes Christi; der aber nicht eben

der-

J. n. C. derſelbe ſeyn ſoll, welcher am Kreuze gehangen hat. Mit dieſen Streitigkeiten waren andere, für Religion und Theologie noch unnützere, verbunden, wie über die Art, auf welche Chriſtus ein Menſch gebohren worden ſey: alle aber zeigten, daß fruchtbare Unterſuchungen, bey aller Gelegenheit, auch wohl Anlage zu denſelben, dieſem Zeitalter nicht gelingen konnten.

Eifer hingegen für die Ausbreitung des Chriſtenthums, ſo weit man es kannte, war deſto mehr ſein Geſchäfte. Der Norden von Europa lernte jezt zuerſt dieſe Religion kennen: und es war auch darum der Mühe werth, ſie den aus demſelben hervorbrechenden Normännern beliebt zu machen, weil dieſe, gleich andern heydniſchen Nationen, die chriſtlichen Länder öfters anfielen und verwüſteten. Zwar
826. ließ ſich Harald, König von Jütland, mit ſeiner Familie und mehrern ſeiner Unterthanen, mehr aus Staatsabſichten, die er mit Hülfe Ludwigs des Frommen zu erreichen hoffte, zu Ingelheim taufen. Aber es wurde doch dadurch dem Chriſtenthum der Weg nach Dänemark eröffnet. Ansgar und Autsbert, Mönche aus dem vor kurzem geſtifteten Kloſter Corvey an der Weſer, reiſten in dieſer Abſicht mit dem Könige dahin, und ihre Bemühungen hatten einigen glücklichen Fortgang. Beſonders arbeitete Ansgar, gewöhnlich der heilige Anſcharius genannt, ſo viele Jahre hindurch, unter ſo vielen Mühſeeligkeiten und Gefahren, an der Bekehrung der Nordiſchen Nationen, und ſah auch ſo manche Früchte davon, daß er deswegen der Apoſtel des Nordens
828. heißt. Auch in Schweden errichtete er eine kleine
831. chriſtliche Gemeine. Hamburg, wo ein Erzbißthum angelegt worden war, wurde ihm zum Sitze

ange-

angewiesen, von welchem aus er allgemeiner Vorsteher der Nordischen Kirche seyn sollte. Damit wurde nach einiger Zeit auch das Erzbißthum Bremen verbunden. Im südlichen Europa kam das Christenthum gleichfals unter mehrere Nationen. Bey den Bulgaren, Chazaren, und andern, die vom schwarzen Meere an, bis nach Griechenland hin wohnten, wurde es von zwey Griechischen Mönchen und Brüdern, Methodius und Cyrillus, bekannt gemacht. Eben dieselben waren auch die ersten Lehrer dieser Religion bey den Böhmen und Mähren, welche sie ihnen auf eine bleibende Art, selbst durch eine Slavische Bibelüberseżung, empfohlen. Später wurden andere Slaven in Dalmatien, auch die Russen in der jezigen Ukräne, etwas mit dem Christenthum bekannt. Aber sogar diese Bekehrungen, die grossentheils nicht viel mehr als ein Tausch heydnischer Cärimonien gegen christliche Kirchengebräuche, Glaubensformeln und Gebete waren, vergrößerten zum Theil die Eifersucht und die Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Patriarchen von Constantinopel, weil beide öfters die neugestifteten Gemeinen zu ihrem kirchlichen Gebiete zu rechnen, und einander zu entziehen suchten.

J. n. C. G. st. 865

zwischen 830 u. 840

870.

Mit dem Jahrhunderte Karls des Großen schienen auch die großen Verbesserungen wieder unterzugehen, welche er so glücklich angefangen hatte. Die Pflanzschulen der Lehrer, die theologische Gelehrsamkeit, die Kirchenzucht, die Religion selbst mit ihren Lehrern, fielen ohngefähr wieder in den Zustand zurück, in welchem er sie gefunden hatte. Sogar die Päpste, welche sich nach seinem Tode weit höher emporgeschwungen hatten, sanken, über funfzig Jahre hindurch, in eine so verächtliche Gestalt herab,

ab, daß ihr neuer Rang in Gefahr kam, sich ganz zu
J. n. verlieren. Die gewaltige Zerrüttung Italiens seit
C. G. dem Ausgange des neunten Jahrhunderts, um dessen
Krone, so wie um die kaiserliche, und um den Besitz
von Rom, sich mehrere Fürsten stritten, gab ihnen
zwar einige Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit zu be
haupten; warf sie aber auch in die Hände mächtiger
Partheyen. Unter diesen behielten nach und nach die
Markgrafen von Tuscien oder Toscana zu Rom
die Oberhand. Sie sezten Päpste ein, und stürzten
sie nach ihrem Gefallen; vornehmlich aber erhoben die
mit ihnen genau verbundenen Römischen Frauenzim
mer, Theodora, und ihre beiden Töchter, Marozia
und Theodora, ihre Freunde und unehelichen Kinder
zur Regierung der Römischen Kirche. Der Papst
f. 896 Formosus wurde zuerst von der Toscanischen Par
they gedrängt, und suchte sich zwischen den Mitbewer
bern um die Kaiserkrone dadurch zu retten, daß er den
Deutschen König Arnulf zu Hülfe rief, und ihm die
selbe aufsezte. Stephan der Sechste, den die ge
dachte Parthey zum Papste hatte wählen lassen, ließ
den Leichnam des Formosus ausgraben, und
nach vielen Mißhandlungen in die Tiber werfen; ihn
897. selbst ermordeten die Römer. Zween andere
Päpste, welche einander verdrängten, starben beide
904. im Gefängnisse. Sergius der Dritte, der ih
nen auf dem päpstlichen Stuhl nachfolgte, wurde durch
seine unzüchtige Vertraulichkeit mit der Marozia übel
f. 911 berüchtigt. Die ältere Theodora verschaffte zwar
ihrem Liebling, Johann dem Zehnten, das Papst
f. 928 thum; Marozia aber und ihr Gemahl ließen ihn sein
Leben im Gefängnisse endigen. Bald darauf be
sezte Marozia diesen Thron mit ihrem unehelichen
f. 936 Sohne von dem Papste Sergius, Johann dem
Eilften; er mußte aber auch seine lezten Tage als ein
Ge

Gefangener zubringen. Manchen unter diesen Päpsten fehlte es nicht an Fähigkeiten zu einer geschickten Amtsverwaltung; der lasterhafteste von allen war ein Enkel der Marozia, Johann der Zwölfte, der als ein Knabe zur Regierung kam, und zuerst seinen Nahmen veränderte. Diese weibliche Oberherrschaft zu Rom könnte gar wohl in spätern Jahrhunderten die Sage von einer Päpstinn Johanna veranlaßt haben; wenn sie gleich das ungewisse Gerücht hundert Jahre zu früh angesezt hat. J. n. C. G. s. 956. 855.

Mittlerweile war man zu Rom der Regierung des Königs von Italien Berengars überdrüssig geworden; Johann der Zwölfte rief selbst den Deutschen König, Otto den Ersten, wider ihn zu Hülfe. Dieser kam, bemächtigte sich des Italiänischen Reichs; wurde zum Römischen Kaiser gekrönt, und zugleich mit dieser Würde der Oberherr des Papstes. Allein da dieser bald eine Empörung wider ihn stiftete: ließ ihn Otto absezen, einen andern wählen, und gründete das kaiserliche Bestätigungsrecht der Päpste von neuem. Johann drängte sich noch einmal in seine vorige Würde ein; wurde aber umgebracht. Otto dämpfte noch mehr Unruhen, welche die Besezung des päpstlichen Stuhls durch Römische Partheyen verursachte; allein nach seinem Tode stiegen dieselben weit höher. Crescentius, ein mächtiger Römer, riß die Herrschaft dieser Hauptstadt an sich; Päpste wurden wieder vertrieben oder ermordet. Endlich stellte der Kaiser Otto der Dritte die Ordnung und das kaiserliche Ansehen daselbst abermals her. Er beförderte seinen ehemaligen Lehrer, Gerbert, den gelehrtesten Mann dieses Jahrhunderts; der aber eben wegen seiner seltenen physicalischen Kenntnisse vor einen Zauberer gehalten wurde, zur päpstlichen Würde, die er 962. 963. 964. 974. 996. 999. starb 1003.

unter dem Nahmen Sylvesters des Zweyten eine kurze Zeit verwaltete.

Ungeachtet so vieler ärgerlichen Auftritte in der Geschichte der Päpste, behaupteten sie sich dennoch in dem einmal errungenen Ansehen, weil Unwissenheit und Aberglaube, welche herrschend waren, keine freyere Prüfung oder Entschliessung verstatteten; auf der andern Seite aber zu vielen Geistlichen daran gelegen war, ein allgemein gefürchtetes Oberhaupt zu haben, von welchem sie bey ihren ebenfals immer wachsenden Verbrechen und Sünden geschützt werden, und ihnen neue verschafft werden konnten. Ja die Päpste wurden sogar übermüthiger gegen die Fürsten, als jemals vorher. Gregor der Fünfte, ein Anverwandter des Kaisers Otto des Dritten, der ihn zum Papste hatte wählen lassen, bedrohte in Gegenwart
993. desselben den König Robert von Frankreich, wegen seiner Heyrath mit einer nahen Anverwandtinn, mit dem Bann, und zwang ihn zuerst durch diesen, als durch das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes in seinem Reiche, diese Ehe aufzuheben. Die Grundsätze des falschen Isidors thaten immer mehr ihre Würkung; schon zogen die Päpste alle Angelegenheiten der Bischöfe vor ihren Richterstuhl. Sie fiengen an, sich Rechte allein zuzueignen, welche sie mit jenen bisher gemeinschaftlich hatten; wie die
993. erste feyerliche Heiligsprechung zeigte, welche Johann der Funfzehnte an dem Bischof von Augsburg Ulrich vornahm.

Selten verfochten noch die Bischöfe wider sie ihre Befugnisse mit einigem Muthe. Unter ihnen, wie bey dem gesammten Clerus, war jezt nicht viel mehr Gelehrsamkeit, als bey den Päpsten selbst.

Die

Die Bischöfe suchten größtentheils nur immer angesehener und reicher zu werden; auf Staatsgeschäfte nicht minder als auf Kirchensachen, großen Einfluß zu haben, und ein herrliches Leben führen zu können. Nirgends erreichten sie diese Absichten mehr als in Deutschland, wo Otto der Erste sie nicht nur ungemein beschenkte; sondern sie auch als Staatsbediente gebrauchte, und ihnen Herzogthümer ertheilte. Wenn man den vorher gedachten Sylvester ausnimmt: so zeichnete sich kein einziger durch gelehrte Schriften aus. Ratherius, Bischof von Verona, wurde nur dadurch ein gemeinnützlicher Schriftsteller, daß er zur Verbesserung der äußerst verdorbenen Sitten seines Standes Vorschläge that. Unter den Griechen waren es auch bloß Arethas, Bischof zu Cäsarea, und Oekumenius, Bischof zu Tricca in Thracien, den man wahrscheinlich in das zehnte Jahrhundert sezt, welche mit nützlichem Fleiße Bibelauslegungen sammelten.

J. n. C. G.

936. fg.

931. fg.

gegen 915.

gegen 1000.

Auch die Mönche vermehrten, bereicherten und verschlimmerten sich immer mehr, hauptsächlich in den Abendländern. Clügny, Gemblours, Quedlinburg, Bergen bey Magdeburg, und eine Menge anderer Klöster oder vornehmer Abteyen, wurden jezt gestiftet, und ihren Schutzheiligen zu Ehren mit überaus großen Einkünften versehen. Allein die meisten Mönchsgesellschaften hatten schon lange aufgehört, ihre Regel zu beobachten. Unter den wenigen Klöstern, welche sich durch Bemühungen in den Wissenschaften hervorthaten, war besonders Corvey berühmt. Ein außerordentliches Beyspiel gab in dem benachbarten Stifte Gandersheim die Nonne Roswitha durch witzige lateinische Schriften. Zu gleicher Zeit aber wurde England viele Jahre hindurch von Mönchen beherrscht. Einer der unternehmendsten, ge-

960. fg.

J. n. C. G. 961. fg. waltthätigsten und schlauesten, Dunstan, der selbst Erzbischof von Canterbury war, nöthigte die Könige, von seinem Willen abzuhängen; besezte die vornehmsten geistlichen Aemter mit seinen Ordensbrüdern; verfolgte die weltlichen Priester oder Pfarrer, die zwar auch ausgeartet waren, vornehmlich darum, weil sie in einer rechtmäßigen Ehe lebten; und wußte seine ausschweifende Macht durch einen Ruf von Heiligkeit und vermeinte Wunder zu unterstützen. Da die Benediktiner, der einzige Mönchsorden, den es in diesen Jahrhunderten gab, so sehr einer Verbesserung bedurften: so wurde sie in manchen Klöstern desselben versucht. Die merkwürdigste brachte Odo, Abt von Clügny, zu Stande, der nicht nur sein Kloster, sondern auch mehrere andere in Frankreich, mit so vielem Eifer und Beyfall zur genauern Beobachtung der Regel des heil. Benedikt zurückführte, daß eine Menge Klöster in den übrigen Europäischen Ländern diese Reformation annahm, und daraus in der Folge der Orden oder die Congregation von Clügny enstand.

st. 988. s. 927.

Nach dem äußerlichen Fortgange und Bekenntnisse zu urtheilen, hatte die christliche Religion in diesem Zeitalter sehr günstige Schicksale. Sie fand durch Fürsten, Bischöfe und Mönche bey vielen heydnischen Nationen eine dauerhafte Aufnahme; wiewohl nicht immer ohne Zwangsmittel. Von den Normännern, welche seit beynahe hundert Jahren das westliche Europa verwüstet hatten, wurde ein grosser Haufen, der im nördlichen Frankreich gelandet war, mit seinem Anführer Rollo zum Christenthum gebracht; unter dem seitdem angenommenen Nahmen Robert wurde er der erste Herzog der Normandie. Als einige Zeit darauf der Deutsche König Heinrich der Erste die Slaven, besonders die Sorben, im heu-

912. s. 925. fg.

heutigen Meißnischen, zwischen der Elbe und Saale, bezwungen hatte: sahen sich dieselben bald genöthigt, sich taufen zu lassen. Sein Sohn, Otto der Erste, oder der Große, der auch die gegen die Oder hin wohnenden Slaven in der jezigen Niederlausitz überwältigte, legte zur Befestigung und Erweiterung des Christenthums in den neueroberten Ländern, die Bißthümer Meißen, Merseburg, Zeiz, Brandenburg und Havelberg an. Diese alle unterwarf er dem auch von ihm gestifteten Erzbißthum Magdeburg. Er errichtete auch das Bißthum zu Posen in Pohlen, dessen Herzog Miecislav oder Miesko gleichfals das Heydenthum verließ. Eine andere Slavische Nation, die Russen, fieng um eben diese Zeit an, mit der christlichen Religion bekannt zu werden; da aber ihr Großfürst Wladimir der Große die Taufe angenommen hatte, traten sie auch völlig zu derselben über. In dem benachbarten Ungarn bekam der christliche Glaube auch schon um die Mitte des zehnten Jahrhunderts zween Fürsten zu Anhängern; allein Stephanus, der erste König dieses Reichs, führte ihn erst völlig in demselben ein. Er verband dabey Geseze und Unterricht, den er zuweilen selbst ertheilte; rief viele Lehrer der Religion nach Ungarn; gründete das Erzbißthum Gran, nebst einigen Bißthümern, und wurde wegen aller dieser Verdienste der Apostel von Ungarn, oder der Apostolische König genannt; auch unter die Heiligen versezt. Auf seinen Befehl mußten auch die Einwohner Siebenbürgens Christen werden. In den mitternächtigen Ländern von Europa war der frühere Eingang dieser Religion ohne bleibende Folgen gewesen. Jezt brachte zwar der Deutsche König Otto der Große durch seine Siege Haralden, König von Dänemark, dahin, daß er sich zum Christenthum bekannte; es wur-

J. n. C. G.

f. 938.

968.

965.

987.

997.

um 960.

[illegible] für seine Unterthanen, die ihm darinne nachmachten, Bischöfe in Jütland bestellt. Doch sein Sohn Sveno trat zum Heydenthum zurück, und verfolgte die Christen, bis er in seinen spätern Jahren ihre Religion begünstigte. Erst Canut der Große hat sie in Dänemark herrschend gemacht. Olav der Erste, König von Norwegen, führte sie in seinem Reiche meistentheils durch Zwang, und sogar durch Hinrichtungen der Großen ein, welche dem Götzendienste nicht entsagen wollten. Aus Norwegen kam das Christenthum auch bald in die erst seit ohngefähr hundert Jahren entdeckte Insel Island, und aus derselben nach Grönland, (oder Greenland) welches sich in den neuern Jahrhunderten für die Europäer wieder verloren hat. Auch in Schweden arbeiteten zu dieser Zeit Englische Geistliche, die sich theils aus ihrem Vaterlande, theils aus Norwegen dahin begeben hatten, so lange an der Empfehlung der christlichen Religion, bis sie daselbst unter Olavs des Schooßkönigs Regierung völlig angenommen wurde. Allein Adalbert, Bischof von Prag, der ähnliche Bemühungen bey den heydnischen Preußen anwandte, wurde von denselben erschlagen. Seitdem wurden zu seinem Grabe in der Pohlnischen Stadt Gnesen Wallfahrten angestellt: und bey einer solchen andächtigen Reise stiftete der Kaiser Otto der Dritte das dortige Erzbißthum.

Für alle diese kriegerisch rohen Nationen, welche sich dem Christenthum ergaben, war es zwar ein offenbarer Gewinn, daß dadurch ihre Sitten gemildert, und ihnen die Anfangsgründe der Wissenschaften bekannt wurden; aber man lehrte sie doch größtentheils nur eine Cärimonien-Religion, die noch dazu mit jedem Jahrhunderte neuen willkührlichen und aber-

gläu-

wegen seiner Ausschweifungen absezten, die päpstliche Würde an Gregor den Sechsten verkauft hatte, und neben diesen beiden noch der von den Römern gewählte Sylvester der Dritte jene Würde zu behaupten suchten: ließ der Kaiser Heinrich der Dritte alle drey auf einer Synode vor unwürdige Päpste erklären, und an ihrer Stelle einen Deutschen Bischof, Clemens den Zweyten, auf diesen Thron befördern. Bald aber zeigte sich den Päpsten eine neue Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Vor einiger Zeit war eine Schaar Normänner in das untere Italien gekommen, wo sie ansehnliche Eroberungen machten. Der Papst Leo der Neunte, der schon die Stadt Benevent in jenen Gegenden von dem erstgedachten Kaiser eingetauscht hatte, wollte diese unternehmenden Krieger nicht zu Nachbarn haben; er war auch für die dortigen Güter seiner Kirche besorgt, in welche sie streiften. An der Spize also eines Kriegsheeres wollte er sie nöthigen, die eroberten Ländereyen zu verlassen. Dieser Versuch lief zwar so unglücklich ab, daß sein Heer geschlagen, und er selbst gefangen wurde. Doch einer seiner nächsten Nachfolger, Nicolaus der Zweyte, verglich sich desto glücklicher mit den Normännern. Beide Theile fanden ihren Vortheil darinne, sich mit einander gegen die Kaiser zu vereinigen. Daher ließ sich der vornehmste Normännische Fürst und Held, Robert Guiscard, von dem Papste die Herzogthümer Apulien und Calabrien bestätigen; auch sich das noch den Griechen und Saracenen zu entreißende Sicilien schenken; und sich für alles dieses zum Lehnsmann des Apostels Petrus, das heißt, der Päpste, erklären; zugleich versprach er ihnen für sich und seine Nachkommen eine jährliche Steuer. Eben dieser Papst Nicolaus veränderte die bisher übliche Wahl der Päpste. Alle Geist-

J. n. C. G.
1044.
1046.
1053.
1059.

liche

Wege zu philoſophiren; ſondern auch das Lehrgebäude
J. n. ihrer Kirche, und Streitigkeiten über daſſelbe, durch
C. G. ſolche Unterſuchungen aufzuhellen. So wußte Lan-
ft. frank, ein Italiäner, der aber Abt in der Norman-
1089. die, und zulezt Erzbiſchof zu Canterbury wurde, ſei-
nen dialektiſchen Scharfſinn im Abendmahlsſtreite mit
dem Berengarius, deſſen vornehmſter Gegner er
ft. war, geſchickt anzubringen. Anſelmus, auch ein
1109. Italiäner, Lanfranks Nachahmer und Nachfolger
in beiden Ländern und Aemtern, erwarb ſich noch ei-
nen größern Ruhm als philoſophirender Theologe.
Er bearbeitete inſonderheit die natürliche Theologie;
erfand in derſelben einen neuen Beweis für das Daſeyn
Gottes; ſuchte die Gründe von Hauptlehren des Chri-
ſtenthums auszuforſchen, und ſchrieb zur Vertheidi-
gung deſſelben gegen ſeine Feinde. Nach eben dieſer
Methode, welche man die ſcholaſtiſche Theologie
1092. nannte, ſezte bereits Hildebert, Archidiakonus zu
Mans, nachmals Biſchof dieſer Stadt, endlich Erz-
ft. um biſchof zu Tours, das erſte Handbuch derſel-
1134. ben auf.

Von dieſer Seite alſo, mit einem philoſophiſchen Gewande bekleidet, ſchien die Religionswiſſenſchaft in der abendländiſchen Kirche zu einer Hauptverbeſſerung fortzuſchreiten. Aber in jedem andern Bedürfniſſe von theologiſcher Gelehrſamkeit blieb ſie immer noch ſehr zurück. Daher ſind die meiſten ſchriftſtelleriſchen Beyträge zu derſelben kaum mittelmäßig: und ohnedieß beſchäftigte ſich ſchon lange ein großer Theil der Biſchöfe und Mönche lieber mit Chroniken von Weltgeſchichten, Lebensbeſchreibungen der Heiligen, und Sammlungen von Kirchengeſezen, als mit dem Weſentlichen ihrer Wiſſenſchaft. So fruchtbar der Cardinal Petrus

Das

Damiani in hinterlassenen Werken gewesen ist; so sind es doch hauptsächlich nur seine Versuche einer strengern Sittenverbesserung bey dem Clerus, und auch diese nicht immer nach richtigen Grundsäzen, welche ihm Ehre gemacht haben. Auch unter den Griechen waren geschickte Schriftausleger, wie Theophylaktus, Erzbischof zu Achris in der Bulgarey, überaus selten. Ihr Michael Psellus wurde zwar als der lezte große Griechische Gelehrte angesehen; allein nach seinen theologischen Schriften darf man seine Verdienste nicht abmessen.

J. H. C. G. ft. 1072. ft. n. 1107. ft. n. 1105.

Häufiger und eifriger waren die Bemühungen dieses Zeitalters, das Mönchsleben zu erweitern, und durch Erneuerung seiner ursprünglichen Vorschriften, noch ehrwürdiger zu machen. Der Orden von Clugny, diese zahlreiche Gesellschaft verbesserter Benediktinerklöster, erlangte jezt ein glänzendes Ansehen; hatte aber das gewöhnliche Schicksal, durch seine Bereicherung auszuarten. Mit mehr Strenge suchte Romualdus seine Mönche, die er mitten in den Apenninischen Gebürgen zu Campo Malduli versammelte, und die davon Camaldulenser genannt worden sind; und kurz darauf Gualbert, Stifter der Congregation von Vallumbrosa in eben diesen Gebürgen, die Regel Benedikts beobachten zu lassen. In eben derselben Absicht begab sich der Benediktiner-Abt Robert mit einigen seiner Mönche in die rauhe Gegend von Citeaux, wo er den Cistercienser-Orden anlegte, der so berühmt und begütert worden ist. Dem heiligen Antonius, Vater des Mönchslebens, zu Ehren, der die wunderthätige Kraft, die fallende Sucht zu heilen, äußern sollte, wurde auch eine Gesellschaft, die Antonier-Herren genannt, errichtet; welche aber erst zweyhundert Jahre später eine völlige Mönchsein-

1048. ft. 1023. 1098. 1095.

richt-

richtung bekommen hat. Alle diese neue Mönchsstiftungen, oder vervollkommte alte, übertraf an büßender Härte der Lebensart, der Carthäuser-Orden. 1084. oder 1086. Er hatte einen Canonicus zu Rheims, Bruno, zum Urheber, der sich mit etlichen Gefährten an einen öden und traurigen Ort nicht weit von Grenoble zog, wo sie unter anhaltendem Gebete, Fasten, geistlichen Betrachtungen, und fast beständigem Stillschweigen für ihre Tugend und Seeligkeit sorgen wollten; und von ihrem Wohnplatze, der Carthause, den Nahmen erhielten. Die Canonici, welche von ihrer ersten Bestimmung schon großentheils abgewichen waren, wurden jezt zu derselben zurückgeführt. Ausserdem daß sie ihr gemeinschaftliches Leben wieder her- 1090. vorsuchen mußten, brachte auch Ivo, nachher Bischof zu Chartres, einen Theil von ihnen so weit, daß sie auch ihrem Vermögen entsagten, und, gleich den Mönchen, nur von ihren gemeinen Einkünften mäßig lebten. Diese wurden seitdem regulirte Canonici oder Chorherren des heil. Augustinus genannt; da hingegen die übrigen den Nahmen der weltlichen (seculares) behielten.

Weder solche geglaubte Vollkommenheiten der ascetischen Lebensart, noch die höhern Religionseinsichten, welche gelehrte Nachforschungen ertheilen, waren es, was die obersten Lehrer der abendländischen Christen, die Päpste, zu dieser Zeit suchten. Aber alle Christen zu beherrschen, und auch ihr weltliches Gebiet, wie das kirchliche, möglichst zu vergrößern; darnach strebten sie unaufhörlich: und sie erreichten nunmehr das große Ziel völlig, nach dem sie seit Jahrhunderten gestrebt hatten. Eine Zeit lang fühlten sie noch ihre schuldige Abhängigkeit von den Deutschen Kaisern. Als insonderheit Bene- 1038. dikt der Neunte, den die Römer mehr als einmal

wegen

wegen seiner Ausschweifungen absezten, die päpstliche Würde an Gregor den Sechsten verkauft hatte, und neben diesen beiden noch der von den Römern gewählte Sylvester der Dritte jene Würde zu behaupten suchten: ließ der Kaiser Heinrich der Dritte alle drey auf einer Synode vor unwürdige Päpste erklären, und an ihrer Stelle einen Deutschen Bischof, Clemens den Zweyten, auf diesen Thron befördern. Bald aber zeigte sich den Päpsten eine neue Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Vor einiger Zeit war eine Schaar Normänner in das untere Italien gekommen, wo sie ansehnliche Eroberungen machten. Der Papst Leo der Neunte, der schon die Stadt Benevent in jenen Gegenden von dem erstgedachten Kaiser eingetauscht hatte, wollte diese unternehmenden Krieger nicht zu Nachbarn haben; er war auch für die dortigen Güter seiner Kirche besorgt, in welche sie streiften. An der Spize also eines Kriegsheeres wollte er sie nöthigen, die eroberten Ländereyen zu verlassen. Dieser Versuch lief zwar so unglücklich ab, daß sein Heer geschlagen, und er selbst gefangen wurde. Doch einer seiner nächsten Nachfolger, Nicolaus der Zweyte, verglich sich desto glücklicher mit den Normännern. Beide Theile fanden ihren Vortheil darinne, sich mit einander gegen die Kaiser zu vereinigen. Daher ließ sich der vornehmste Normännische Fürst und Held, Robert Guiscard, von dem Papste die Herzogthümer Apulien und Calabrien bestätigen; auch sich das noch den Griechen und Saracenen zu entreißende Sicilien schenken; und sich für alles dieses zum Lehnsmann des Apostels Petrus, das heißt, der Päpste, erklären; zugleich versprach er ihnen für sich und seine Nachkommen eine jährliche Steuer. Eben dieser Papst Nicolaus veränderte die bisher übliche Wahl der Päpste. Alle Geist-

J. n. C. G. 1044. 1046. 1053. 1059.

liche

liche zu Rom und die Römer überhaupt hatten daran
J. n. C. G. Antheil gehabt; daraus waren aber öfters Partheyen und Unruhen entstanden. Er verordnete daher, daß künftig nur die sieben Bischöfe in der Nähe Roms, und die acht und zwanzig Pfarrer der Hauptkirchen die-
1059. ser Stadt die gedachte Wahl vollziehen sollten. Dazu sind im folgenden Jahrhunderte noch andere angesehene Geistliche zu Rom gekommen: und diese insgesammt haben unter dem alten, aber in seiner Bedeutung mehrmals veränderten Nahmen der Cardinäle, das ausschließende Recht, einen Papst zu wählen, bis auf unsere Zeiten beybehalten.

Um diese Zeit war auch der vor hundert Jahren zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche entstandene Streit wieder erneuert, und bis zu ihrer völligen Trennung von einander, getrieben worden. Michael Cerularius, Patriarch
1053. von Constantinopel, warf den abendländischen Christen öffentlich vor, daß sie sich des ungesäuerten Brodts im Abendmahl bedienten; Blut und Ersticktes äßen; Priester hätten, die ihren Bart nicht wachsen ließen; und was der Kleinigkeiten mehr waren. Die Gesandten, welche Leo der Neunte, zur Beylegung dieser Händel, auf Verlangen des Griechischen Kaisers nach Constantinopel schickte, verfehlten diese Absicht gänzlich. Ein stolzes Schreiben des Papstes an den Patriarchen, und das beleidigende Betragen seiner Gesandten, (darunter der Cardinal Humbert der vor-
1054. nehmste war) die einen Bannfluch wider den Cerularius in seiner Hauptkirche selbst niederlegten, verstärkten nur die Erbitterung beider Partheyen. Ihre wechselseitigen Verketzerungen, Bannflüche und Streitschriften haben seitdem Jahrhunderte lang fortgedauert.

Damals regierte eigentlich zu Rom bereits seit mehrern Jahren, ein Mann von großen Gaben; aber herrsch-

herrschsüchtig und arglistig in hohem Grade: Hildebrand, Archidiakonus, in der Folge Cardinal der Römischen Kirche. Die Päpste wurden durch seine Rathschläge geleitet; schon suchte er auch das alte Bestätigungsrecht der Kaiser über die neugewählten Päpste umzustoßen. Endlich wurde er selbst Papst, unter dem Nahmen Gregors des Siebenten. Für seine angeheuren Entwürfe war eben jezt die günstigste Zeit, indem das kaiserliche Ansehen in Deutschland und Italien durch die lange Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten viel gelitten hatte; Gregor aber sich auf den Beystand der Normännischen Herzoge, und der mächtigsten Fürstinn von Italien, der Markgräfinn Mathildis, verlassen konnte. Er verbot also dem Kaiser die Belehnung der Prälaten seines Reichs durch Ring und Stab; forderte ihn, da derselbe sein Recht nicht fahren lassen wollte, vor seinen Richterstuhl; als aber dieser ihn absezte, belegte er ihn mit dem Kirchenbanne, erklärte ihn auch vor abgesezt, und entband seine Unterthanen von der ihm geschwornen Treue. Heinrich, fast von jedermann verlassen, demüthigte sich bis zur Kirchenbuße unter Gregors Augen, um die Lossprechung vom Banne zu erlangen. Allein dieser suchte ihn immer noch vom Throne zu entfernen. Darüber kam es zum Kriege, und zu andern Ausbrüchen der Erbittetung zwischen beiden; der Papst sezte Heinrichen einen andern Kaiser entgegen; (denn er wollte nun diese Fürsten bestätigen, von denen sonst die Päpste, als von ihren Landesherren, bestätigt worden waren;) sah zwar Rom selbst von dem Kaiser erobern, und sich in der Engelsburg eingeschlossen; wurde aber von dem Herzoge Robert Guiskard gerettet. Wie er den Kaiser mißhandelte: so brachte er auch fast alle übrige Könige von Europa unter die Botmäßigkeit seines Stuhls; er deutete ihnen an,

J. n. C. G.

1061.

1073.

1075.

1076.

1077.

1080.

1083.

f.

1085.

an, daß ihr Lehnsleute desſelben wären, und ihm eine jährliche Steuer zahlen müßten. Was manche vorhergehende Päbſte ſchon verſucht hatten, dem Clerus den ehelichen Stand aufzudringen, das betrieb er mit noch größerm Nachdrucke; doch hierinne allein fand er einen nicht zu überwältigenden Widerſtand. Die Markgräfinn Mathildis ſchenkte ihm oder der Römiſchen Kirche alle ihr Lehns- und Erbgüter, die ein ſehr großes fürſtliches Gebiet im obern und mittlern Italien ausmachten; ein ſtarker Schritt zur päpſtlichen Beſitznehmung von ganz Italien, wenn dieſe Schenkung zur völligen Würkſamkeit gekommen wäre. Gregor gründete die geiſtliche und weltliche Herrſchaft der Päpſte über Europa ſo vollkommen, daß er als Stifter ihrer Monarchie anzuſehen iſt. Wenn er gleich einige Mißbräuche abzuſtellen ſuchte; ſo iſt doch der gränzenloſe Uebermuth, mit welchem dieſer chriſtliche Biſchof jede rechtmäßige Macht zu Boden trat, gar keiner Vertheidigung fähig.

Seine Nachfolger baueten nun ſicher auf den von
1091. ihm gelegten Grund. Einer der nächſten, Urbanus der Zweyte, verleitete ſelbſt den älteſten Sohn des
1095. Kaiſers zur Empörung wider ihn; erneuerte den Bann gegen denſelben, und unterſagte allen Geiſtlichen, irgend einem Fürſten zu huldigen. Aber er verſezte auch unzählige Chriſten in eine ſeltſame Begei-
1096. ſterung, durch welche er den erſten Kreuzzug oder vermeinten heiligen Krieg mit den Türken ſtiftete, denen Paläſtina mit den ſogenannten heiligen Oertern daſelbſt entriſſen werden ſollte. Dieſes neue Mittel, die Oberherrſchaft der Päpſte auszubreiten, das durch den beſondern Schuß, in den ſie Hunderttauſende, vom Fürſten an gerechnet, nahmen; durch den Ablaß, welchen ſie ihnen für ihre Kriegsluſt ertheilten; durch die

Re-

Religion selbst, in deren Nahmen sie die Oberaufsicht dabey führten, und durch das Gebiet, welches für sie in Asien erworben wurde, würksam ward, hatte wenigstens im Anfange einen scheinbar glücklichen Fortgang für die Christen. Außer andern Städten in Klein-Asien und Syrien, eroberten sie Jerusalem selbst, das große Ziel ihrer Wünsche, und riefen den Herzog von Lothringen, Gottfried von Bouillon, zum Könige des daselbst zu errichtenden Reichs aus. Es hatte das Ansehen, daß das Christenthum, welches seit hundert Jahren von keiner heydnischen Nation in den Abendländern angenommen worden war, und seit einigen Jahrhunderten zwar die Nestorianer im nördlichen und östlichen Asien fortpflanzten; aber die Araber und Türken in den südlichen und westlichen Gegenden dieses Welttheils desto mehr eingeschränkt oder gar unterdrückt hatten, nunmehr daselbst wieder hergestellt werden dürfte. J. C. 1099.

Allein die Religion gewann weit weniger durch die Kreuzzüge einige, auch nur unbedeutende, Vortheile, zumal entehrt durch das Betragen der meisten, welche sie anstellten, als die Päpste. Diese, welche sie zweyhundert Jahre hindurch immer zu erneuern suchten, und mit der Geistlichkeit benützten, fuhren fort, ihre neuerworbene Macht, unter vielen Streitigkeiten mit den Fürsten ihrer Kirche, zu behaupten. Zwar wurde Paschalis der Zweyte von dem Kaiser Heinrich dem Fünften zu dem Vergleiche genöthigt, daß, wenn die Kaiser der Belehnung ihrer Prälaten mit dem Ring und Stab entsagten, diese ihnen auch alle von denselben empfangene landesherrliche Rechte zurückgeben sollten; und bald darauf, als ein Gefangener des Kaisers, zu einem andern, durch welchen ihm sein altes Belehnungsrecht 1111.

J. n. C. G. völlig zugeſtanden wurde. Doch auch dieſer Vergleich wurde bald wieder aufgehoben. Erſt zehn Jahre darauf machte ein neuer zwiſchen dem Kaiſer und Calixtus dem Zweyten zu Worms geſchloſſener dieſen
1122. faſt funfzigjährigen Händeln ein Ende. Kraft deſſelben begnügten ſich die Kaiſer, ihre Biſchöfe und Aebte mit dem Scepter, gleich weltlichen Fürſten, zu belehnen, und hörten alſo noch merklicher auf, Oberhäupter der Deutſchen Kirche zu ſeyn. Dafür wurde ihnen das Recht eingeräumt, bey der Wahl ihrer Prälaten gegenwärtig zu ſeyn, und, wenn ſie zwieſpältig ausfiele, mit Zuziehung anderer Biſchöfe darüber zu entſcheiden. Dieſes Deutſche Kirchengeſez iſt zwar ſeitdem überhaupt in Gültigkeit geblieben; aber das gedachte Recht der Entſcheidung haben die Kaiſer nach und nach den Päpſten überlaſſen müſſen.

Sehr oft kamen nunmehr Gelegenheiten, wo dieſe kirchlichen Monarchen zeigen konnten, wie groß bereits ihre Macht ſey; oder auch neue Stüzen derſelben erlangten. Als ſich die Eroberungen der Normänniſchen Fürſten, Neapel und Sicilien, zu einem Königreiche gebildet hatten: krönte Anaklet der Zweyte Rogern zum erſten Könige beider Sicilien,
1130. und belehnte ihn damit; ſo wie bereits ſein Vater zum gebohrnen Legaten des Papſtes ernannt worden war. Einige Zeit darauf nahm zwar Alfons, Graf
1139. von Portugal, den königlichen Titel an; allein In-
1142. nocentius der Zweyte beſtätigte denſelben erſt nach einigen Jahren, mit der Bedingung, daß das neue Reich eine jährliche Steuer zahlen, und von dem heil. Petrus oder von der Römiſchen Kirche, zur Lehn gehen ſollte. In eben dieſen Jahren wurden die Päpſte zu Rom ſelbſt mit einer unerwarteten Gefahr bedroht.

Hier,

Hier, wo sie schon lange mehr vermochten, als die Kaiser, trat Arnold von Brescia mit der Lehre auf, daß die Päpste und der gesammte Clerus von ihren unermeßlichen Reichthümern zu dem nothdürftigen Unterhalte, den dieser Stand in den ersten Jahrhunderten genossen hatte, zurückgeführt werden müßten. Er machte so viel Eindruck, daß die Römer sich wider die Päpste empörten; sie riefen endlich den Kaiser Conrad den Dritten, dem sie sich ergeben wollten, in ihre Stadt. Aber Eugenius der Dritte und der Abt Bernhard von Clairvaux beredeten ihn vielmehr, einen Kreuzzug vorzunehmen, dessen Ausgang sehr unglücklich war, und dem Papste Zeit ließ, sich zu Rom wieder festzusezen. Um gleiche Zeit schrieb der Mönch Gratianus zu Bologna eine Sammlung von Kirchengesezen, die zugleich Quelle und Lehrbuch des neuern geistlichen oder päpstlichen Rechts wurde; ächte und unächte, alte und neue Verordnungen enthielt und verglich: alles zur Unterstüzung der päpstlichen Anmaaßungen, und der noch übrig gebliebenen zahlreichen Vorrechte des Clerus. Sie erhielt daher auch bald ein gesezmäßiges Ansehen; wurde die Grundlage von dem Gesezbuche der Päpste, und half diesen desto mehr nicht nur ein gleiches Ansehen mit den Fürsten und ihren Gesezen, sondern ein noch höheres und entscheidenderes bey allen Rechtsfragen, welche ihnen und der Geistlichkeit wichtig seyn konnten, zu behaupten.

J. n. C. G. um 1139. 1146. 1147. 1151.

Jezt war freylich mit Friedrich dem Ersten ein Kaiser auf den Thron gelangt, der eben so viele Fähigkeit als Entschlossenheit besaß, die ihm gebührende Oberherrschaft über die Päpste, und seine Rechte in Italien aufrecht zu erhalten. Adrian der Vierte fühlte solches zuerst, als er sich das Ansehen gab,

die Kaiserkrone ertheilen zu können. Allein da Friedrich Alexandern den Dritten nicht als Papst erJ. n. C. G. kennen wollte: verstärkte sich dieser durch seinen Bund
1155. mit den grossen Lombardischen Städten, die sich wi-
58. der den Kaiser empörten, und mit dem Könige beider Sicilien; endlich wurde der Kaiser doch, nach fünf grösstentheils siegreichen Feldzügen in Italien, gend-
1177. thigt, sich vor Alexanders Hoheit zu demüthigen, und beschloß seine vielen Unternehmungen mit einem Kreuzzuge, in dem er das Leben einbüßte. Alexander behielt noch über einen andern Fürsten von nicht geringerm Verstande und Muth, über Heinrich den Zweyten, König von England, durch Hülfe eines seiner eifrigsten Anhänger, Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, die Oberhand. Um die ausschweifenden Ansprüche und Sitten der Geistlichen in jenem Lande einzuschränken, waren von den Reichs-
1164. ständen Gesetze gegeben worden, durch welche sie wegen Verbrechen den weltlichen Gerichten unterworfen, der König vor ihren höchsten Richter erklärt, und ihnen Beysteuern zu öffentlichen Bedürfnissen auferlegt wurden. Diese Gesetze erklärte der Papst grösstentheils vor ungültig; auch Becket verwarf sie, ob er sie gleich unterschrieben hatte. Genöthigt, sich deswegen ausserhalb England zu flüchten, belegte er, von dem Papste unterstützt, beynahe alle Anhänger des Königs mit dem Banne. Dieser mußte mit ihm einen erniedri-
1170. genden Vergleich schließen: und da Becket bald darauf wegen seines neuen Uebermuths ermordet ward, wurde er als ein Heiliger angerufen, bey dessen an Wundern fruchtbarem Grabe selbst Heinrich die
1190. strengste Büßung übernahm. Ein Kreuzzug, den der folgende Englische König Richard nach Palästina, unglücklich genug, anstellte, bewies wenigstens seine Ergebenheit gegen die Päpste.

Wäh-

Während daß dieſe überall unwiderſtehlich wurden, fühlten ſie noch einen ſehr kleinen Reſt ihrer ehemaligen Abhängigkeit von den Kaiſern zu Rom und in den umliegenden Gegenden. Auch deſſen wußte ſich Innocentius der Dritte zu entledigen. Da nach dem Tode des Kaiſers Heinrichs des Sechsten, ſein Prinz und beſtimmter Nachfolger, Friedrich, nur noch ein Kind, und als König von Sicilien ſogar von dem Papſte abhängig war: bediente er ſich dieſer ſo günſtiger Umſtände zur völligen Gründung des päpſtlichen Fürſtenthums im mittlern Italien. Er nöthigte den kaiſerlichen Statthalter zu Rom, ihm den Eid der Treue zu leiſten, und entzog dieſe Hauptſtadt, über welche die Kaiſer noch einigen Schatten ihrer alten Oberherrſchaft behaupteten, denſelben auch dem Nahmen nach auf immer. Eben ſo geſchwind brachte er den Herzog von Ravenna, den Markgraf von Ancona, den Herzog von Spoleto, und den Graf von Aßiſi, lauter kaiſerliche Statthalter, ſo weit, daß ſie ihm alle dieſe Länder überlaſſen mußten. Er gab dabey vor, daß er weiter nichts thue, als der Römiſchen Kirche dasjenige wieder zu verſchaffen, was ihre Feinde ihr mit Unrecht entriſſen hätten: und der verworrene Zuſtand Deutſchlands, nebſt dem Verfall des kaiſerlichen Anſehens, in dieſem Lande, wie in Italien, befeſtigten ſeine verwegenen Anmaaßungen. J. n. C. G. 1198.

Auf der andern Seite ſtieg zwar, in dieſen nächſten hundert Jahren nach Gregor dem Siebenten, die Macht des Clerus nicht in gleichem Verhältniſſe mit der päpſtlichen; vielmehr hatten die Biſchöfe durch dieſe manches von ihren alten Rechten verloren; ſie waren nur Diener und Werkzeuge derſelben geworden. Aber ſie und die Mönche blieben doch mit den Päpſten durch

J. n. C. einerley Vortheile, durch die große Absicht, im Nahmen der Religion den Verstand, das Gewissen, die Sitten und das Geld der Christen in ihre Gewalt zu ziehen, so genau verbunden, daß sie einander stets wechselsweise unterstützten, und zusammen Ein großes Reich, die heilige Kirche, ausmachten. Daher wurde auch die seit einiger Zeit angefangene und nunmehr sehr erweiterte philosophisch-scholastische Reformation der Theologie, weder den Päpsten nachtheilig, noch eine würkliche Verbesserung des eingeführten Lehrbegriffs. Peter Abälard, der zu Paris und andern Orten die Philosophie und Theologie mit größerm Ruhm als jemand vor ihm, außer den gewöhnlichen Schulen, lehrte, wurde eben deswegen
K. verketzert und verfolgt, weil er in der herrschenden
1142. Glaubenslehre entweder Veränderungen anbringen; oder doch seinen spitzfindigen Gedanken zu viel Platz
1147. einräumen wollte. Auch Gilbert von Porree, Bischof von Poitiers, hatte dieses Schicksal, weil wenigstens der Schein von irrigen Neuerungen wider ihn war. Vorsichtiger als sie, war Peter Lombard, Bischof von Paris, auf eben diesem Wege, und wurde daher der Anführer aller scholastischen
K. Theologen. In seinen vier Büchern theologis-
1164. scher Lehrsäze sammelte er diese nicht nur aus den rechtgläubigsten Kirchenlehrern, in brauchbarer Ordnung und Vollständigkeit; sondern traf auch dabey eine bescheidene Auswahl von Kunstwörtern, Fragen und Untersuchungen. Jezt war der Vorzug der philosophischen, wenn gleich im Grunde gar nicht genau und streng prüfenden, Lehrart schon entschieden. Paris wurde ihr vornehmster Sitz, wo sich die Universität zu bilden anfieng: eine alle bisherige Schulen verdunkelnde neue Einrichtung, die durch Lehrer aller Wissenschaften und Künste in zahlreiche Gesellschaften vereinigt,

einigt, der Gelehrsamkeit eine neue Vollkommenheit versprach, wenn nicht ihre Abhängigkeit von den Päpsten, irrige Methoden und Disputirsucht sie lange Zeit daran gehindert hätten. J. n. C. G.

Anfänglich waren die alten Theologen, Mönche und Mystiker mit der scholastischen Theologie sehr übel zufrieden. Bernhard, Abt von Clairvaux, war unter ihnen der allerangesehenste. Die Philosophie, welche er nicht kannte, schien ihm der Religion gefährlich zu seyn, und sein Eifer für die Rechtgläubigkeit gieng bis zum Verfolgungsgeiste. Er stand in dem Ruf eines Mönchsheiligen; hatte viele Anlage zur Beredtsamkeit, und regierte oft Fürsten und Päpste. Bey einer geringen Wissenschaft suchte er doch die Religion der heiligen Schrift abzulernen; es gelang ihm auch, manche Wahrheiten, besonders von der ächt christlichen Frömmigkeit, richtiger einzusehen, und fruchtbar vorzutragen. Seinen Cistercienserm\u00f6nchen verschaffte er auf einige Zeit eine so glänzend gebesserte Gestalt, daß man sie von ihm Bernhardiner nannte. Eine solche Erneuerung älterer strenger Verfassungen brachte auch der Deutsche Edelmann Norbert, zulezt Erzbischof von Magdeburg, bey den Canonicis an. Die Gesellschaft derselben, welche er zu Premontre in Champagne stiftete, bekam davon den Nahmen der Prämonstratenser; sie blieben so lange ehrwürdig, bis auch ihre Sitten durch Reichthümer verfälscht wurden. Eben darum legten einige schon jezt den Grund zu Bettelmönchsorden, welche dieser Ausartung durch eine pflichtmäßige Armuth entgehen sollten. So versammlete der Italiäner Berthold auf dem Berge Carmel in Palästina eine Anzahl frommer und dürftiger Büßender, aus denen nachmals der Carmeliterorden in Europa erwachsen

K. 1153.

1121.

1165.

ist. Mehr eine seltsame Neuerung hingegen war der
J. n. C. G. Orden von Fontevraud, in welchem Robert von
1100. Arbrißelles männlichen und weiblichen Klöstern eine
ss. gemeinschaftliche Aebtissinn vorsezte. Aber die lange versuchte Ehelosigkeit des geistlichen Standes wurde jezt demselben von den Päpsten völlig aufgedrungen; ohne daß häufige Uebertretungen ihres Verbots, und noch zahlreichere unzüchtige Ausschweifungen in diesem Stande, hätten vermieden werden können.

Getheilt also in Mystiker und Scholastiker, arbeiteten die abendländischen Theologen seit dieser Zeit nach ihren verschiedenen Grundsäzen, und kein Theil mit ausnehmendem Nuzen für die Religion; bisweilen glaubten sie auch beide Methoden mit einander verbinden zu können. Unter die vorzüglichsten, welche
g. 1140. dieses leztere thaten, gehören Hugo von St. Victor, regulirter Canonicus zu Paris, der scharfsinnig über die Glaubenslehren schrieb, und die gemeinen Mystiker weit hinter sich zurückließ; Richard, der in eben
1178. demselben Kloster als Prior lebte, der vornehmste
1135. Mystiker seiner Zeiten; und Ruprecht von Duits, Abt dieses Klosters in der Nähe von Cöln, der geg. schickteste Schriftausleger seines Jahrhunderts. Pe-
1178. trus, mit dem Beynahmen Comestor, Kanzler der Universität Paris, hinterließ ein Handbuch der biblischen Geschichte, das mehrere Jahrhunderte beym öffentlichen Unterrichte gebraucht worden ist. Es gab noch andere gute Köpfe, welche glückliche Anlagen als Schriftsteller gezeigt haben; aber nirgends findet sich ein trefflicher Theologe, der die gelehrten Erfordernisse seiner Wissenschaft beysammen gehabt hätte.
g. 1180. Der Engländer Johann von Salisbury, Bischof von Chartres, übertraf zwar an Gelehrsamkeit, selbst

aus

aus dem Alterthum geschöpfter, alle andere; aber die Anwendung, welche er freymüthig und mit richtigem Geschmack davon machte, traf die Theologie nicht. So fehlte es auch der Griechischen Kirche keinesweges an Lehrern von vieler Wissenschaft; aber für das Religionsstudium leisteten sie wenig. Eustathius, Erzbischof von Thessalonich, bewies sich als den trefflichsten Ausleger Homers; Theodorus Balsamon, ein ansehnlicher Kirchendiener zu Constantinopel, machte sich um das Kirchenrecht verdient; andere sammelten Geschichtbücher, oder sezten theologische Streitschriften auf. Nur Euthymius Zigabenus, ein Mönch in der gedachten Hauptstadt, zeichnete sich als einen bessern Schrifterklärer aus. J. n. C. 1180. 1190. 1118.

So wenig indessen die scholastischen Theologen dieser Zeit, bey der Bearbeitung des herrschenden Lehrbegriffs, eine prüfende und läuternde Absicht hatten; so begegnete es ihnen doch nicht selten, daß, indem sie denselben durch ihre besondern Erklärungen und Meinungen zu unterstützen suchten; oder bereits vorhandene, aber noch streitige, in Schutz nahmen, daraus wärkliche **Veränderungen des Glaubens** nach und nach entstanden. Dazu trugen auch ihre Unwissenheit in der ältern Kirchensprache, und Geschichte der Glaubenslehre; ihre Unfähigkeit, die heilige Schrift auszulegen, und andere ihrer Mängel, nicht wenig bey. Kein Wort war von den ältern lateinischen Christen vieldeutiger gebraucht worden, als **Sacrament**; Gnadenmittel, Geheimnisse, Bilder von göttlichen und heiligen Dingen, besonders aber viele kirchliche Cärimonien, auch sehr unerhebliche, wurden dadurch angezeigt. Allmählich hob man sieben Gegenstände aus allen diesen Gattungen aus, und begriff sie, als wenn es lauter Gnadenmittel wären; alle un-

K. u. L. G.

ter dem Worte Sacrament. Peter Lombard, und die folgenden vornehmsten Scholastiker, gaben dieser kirchlichen Lehrart das nöthige Ansehen: und so geschah es, daß man sieben Sacramente: Taufe, Abendmahl, Priesterweihe, Firmelung, Kirchenbuße, Ehe und lezte Oelung, glaubte; wiewohl die Päpste erst mehrere hundert Jahre später dieses feyerlich zu einem Glaubensartikel machten. In der Lehre vom heiligen Abendmahl, hatte die Brodtverwandlung seit ohngefähr zweyhundert Jahren schon größtentheils die Oberhand gewonnen. Jezt da sich die Scholastiker für dieselbe erklärten, und das neuerfundene Wort Transsubstantiation zu ihrer Bezeichnung in Gang brachten: neigte sich alles noch mehr auf diese Seite. Peter Lombard und Hugo von St. Victor hatten den Einfall, woran weder Christus und die Apostel, noch die alte Kirche gedacht hatten, daß sowohl unter dem geweihten Brodte, als unter dem geweihten Weine, der ganze Christus dargereicht werde. Das war genug, um zu folgern, es sey zum Genusse des Abendmahls an dem Brodte allein genug: und dieses wurde die erste Veranlassung, den Laien im Abendmahl den Kelch zu entziehen. Selten widersezte sich noch ein gutmeinender Eiferer dem Aufkommen neuer Lehrsäze. Die gottesdienstliche Verehrung der Jungfrau Maria war bereits überaus hoch gestiegen; ihrem und dem Fortgange des Aberglaubens überhaupt, thaten weder philosophische Theologen, noch Mystiker, Einhalt. Allein da einige Gemeinen in Frankreich um 1140. anfiengen, die unbefleckte, oder ohne Erbsünde erfolgte, Empfängniß der heiligen Jungfrau durch ein jährliches Fest zu begehen: mißbilligte solches Bernhard von Clairvaux lebhaft. Er hat aber doch nicht verhindern können, daß diese Lehre nach und

nach

nach beynahe allgemein in der Römischen Kirche angenommen worden ist.

Ein solcher Zustand der Religion, des christlichen Gottesdienstes und Lehramtes mußte endlich viele Christen aufmerksam, und nach einer Besserung desselben begierig machen. Würklich waren sie auch niemals noch so zahlreich in dieser Gesinnung aufgestanden, und hatten selbst so nachdrückliche Versuche dieser Art gemacht, als jezt, da jedes freyere Emporstreben der Christen von den Päpsten unterdrückt wurde. Eine große Gesellschaft derselben bildete sich unter dem Nahmen der Waldenser, oder Vaudois. Ihren Nahmen bekam sie von Peter von Vaux, oder Waldus, einem Kaufmanne zu Lyon, der sich durch einige übersezte biblische Bücher richtigere Einsichten vom christlichen Glauben verschafft hatte. Dieser verband sich mit einigen andern als ihr Lehrer; sie lebten fromm ohne Cärimonieentand, streng und arm; aber sie drangen auch schlechterdings darauf, daß die Kirche und ihre Lehrer, weil sie seit langen Jahrhunderten ausgeartet wären, in ihre erste Verfassung wieder hergestellt werden müßten. Daher verwarfen sie nach und nach auch das Meßopfer, die Heiligenanrufung, das Fegfeuer, und andere Zusäze, welche zu dem Christenthum gemacht worden waren. Nachdem sie sich im südlichen Frankreich und im obern Italien stark ausgebreitet hatten, fiengen auch ihre Verfolgungen und zulezt ihre Hinrichtungen an. Auch waren aus dem vorhergehenden Jahrhunderte noch große Haufen der vor Manichäer gehaltenen Ketzer, unter dem Nahmen von Catharern, und andern, besonders unter der Benennung Albigenser, (weil sie im Landesstriche von Alby, im heutigen Languedoc, ihren Hauptsiz hatten,) übrig, wider welche Alexander der Dritte die schärf-

um 1170.

1179.

J. n. C. schärfsten Befehle, selbst zum Kriege wider sie, mit versprochenem Ablasse, gab. Kleinere Partheyen, welche von der herrschenden Kirche und ihrem Oberhaupte abfielen, indem sie mancherley kirchliche oder Religionsverbesserungen forderten, konnten sich noch weniger lang gegen die Macht, welche früher oder später doch endlich alle ihre Feinde zu Grunde richtete, erhalten. Außer dem schon gedachten **Arnold von Brescia**, der den Papst und den fürstlichen Clerus ganz zu erniedrigen suchte, arbeitete ein Priester im mittäglichen Frankreich, **Peter von Bruys**, zwanzig Jahre daran, und nicht ohne Erfolg, andere davon zu überzeugen, daß man sich keiner **Kirchen noch Kreuze** bedienen, und nur **Erwachsene taufen** dürfe; daß Gebet und andere Verwendungen den Todten nichts helfen; ingleichen, daß im Abendmahl nur Bilder des Leibes und Blutes Christi vorhanden
1130. wären; bis man ihn endlich verbrannte. Ein anderer Anführer einer abgesonderten Religionsgesellschaft, ebenfals in Frankreich, der Mönch Heinrich, wollte auch die Kindertaufe, die Feste und das kirchliche Cärimoniel überhaupt abgeschafft; besonders aber die Sitten der christlichen Lehrer gebessert
1148. wissen. Der Papst schickte ihn ins Gefängniß, in welchem er gestorben ist. Andere solche Partheyen, oder einzele Christen, brachten noch weniger Kenntnisse zu ihren Verbesserungen; alle aber verrathen doch den sich regenden Freyheitssinn dieser Zeit. Die **Bos-**
1111. **gomilen** der Griechischen Kirche, deren Anführer man verbrannte, weckten, wie viele andere, die **Manichäischen** Lehrsäze auf.

Daß mittlerweile immer auch für die **Ausbreitung des Christenthums** unter den heydnischen Nationen gesorgt wurde, war öfters mehr eine Frucht von Er-

Eroberungen oder Handlungsentwürfen. So hatte J. n. C. G.
Boleslav, Herzog von Pohlen, die Pommern bezwungen, und es ihnen als Pflicht auferlegt, Christen zu werden. Der Bischof von Bamberg, Otto, 1124.
beförderte solches durch seinen Unterricht; er stiftete für sie das Bißthum Wollin. Als Waldemar 1168.
der Erste, König von Dänemark, die an der Pommerschen Küste liegende Insel Rügen eingenommen hatte, nöthigte er auch ihre Einwohner, seine Religion anzunehmen; Absalon, Erzbischof von Lunden, that dabey gute Dienste. Der Schwedische König um
Erich der Neunte, oder der Heilige, zwang gleich- 1160.
fals die von ihm überwältigten Finnländer, sich durch den Bischof von Upsal, Heinrich, taufen zu lassen. Eben diese Folge hatten die Siege Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Baiern, über die Slavischen Nationen längs der Ostsee; unter wel- 1160.
chen er die Bißthümer zu Schwerin, Razeburg, fs.
und Aldenburg im Holsteinischen, nachmals zu Lübeck, anlegte. Doch hatte bereits lange vorher der Geistliche Wizelin, durch seine Unterweisungen, viele Slaven jener Gegenden zu einer solchen Religionsveränderung gebracht. Um gleiche Zeit gab auch durch seine gegen sie glücklichen Waffen Albrecht der Bär, erster Markgraf von Brandenburg, in diesem Lande, und in dem heutigen Sächsischen Kurkreise dem Christenthum einen festen Sitz. Einige Kaufleute aus Bremen oder Lübeck, die nach Liefland handelten, um
nahmen den Canonicus Mainhard mit sich, damit 1186.
er die Heyden dieses Landes bekehren möchte. Da er hierinne nur einen geringen Fortgang hatte: wurden auf Anrathen des Papstes kriegerische Schaaren dahin geführt. Besonders waren es Heere von Sachsen, welche die Liefländer bekriegten, und ihnen das Christenthum aufnöthigten. Die Festung Riga wurde 1198.
erbauet, fs.

erbauet, und der Orden der Schwerdtritter mit Genehmigung des Papstes errichtet; so verlor diese heydnische Nation nach und nach ihr Land, ihre Güter, ihre Freyheit, und ihren alten Glauben.

Solcher geistlicher Ritterorden waren in diesem Jahrhunderte schon mehrere bey Gelegenheit der Kreuzzüge in Palästina gestiftet worden: zwar nicht eben mit der ersten Absicht, die christliche Religion bewaffnet fortzupflanzen; aber sie haben doch in der Folge auch dazu dienen müssen. Bald nach der Eroberung
1099. von Jerusalem, bildete sich daselbst eine Gesellschaft
18. von Rittern des heil. Johannes des Täufers, auch Hospitalritter genannt, weil sie in dem dortigen Spital die kranken Pilgrime pflegten. Zeitig zog ein Theil derselben wider die Muhammedanischen Na-
1120. tionen in den Krieg, um die über sie gemachten Eroberungen zu sichern oder zu erweitern. Sie haben sich bis jezt in Europa unter dem Nahmen Maltheser-Ritter erhalten. Nicht lange darnach kam auch
1118. zu Jerusalem der Orden der Tempelherren zu Stande. Seine Benennung entstand von einem Hause, das er in der Nähe des ehemaligen Tempels Salomons besaß; und seine Bestimmung war, die christliche Religion in den Morgenländern wider die Ungläubigen mit den Waffen zu schützen; vornehmlich aber den Wallfahrern Sicherheit ihrer Wege zu verschaffen. Er wurde nachmals so übel berüchtigt, daß ihn die Päpste nach ohngefähr zweyhundert Jahren wieder aufhoben. Allein der dritte dieser Orden, der Deutschen Ritter, oder der Marianer-Orden, weil er der Jungfrau Maria zu Jerusalem gewiedmet wurde, führte würklich mit seinem Schwerdte den
1190. christlichen Glauben in einem großen Lande ein. Aus lauter Deutschen Edelleuten zusammengesezt, beschäf-

tigte

eigte sich dieser Orden anfänglich mit der Wartung kranker und verwundeter Soldaten in Palästina; vertheidigte aber ebenfals dieses Land wider die Ungläubigen. Nachdem er dasselbe hatte verlassen müssen: rief ihn der Herzog von Masovien zum Beystande gegen die Preußen. Daraus entsprang ein drey und funfzigjähriger Krieg zwischen dieser heydnischen Nation und den Deutschen Rittern, denen auch viele Krieger aus andern christlichen Nationen, durch den angebotenen Ablaß der Päpste aufgemuntert, Hülfe leisteten. Er endigte sich damit, daß die Preußen überwältigt wurden; viele tausend das Leben verloren, und die übrigen zum Christenthum treten mußten. J. H. C. 1230. 1283.

Gerade um die Zeiten, da dieser von den Kreuzzügen und für sie erzeugte Orden das durch so viel Blutvergießen christlich und Deutsch gewordene Preussen ruhig zu beherrschen anfieng, nahmen auch jene zur Wiederherstellung des christlichen Religionsbekenntnisses in den Morgenländern unternommene Kriege ein unglückliches Ende. Zwar hatte man sie seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts mehrmals erneuert. Einer dieser Züge bekam sogar eine für die Päpste unerwartet günstige Wendung: Französische und Venetianische Kreuzfahrer machten sich zu Herren von Constantinopel, und von dem übrigen Gebiete der Griechischen Kaiser in Europa. Darauf wurde daselbst ein sogenanntes Lateinisches Kaiserthum errichtet; die kirchliche Gerichtsbarkeit der Päpste darinne eingesezt, und es schien, daß sich die Griechen derselben würden unterwerfen müssen. Doch alles dieses hörte nach einigen funfzig Jahren wieder auf, als die Griechischen Kaiser von neuem zum Besitze des Verlornen gelangten. Desto mehr drangen die Päpste in die abendländischen Fürsten, den verfallenen Angelegen- 1204.

legenheiten der Christen in Palästina aufzuhelfen. Der Kaiser Friedrich der Zweyte wurde durch ihren Bann endlich genöthigt, mit einer Flotte und Soldaten dahin zu seegeln; fand aber bey seiner beschleunigten Zurückkunft, daß ihm unterdessen der Papst beynahe sein Königreich Neapel weggenommen hatte. Mit weit mehr Eifer, der die Würkung eines Gelübdes war, zog Ludwig der Neunte, König von Frankreich, an der Spitze eines ansehnlichen Heers, nach Aegypten; büßte aber den größten Theil desselben, und seine eigene Freyheit auf eine Zeit lang ein. Nach zwanzig Jahren wiederholte er diesen Versuch in der Africanischen Gegend von Tunis, und wurde bald daselbst durch eine Seuche weggerafft. Seitdem konnten die Päpste keinen neuen Kreuzzug zu Stande bringen. Auch gieng zulezt noch der kleine Rest der christlichen Eroberungen im gelobten Lande, Ptolemais, verloren.

J. n. C. G.
1229.
1248.
1270.
1291.

In Europa hingegen wurde unterdessen die Macht der Päpste immer furchtbarer. Innocentius der Dritte, der gleich bey seinem Regierungsantritte Rom und ein großes angränzendes Gebiet den Kaisern entrissen hatte; der Kaiser, Spanische und Französische Könige in den Bann that, wenn sie ihm mißfällig waren; über die neugewählten Kaiser mehrere, obgleich widersprechende, Entscheidungen gab; Könige ernannte, und überhaupt Gregors des Siebenten Grundsäze aufs Höchste trieb, mißhandelte vor andern den König von England Johann. Dieser wollte seine Rechte und Vortheile in Besezung der geistlichen Aemter seines Reichs behaupten. Aber Innocentius nöthigte ihn durch Bann, Absezung, Loßsprechung seiner Unterthanen vom Eide der Treue, und vollends durch das Verbot des öffentlichen Got-

1198.
ff.
1205.
1208.

tes-

testdienstes in England, welches Reich er dem Könige von Frankreich schenkte, zur unumschränkten Unterwerfung. Johann übergab dem päpstlichen Gesandten seine Krone, und bekam sie nur mit der Bedingung von ihm wieder, daß er sein Reich von dem Papste zur Lehn tragen, und ihm eine jährliche Steuer dafür zahlen sollte. Eben dieser Papst entfernte den zum Kaiserthrone gesezmäßig bestimmten Enkel Friedrichs des Ersten, den König von Sicilien, Friedrich, lange von demselben; endlich verhalf er ihm unter dem Versprechen dazu, daß er das gedachte Reich an seinen Sohn abtreten sollte. Den Grafen von Toulouse that er in den Bann; schenkte sein Land einem andern Französischen Großen; schrieb auch wider ihn und seine Unterthanen den ersten Ketzerkrieg aus. Zulezt gab er auf einer Synode eine Menge Glaubens- und Kirchengeseze für das ihm unterthänige Europa. Einer seiner Nachfolger, Gregor der Neunte, suchte den Kaiser Friedrich den Zweyten durch wiederholte Bannflüche zu einem Kreuzzuge zu nöthigen. Innocentius der Vierte erneuerte nicht allein diese kirchliche Strafe wider ihn, weil Friedrich die kaiserliche Oberherrschaft in Italien wieder herzustellen beflissen war; sondern entsezte ihn auch seiner Reiche; ließ einen Gegenkaiser wählen, und belegte noch seinen Sohn, den Kaiser Conrad den Vierten, mit dem Banne. Die folgenden Päpste wandten alles an, um dieses Schwäbischkaiserliche Haus um die Sicilianische Krone zu bringen; sie erreichten auch nicht allein diese Absicht; sondern beförderten zugleich den Untergang dieses Hauses mit Conradins Hinrichtung. Gregor dem Zehnten gelang es sogar, auf der Kirchenversammlung zu Lyon eine Vereinigung mit den Griechen zu schließen, welche seine oberste kirchliche Gewalt erkannten; allein sie

J. n. C. G.
1213.
1212.
1209.
1223.
1245.
1246.
1269.
1274.

war von kurzer Dauer. Mehr Festigkeit wußten die
J. n. C. G. Päpste ihren angemaaßten Rechten zu geben; der Spanische Dominicaner, Raymund von Pennaforte, erweiterte Gratians Sammlung für dieselben durch die fünf Bücher päpstlicher Gesetze oder Decretalen, die er auf Gregors des Neunten Be-
1230. fehl zusammentrug.

Da die Religion der abendländischen Christen und alle ihre Uebungen auf die Vorschriften der Päpste
1215. ankamen: so verordnete nunmehr Innocentius der Dritte, daß die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl, welche sich seit einigen Jahrhunderten allmählich in der Kirche festgesezt hatte, als ein allgemeiner Glaubensartikel angenommen werden sollte. Er befohl zu gleicher Zeit, daß jedes erwachsene Mitglied seiner Kirche jährlich einmal dem von ihm gewählten Priester alle seine Sünden bekennen, und die von ihm auferlegte Büßung vollstrecken sollte: die vollkommene Einführung der Ohrenbeichte, welche nach und nach an die Stelle des öffentlichen Sündenbekenntnisses gekommen war, und zu ganz andern Absichten als dieses diente. Die neue Meinung des Thomas von Aquino, dem andere Scholastiker nachfolgten, von dem Schatze der Heiligenverdienste, aus welchem der Papst seinen Ablaß ertheile, machte in der Folge so viel Glück, daß sich die Päpste selbst ihrer bedienten. Neu war an sich die Andacht
1260. ff. der Geißler nicht, die einige Zeit darauf so ansteckend wurde. Sich zur Strafe für seine Sünden geißeln, und andere freywillige Martern übernehmen, um Vergebung und Gnade bey Gott zu erlangen, gehörte längst zu den Begriffen der abergläubischen Frömmigkeit. Aber daß nunmehr große Haufen von Menschen jedes Geschlechts und Standes auf den Straßen

Ita-

talianischer Städte, und von einer Stadt zur an- J. n. C. G.
ern, sich geißelnd und schreyend herumzogen, nicht
lten auch andere Unordnungen und Ausschweifungen
egiengen; das bewog die Päpste bald selbst, ihnen
Einhalt zu thun. Hingegen bestätigte Urban der
ierte das Fronleichnamsfest, oder das Fest 1264.
es Leibes Christi, ein Denkmal der Brodtverwand-
ng im Abendmahl, das man zu feyern angefangen hatte,
r allgemeinen Beobachtung. Ueberhaupt vermehr-
r sich die Religionscärimonien und die Gegenstände
r gottesdienstlichen Verehrung ins Unendliche.
elbst das Wohnhaus der Jungfrau Maria
Nazareth nahm darunter einen hohen Platz ein,
chdem es die Engel nach Italien getragen haben 1294.
llen.

Bisher hatte der Aberglaube und die Leichtgläu-
igkeit, welche nach solchen Wundergeschichten und an-
chtigen Uebungen unersättlich begierig waren, nir-
nds mehr Nahrung gefunden, als im Mönchsle-
n. Gleichwohl wurde sie jezt noch ungemein ver-
rkt, und dieses Leben schien sich noch zu einer hö-
rn Vollkommenheit zu erheben, als die Bettel-
rden auftraten. Sie wichen eigentlich von dem
esentlichen der Verfassung der ältesten Mönche ab:
nn weit gefehlt, daß diese hätten betteln dürfen,
ßten sie sich alle ihre wenigen Lebensbedürfnisse durch
andarbeit verschaffen. Allein da alle abendländische
önchsgesellschaften nunmehr reich, und dadurch aus-
artet worden waren: so hoffte man, daß neue, die
h einer freywilligen Armuth wiedmeten, ihrem Stan-
mehr Ehre machen, und der Kirche wichtigere
ienste leisten würden. Dominicus Guzman, ein A.
panischer Canonicus, der den ersten Orden dieser 1221.
r in Frankreich und Italien stiftete, ertheilte dem-

J. n. C. G. ſelben noch überdieß das Vorzügliche, daß ſeine Mönche dem Bedürfniſſe des Predigens, welches überall ſehr verabſäumt wurde, abhalfen; und die ſogenannten Ketzer aufſuchten, beſtritten und verfolgten. Sie wurden daher Dominicaner, auch Predigermönche genannt. 1216. Honorius der Dritte genehmigte ihre Geſellſchaft; durch die Erlaubniß Beichte zu hören, welche ſie bald darauf bekamen, verdunkelten ſie die Pfarrer und ihren Gottesdienſt noch mehr. Der H. Italiäner Franciſcus, aus Aßiſi gebürtig, errich- 1226. tete den zweyten der anſehnlichern Bettelmönchsorden. Eine noch ſtrengere Armuth, noch pflichtmäßigeres Betteln, ingleichen die demüthigſte Erniedrigung und Bereitwilligkeit zu allen Dienſten der Kirche, (weswegen er auch ſeine Anhänger Minoriten, oder die 1223. kleinern Brüder, nannte,) erwarben ihm ebenfals bald die päpſtliche Beſtätigung. Vor dem Glanze der neuen Heiligkeit dieſer beiden Orden mußten ſich die ältern zurückziehen; ſie hatten ihre Wunderthäter in Menge; einer derſelben, der Italiäniſche Franciſca- H. ner, Antonius von Padua, predigte ſelbſt den Fi- 1231. ſchen. Je ärmer ſie waren, deſto reichlichere Almoſen floſſen ihnen zu; deſto mehr begnadigten ſie die Päpſte mit einträglichen Vorrechten, unter welchen die Abläſſe keine der geringſten waren; aber deſto treuer waren ſie auch den Päpſten ergeben, welche einige Jahrhunderte hindurch kaum feſtere Stützen ihres Throns hatten, als dieſe Orden. Zeitig ließen 1245. ſich auch Dominicaner und Franciſcaner von den Päpſten als Miſſionarien zu den Mogolen ſchicken, welche ſeit einiger Zeit Europa durch ihre verwüſtende Züge ſo furchtbar geworden waren. Da ſogar der 1274. oberſte Fürſt dieſer Nation, Abaka, durch Geſandte mit den Päpſten in Verbindung trat: ſo fertigten dieſe 1278. immer mehrere der gedachten Mönche dahin ab: und

ſie

Sie waren glücklich genug, im nördlichen Asien, selbst in China, christliche Gemeinen zu errichten. Eben diese Mönche fanden zwar, indem sie sich in so viele Aemter und Geschäfte eindrängten, bisweilen nicht geringen Widerstand. Als besonders die Dominicaner zwo theologische Lehrstellen auf der Universität Paris, welche seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunders zu ihrer völligen Verfassung gelangt war, eingenommen hatten: wollte sie ihnen nur eine derselben verstatten. Einer ihrer Lehrer, **Wilhelm von St. Amour**, bewies sogar in einem besondern Buche, daß diese Mönchsorden für die Kirche überhaupt gefährlich wären. Aber durch den mächtigen Schutz der Päpste behielten sie doch endlich zu Paris die Oberhand. Ja hier und auf andern hohen Schulen waren sie es nachmals hauptsächlich, welche die Abhängigkeit derselben von den Päpsten sicherten. Zu diesen beiden Orden der Bettelmönche kamen noch die Carmeliter, die nach einem viel frühern Ursprunge, nun erst das Einsiedlerleben mit dem Betteln vertauschten; und die Augustiner-Eremiten, welche der Papst Alexander der Vierte ausbildete. Noch entstand unter den fortdauernden Kreuzzügen der Orden der Trinitarier; oder die Brüder der heil. Dreyeinigkeit von der Auslösung der Gefangenen, welche sie von den Ungläubigen loßkauften. In Italien aber kamen die Serviten, oder Knechte der Jungfrau Maria auf, deren Orden ein einziger Mönch berühmt genug gemacht hat.

J. n. C. G.

1228. 1259. 1245. 1256. 1209. 1233.

Kein Zeitalter war noch an neuen Mönchsorden so fruchtbar gewesen; ein Papst verbot endlich alle bettelnde Gesellschaften, außer den vier gedachten. Aber die beiden vornehmsten unter denselben, Dominicaner und Franciscaner, geriethen bald in Streitig-

1272.

legenheiten der Christen in Palästina aufzuhelfen.
J. n. C. G. Der Kaiser Friedrich der Zweyte wurde durch ih-
1229. ren Bann endlich genöthigt, mit einer Flotte und Soldaten dahin zu seegeln; fand aber bey seiner beschleunigten Zurückkunft, daß ihm unterdessen der Papst beynahe sein Königreich Neapel weggenommen hatte. Mit weit mehr Eifer, der die Würkung eines
1248. Gelübdes war, zog Ludwig der Neunte, König von Frankreich, an der Spitze eines ansehnlichen Heers, nach Aegypten; büßte aber den größten Theil desselben, und seine eigene Freyheit auf eine Zeit lang ein.
1270. Nach zwanzig Jahren wiederholte er diesen Versuch in der Africanischen Gegend von Tunis, und wurde bald daselbst durch eine Seuche weggerafft. Seitdem konnten die Päpste keinen neuen Kreuzzug zu Stande bringen. Auch gieng zulezt noch der kleine Rest der christlichen Eroberungen im gelobten Lande, Proles-
1291. mais, verloren.

In Europa hingegen wurde unterdessen die Macht der Päpste immer furchtbarer. Innocentius der Dritte, der gleich bey seinem Regie-
1198. rungsantritte Rom und ein großes angränzendes Ge-
ff. biet den Kaisern entrissen hatte; der Kaiser, Spanische und Französische Könige in den Bann that, wenn sie ihm mißfällig waren; über die neugewählten Kaiser mehrere, obgleich widersprechende, Entscheidungen gab; Könige ernannte, und überhaupt Gregors des Siebenten Grundsäze aufs Höchste trieb, mißhandelte vor andern den König von England Johann. Dieser wollte seine Rechte und Vortheile in Besezung der geistlichen Aemter seines Reichs behaupten. Aber
1205. Innocentius nöthigte ihn durch Bann, Absezung, Loßsprechung seiner Unterthanen vom Eide der Treue,
1208. und vollends durch das Verbot des öffentlichen Got-

tes-

tion, oder zu dem Ketzer- und Blutgerichte gelegt, das dazu bestimmt war, alle Feinde der Religion, oder nur Gegner der Päpste und des Clerus, auszurotten; doch wenigstens mehr Ruhm und Ansehen, als die übrigen Inquisitoren, erlangt. Daher übertrug Gregor der Neunte den Dominicanern zuerst in Frankreich diese Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer; nachher ist ihr Orden überall in den ausschließenden Besitz der Inquisition gekommen. Selbst Kaiser und Könige unterstützten sie durch ihre Verordnungen, daß die Obrigkeiten die ihnen übergebenen Ketzer durch Feuer und Schwerdt hinrichten lassen sollten. Zwar fiel die Grausamkeit der Inquisitoren den Einwohnern mancher Länder so unerträglich, daß unter denselben Peter von Chateauneuf im südlichen Frankreich, und einige Zeit darauf in Deutschland Conrad von Marburg, ermordet wurden. Allein die Inquisition wurde dennoch immer furchtbarer. Ja die Päpste schrieben sogar Kreuzzüge wider die Ketzer, die Albigenser in Frankreich, und die Stedinger im nördlichen Deutschlande, aus, in denen dieselben durch zahlreiche Kriegsheere zu Tausenden umgebracht; oder zur Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Obern gezwungen wurden.

J. n. C. G.

1233.

1208.

1233.

1209.

Eben diese beiden Bettelmönchsorden übertrafen auch in den Wissenschaften, so weit sie damals noch in den Abendländern übrig waren, schon in dem 1. Jahrhunderte ihrer Entstehung alle ältern geistlichen Gesellschften. Sie bemächtigten sich nicht allein der scholastischen Lehrart in der Theologie; sondern leiteten auch die Aristotelische Philosophie in das Innere derselben, und schienen zugleich die entschlossensten und auch die am tiefsten eindringenden Forscher ihrer Wissenschaft zu werden. Da es ihnen

n. C. aber an den gelehrten Hülfsmitteln derselben gröſtentheils fehlte; Aristoteles ihnen nur einseitig bekannt war, auch mehr zu Spitzfindigkeiten genützt wurde, und alles zulezt darauf ankam, das geheiligte Lehrsystem noch unverlezlicher zu machen: so arteten ihre Untersuchungen beynahe bloß in kleinliche Grübeleyen, Schulfragen und Disputierkünste aus. Sie wurden wegen ihrer Geschicklichkeit bewundert, Meinungen, Unterscheidungsarten und Vergleichungen auszuhecken; aber auch, so seltsam diese waren, mit dem kirchlichen Lehrbegriffe zu vereinigen; das bleibende Gute, welches manche von ihnen leisteten, liegt unter diesem Schutte begraben. Sehr gute Köpfe wurden durch die schlechte Methode, der sie folgten, gänzlich irre geführt. Alexander von Hales, ein Englischer Franciscaner, der
ft. 1245. zu Paris lehrte, bereicherte zuerst das berühmte Lehrbuch Peter Lombards, mit vielen Erläuterungen. Ein Schwäbischer Edelmann, Albert der Groſe, Do-
ft. 1280. minicaner zu Cöln und an andern Orten, auch eine kurze Zeit Bischof zu Regensburg, öffnete vorzüglich der Aristotelischen Philosophie den Eingang in das christliche Religionsgebäude, und wurde wegen seiner seltenen physikalischen Kenntnisse unter die Zauberer gerechnet. Sein Schüler, Thomas von Aquino, ein Neapolita-
ft. 1274. nischer Graf, Dominicaner und Lehrer der Theologie zu Paris, auch auf Italiänischen hohen Schulen, und seit seiner Heiligsprechung der heilige Thomas genannt, hat von seinem ausnehmenden Scharfsinne viele, und darunter auch einige nützliche Proben in dogmatischen und Streitschriften hinterlassen. An Geist kam ihm zwar der Florentiner Bonaventura, der
ft. 1274. als Cardinal und General des Franciscanerordens gestorben ist, keineswegs gleich; lehrte aber doch mit groſem Ruf die scholastischen Wissenschaften zu Paris; verband mit denselben auch die Gaben eines asce-

ländischer Städte, und von einer Stadt zur an- J. n. C. G.
, sich geißelnd und schreyend herumzogen, nicht
n auch andere Unordnungen und Ausschweifungen
engen; das bewog die Päpste bald selbst, ihnen
halt zu thun. Hingegen bestätigte Urban der
rte das Fronleichnamsfest, oder das Fest 1264.
Leibes Christi, ein Denkmal der Brodverwand-
im Abendmahl, das man zu feyern angefangen hatte,
allgemeinen Beobachtung. Ueberhaupt vermehr-
ich die Religionscärimonien und die Gegenstände
gottesdienstlichen Verehrung ins Unendliche.
bst das Wohnhaus der Jungfrau Maria
Nazareth nahm darunter einen hohen Platz ein,
dem es die Engel nach Italien getragen haben 1294.
m.

Bisher hatte der Aberglaube und die Leichtgläu-
eit, welche nach solchen Wundergeschichten und an-
tigen Uebungen unersättlich begierig waren, nir-
s mehr Nahrung gefunden, als im Mönchsle-
. Gleichwohl wurde sie jezt noch ungemein ver-
t, und dieses Leben schien sich noch zu einer hö-
Vollkommenheit zu erheben, als die Bettel-
che auftraten. Sie wichen eigentlich von dem
sentlichen der Verfassung der ältesten Mönche ab:
weit gefehlt, daß diese hätten betteln dürfen,
ten sie sich alle ihre wenigen Lebensbedürfnisse durch
darbeit verschaffen. Allein da alle abendländische
chsgesellschaften nunmehr reich, und dadurch aus-
tet worden waren: so hoffte man, daß neue, die
iner freywilligen Armuth wiedmeten, ihrem Stan-
mehr Ehre machen, und der Kirche wichtigere
nste leisten würden. Dominicus Guzman, ein ft.
nischer Canonicus, der den ersten Orden dieser 1221.
in Frankreich und Italien stiftete, ertheilte dem-

erlernt hatte, zulezt aber ein Opfer seines Ehrgeitztriebes wurde, glaubte unter andern sogar einen neuen und leichtern Weg zur Erwerbung einer allgemeinen Gelehrsamkeit entdeckt zu haben. Zween andere, beides Engländer, zu gelehrt für ihr Jahrhundert, hatten deswegen das Schickſal, unter Zauberer gezählet
K. gesezt zu werden. Der eine, Robert Capito, eigentlich Grosthead, Biſchof von Lincoln, arbeitete
1253. mit vieler Wiſſenſchaft und Scharfſinn auch mit vielem Widerſtand gegen das ausſchweifende Betragen des
K. u. päpſtlichen Hofs. Der andere, Rogerius Baco,
1290. ein Franciſcanermönch, der gröſte Geiſt ſeiner Zeiten, fieng an, mehrere Wiſſenſchaften zu verbeſſern, und durch wichtige Erfindungen zu bereichern; aber Verfolgung und Gefangenſchaft waren ſein Lohn. Unter den Griechen gab es in dieſem Jahrhunderte einige nicht verwerfliche Geſchichtſchreiber; eifrige Sammler für das theologiſche Syſtem; oder hizige Beſtreiter der Lateiniſchen Kirche, auch wohl vergebliche Friedensſtifter zwiſchen beiden Kirchen; aber keinen, dem die Religionswiſſenſchaft viel zu danken hätte.

Die mächtigſten unter allen Lehrern der Chriſten, niemals aber die gelehrteſten, die Päpſte, waren bisher immer unaufhaltſam geſtiegen; jezt ſanken ſie allmählich durch ihre eigene Schuld von dieſer Höhe
ſeit merklich herab. Schon Bonifacius der Achte,
1294. ob er gleich an herrſchſüchtigem Uebermuthe beynahe alle ſeine Vorgänger übertraf, trug dazu nicht wenig bey. Nachdem er den König von Frankreich, Philipp den Schönen, durch mehrere Befehle und gebieteriſche Handlungen in deſſen Reiche, beleidigt hatte: begegnete ihm dieſer deſto verächtlicher; und
1303. als der Papſt den Kirchenbann wider ihn ausſprach:

ließ

sie waren glücklich genug, im nördlichen Asien, selbst in China, christliche Gemeinen zu errichten. Eben diese Mönche fanden zwar, indem sie sich in so viele Aemter und Geschäfte eindrängten, bisweilen nicht geringen Widerstand. Als besonders die Dominicaner zwo theologische Lehrstellen auf der Universität Paris, welche seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunders zu ihrer völligen Verfassung gelangt war, eingenommen hatten: wollte sie ihnen nur eine derselben verstatten. Einer ihrer Lehrer, **Wilhelm von St. Amour**, bewies sogar in einem besondern Buche, daß diese Mönchsorden für die Kirche überhaupt gefährlich wären. Aber durch den mächtigen Schutz der Päpste behielten sie doch endlich zu Paris die Oberhand. Ja hier und auf andern hohen Schulen waren sie es nachmals hauptsächlich, welche die Abhängigkeit derselben von den Päpsten sicherten. Zu diesen beiden Orden der Bettelmönche kamen noch die Carmeliter, die nach einem viel frühern Ursprunge, nun erst das Einsiedlerleben mit dem Betteln vertauschten; und die Augustiner-Eremiten, welche der Papst Alexander der Vierte ausbildete. Noch entstand unter den fortdauernden Kreuzzügen der Orden der Trinitarier; oder die Brüder der heil. Dreyeinigkeit von der Auslösung der Gefangenen, welche sie von den Ungläubigen loßkauften. In Italien aber kamen die Serviten, oder Knechte der Jungfrau Maria auf, deren Orden ein einziger Mönch berühmt genug gemacht hat.

J. n. C. G.

1228. 1259. 1245. 1256. 1209. 1233.

Kein Zeitalter war noch an neuen Mönchsorden so fruchtbar gewesen; ein Papst verbot endlich alle bettelnde Gesellschaften, außer den vier gedachten. Aber die beiden vornehmsten unter denselben, Dominicaner und Franciscaner, geriethen bald in Streitig-

1272.

...fehltritte und Unglücksfälle; zu ſtärkern
...ich zu erheben, hatten ſie weder Fä-
...freyheit, noch Hülfsmittel. Daher re-
...Papſte auch von Avignon aus, überall,
...Staaten ausnimmt, mit altem Troze fort;
...aten es neue, dem Clerus ſelbſt unaus-
...Mittel, durch welche ſie ihre Oberherrſchaft
...Kirche ausübten. Clemens der Fünfte
...die Republik Venedig mit dem Kirchen-
...ſie konnte ſich nur durch eine anſehnliche Geld-
...davon befreyen. Auf der Kirchenverſamm-
...zu Vienne hob er, dem Könige von Frankreich
...gefallen, den ihm verhaßt gewordenen Tempel-
...herrorden auf; und nach Heinrichs des Sie-
...benten Tode maaßte er ſich die Rechte des Kaiſers
...des Deutſchen Reichs ſo kühn an, daß er Ro-
...bert, König von Sicilien, zum Reichsſtatthalter
...in Italien beſtellte. Sein Nachfolger, Johann der
zwey und Zwanzigſte, warf ſich in dem Streite
zwiſchen Ludwig dem Baiern und Friedrich
dem Schönen, welche beide von zwo Partheyen un-
ter den Kurfürſten zu Kaiſern gewählt worden waren,
zum Richter auf. Als aber Ludwig ſo wenig dar-
auf achtete, daß er vielmehr ſeinen Mitbewerber mit
den Waffen überwältigte und gefangen nahm, auch
auf gleiche Art das kaiſerliche Anſehen in Italien wie-
der herzuſtellen ſuchte: that ihn Johann in den
1324. Bann, und ſezte ihn ab. Ludwig appellirte
dagegen von dem Papſte an eine allgemeine Kirchen-
1328. verſammlung, und ließ ſich zu Rom die Kaiſerkrone
aufſezen; den Papſt erklärte er vor einen Ketzer.
Wiederholte Bannflüche deſſelben bewogen den Kaiſer,
einen andern Papſt wählen zu laſſen; der ſich jedoch
1. nicht lange behaupten konnte. Johann fuhr bis an
1334. ſeinen Tod fort, den Kaiſer zu verwerfen, und ſeine

Par-

tion, oder zu dem Ketzer- und Blutgerichte gelegt, das dazu bestimmt war, alle Feinde der Religion, oder nur Gegner der Päpste und des Clerus, auszurotten; doch wenigstens mehr Ruhm und Ansehen, als die übrigen Inquisitoren, erlangt. Daher übertrug Gregor der Neunte den Dominicanern zuerst in Frankreich diese Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer; nachher ist ihr Orden überall in den ausschließenden Besitz der Inquisition gekommen. Selbst Kaiser und Könige unterstützten sie durch ihre Verordnungen, daß die Obrigkeiten die ihnen übergebenen Ketzer durch Feuer und Schwerdt hinrichten lassen sollten. Zwar fiel die Grausamkeit der Inquisitoren den Einwohnern mancher Länder so unerträglich, daß unter denselben Peter von Chateauneuf im südlichen Frankreich, und einige Zeit darauf in Deutschland Conrad von Marburg, ermordet wurden. Allein die Inquisition wurde dennoch immer furchtbarer. Ja die Päpste schrieben sogar Kreuzzüge wider die Ketzer, die Albigenser in Frankreich, und die Stedinger im nördlichen Deutschlande, aus, in denen dieselben durch zahlreiche Kriegsheere zu Tausenden umgebracht; oder zur Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Obern gezwungen wurden.

J. n. C. G.

1233.

1208.

1233.

1209.

Eben diese beiden Bettelmönchsorden übertrafen auch in den Wissenschaften, so weit sie damals noch in den Abendländern übrig waren, schon in dem i. Jahrhunderte ihrer Entstehung alle ältern geistlichen Gesellschften. Sie bemächtigten sich nicht allein der scholastischen Lehrart in der Theologie; sondern leiteten auch die Aristotelische Philosophie in das Innere derselben, und schienen zugleich die entschlossensten und auch die am tiefsten eindringenden Forscher ihrer Wissenschaft zu werden. Da es ihnen

J. n. C. G. Schluß gegen den Papst vertheidigt hatten; der sie
1347. dennoch vergebens durch Gesandten zu Avignon seine Freundschaft bezeigt hatte, behauptete sich doch bis an seinen Tod, unter vielen Unruhen, auf dem Throne. Karl der Vierte hingegen, der ihm nachfolgte, war ein desto kriechenderer Verehrer des Papstes. Dieser
1348. vergrößerte auch sein Gebiet durch die Grafschaft Avignon, welche er der Königinn Johanna von Neapel abkaufte. Einer seiner Nachfolger, Urban der Fünfte, schloß zwar mit dem Griechischen
1369. Kaiser eine Vereinigung für beide Kirchen, Kraft welcher die Oberherrschaft des Papstes auch von der Griechen erkannt werden sollte; aber wiederum von kurzer Gültigkeit.

1376. Endlich kehrte Gregor der Eilfte nach Rom zurück, da die Gefahr immer dringender wurde, daß die Päpste durch ihre Abwesenheit aus Italien daselbst beynahe alles einbüßen dürften. Doch da nach seinem
1378. Tode Urbanus der Sechste gewählt, und gar bald durch sein Betragen den Cardinälen mißfällig geworden war: sezten sie ihm einen andern Papst, Clemens den Siebenten, entgegen. Nunmehr theilte
1379. sich die ganze abendländische Kirche zwischen diesen beiden Oberhäuptern, von denen Clemens nach Avignon gieng; Urban aber in Italien blieb: und sie selbst fochten mit einander durch Bannflüche. Der
1389. Tod Urbans endigte diese Verwirrung nicht; die Cardinäle von seiner Parthey gaben ihm Bonifacius den Neunten zum Nachfolger. Man that vergebens Vorschläge, daß entweder beide Päpste ihre Würde niederlegen; oder daß Schiedsrichter, oder eine Kirchenversammlung entscheiden möchten, welcher von ihnen bleiben sollte. Nachdem Clemens gestorben war:
1394. wählten seine Cardinäle Benedikt den Dreyzehnten

am

aſcetiſchen Schriftſtellers, und beförderte die aber- J. n.
gläubiſche Verehrung der Jungfrau Maria mehr, als C. G.
irgend ein anderer. Vor allen aber hat der Engliſche
Franciſcaner Johannes Duns Scotus, Lehrer der ſ.
ſcholaſtiſchen Theologie zu Oxford, dieſelbe in ein ſo 1308.
künſtlich ſpitzfindiges und dunkles Gewebe verwandelt,
als wenn die Religion bloß zu einem Uebungsplatze ver-
nünſtelnder und ſtreitſüchtiger Köpfe dienen ſollte. Er
gieng von dem heiligen Thomas in mehrern Mei-
nungen ab, wie in der Geſchichte beider Orden bemerkt
worden iſt; beide hatten unzählige Anhänger: daher
ſind die Partheyen der Thomiſten und Scotiſten
erwachſen, die noch in der Römiſchen Kirche fort-
dauern.

Außer dieſen Hauptanführern der Scholaſtiker, hatte die abendländiſche Kirche mehrere theils ſehr fleiſ-ſige und gutmeinende, theils würklich gelehrte und nicht ohne Nutzen freyer forſchende Schriftſteller, die ſogar neue Bahnen zu brechen ſuchten; aber für die Veredlung der Theologie im Ganzen noch nichts aus-richten konnten. Johannes Semeca, Propſt zu 1242.
Halberſtadt, machte die Deutſchen zuerſt mit den
päpſtlichen Rechten bekannter; verſuchte auch et-
was wider den gröbern Aberglauben. Der Cardinal
Hugo von St. Caro, ein Franzoſe, ſammelte viel
zur Erklärung der Bibel, und ſchrieb das erſte 1245.
Wörterbuch über ihre lateiniſche Ueberſezung. In
den morgenländiſchen Sprachen geübt, um ſie zur Be-
kehrung der Araber und Juden in ſeinem Vaterlande
anzuwenden, ſchrieb der Spaniſche Dominicaner,
Raymundus Martini, ein Werk gegen ſie, das 1278.
noch einige Brauchbarkeit hat. Ein anderer Spanier
aus der Inſel Majorca gebürtig, Raymundus
Lullus, der in gleicher Abſicht die Arabiſche Sprache ſ.
 erlernt 1315.

erlernt hatte, zulezt aber ein Opfer seines Bekehrungs-
J. n. triebes wurde, glaubte unter andern sogar einen neuen
C. G. und leichtern Weg zur Erwerbung einer allgemeinen Gelehrsamkeit entdeckt zu haben. Zween andere, beides Engländer, zu gelehrt für ihr Jahrhundert, hatten deswegen das Schicksal, unter Zauberer und Ketzer
k. gesezt zu werden. Der eine, Robert Capito, ei-
1253. gentlich Grosthead, Bischof von Lincoln, verband mit vieler Wissenschaft und Scharfsinn auch muthigen Widerstand gegen das ausschweifende Betragen des
k. u. päpstlichen Hofs. Der andere, Rogerius Bacon,
1290. ein Franciscanermönch, der größte Geist dieser Zeiten, fieng an, mehrere Wissenschaften zu verbessern, und durch wichtige Erfindungen zu bereichern; aber Verfolgung und Gefangenschaft waren sein Lohn. Unter den Griechen gab es in diesem Jahrhunderte einige nicht verwerfliche Geschichtschreiber; eifrige Sammler für das theologische System; oder hizige Bestreiter der Lateinischen Kirche, auch wohl vergebliche Friedensstifter zwischen beiden Kirchen; aber keinen, dem die Religionswissenschaft viel zu danken hätte.

Die mächtigsten unter allen Lehrern der Christen, niemals aber die gelehrtesten, die Päpste, waren bisher immer unaufhaltsam gestiegen; jezt sanken sie allmählich durch ihre eigene Schuld von dieser Höhe
seit merklich herab. Schon Bonifacius der Achte,
1294. ob er gleich an herrschsüchtigem Uebermuthe beynahe alle seine Vorgänger übertraf, trug dazu nicht wenig bey. Nachdem er den König von Frankreich, Philipp den Schönen, durch mehrere Befehle und gebieterische Handlungen in dessen Reiche, beleidigt hatte: begegnete ihm dieser desto verächtlicher; und
1303. als der Papst den Kirchenbann wider ihn aussprach:

ließ

ließ ihn Philipp auf einer Versammlung seiner Reichsstände absezen. Bonifacius hatte in einer besondern Bulle festgesezt, daß Christus seiner Kirche die höchste geistliche und weltliche Macht ertheilt habe, und daß man nicht seelig werden könne, ohne zu glauben, daß dem Papste alle Menschen unterworfen seyen. Aber Philipps Abgeordneter Nogaret überfiel und mißhandelte ihn zu Anagni; er starb kurz darauf. Damit nun der König vor solchen Händeln künftig gesichert seyn, und die Päpste mehr in seiner Gewalt haben möchte: bewog er einen der nächsten, Clemens den Fünften, seinen Sitz zu Avignon, im mittäglichen Frankreich, aufzuschlagen. Viele seiner Nachfolger, wie er gebohrne Franzosen, blieben eben daselbst: und ihre siebzigjährige Abwesenheit von Rom schadete ihnen noch weit mehr, als sie den Königen von Frankreich nüzlich ward. Diese erhielten die Päpste seitdem in ihrer Abhängigkeit; sie bedienten sich derselben zu ihren Absichten, besonders auch gegen die Deutschen Kaiser. Auf der andern Seite fiel das Ansehen der Päpste während dieser Zeit zu Rom und in ganz Italien ungemein. Viele ihrer Städte und Ländereyen ergaben sich unternehmenden Herren; jene Hauptstadt selbst wurde durch Partheyen zerrüttet; man achtete die Befehle der Päpste wenig; sie bekamen fast keine Einkünfte mehr aus diesen Gegenden: und der Ruf von ihrer üppigen Lebensart zu Avignon, vollendete die allgemeine Verachtung gegen sie.

J. n. C. G.

1303.

1305. bis 1376.

Ohngeachtet eines solchen Verfalls, den die damaligen Päpste litten, blieb doch ihre Würde und Hoheit überhaupt aufrecht stehen. Die meisten abendländischen Christen, seit Jahrhunderten gewohnt, ihnen unterthänig zu seyn, betrachteten dieses nur als

per-

J. n. C. G. persönliche Fehltritte und Unglücksfälle; zu schärfern Untersuchungen sich zu erheben, hatten sie weder Fähigkeit und Freyheit, noch Hülfsmittel. Daher regierten die Päpste auch von **Avignon** aus, überall, wenn man Italien ausnimmt, mit altem Trotze fort; zum Theil waren es neue, dem Clerus selbst unausstehliche Mittel, durch welche sie ihre Oberherrschaft über die Kirche ausübten. **Clemens der Fünfte**
1309. belegte die Republik **Venedig** mit dem **Kirchenbanne**; sie konnte sich nur durch eine ansehnliche Geldsumme davon befreyen. Auf der Kirchenversamm-
1311. lung zu **Vienne hob er**, dem Könige von Frankreich zu Gefallen, den ihm verhaßt gewordenen **Tempelherrenorden auf**; und nach **Heinrichs des Sie-**
1314. **benten** Tode maaßte er sich die Rechte des Kaisers und des Deutschen Reichs so kühn an, daß er **Roberten**, König von Sicilien, zum Reichsstatthalter
1316. in Italien bestellte. Sein Nachfolger, **Johann der Zwey und Zwanzigste**, warf sich in dem Streite zwischen **Ludwig dem Baiern** und **Friedrich dem Schönen**, welche beide von zwo Partheyen unter den Kurfürsten zu Kaisern gewählt worden waren, zum **Richter** auf. **Als aber Ludwig** so wenig darauf achtete, daß er vielmehr seinen Mitbewerber mit den Waffen überwältigte und gefangen nahm, auch auf gleiche Art das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen suchte: **that ihn Johann in den**
1324. **Bann**, und sezte ihn ab. **Ludwig appellirte** dagegen von dem Papste an eine allgemeine Kirchen-
1328. versammlung, und ließ sich zu **Rom die Kaiserkrone** aufsezen; den **Papst** erklärte er vor einen **Ketzer**. Wiederholte Bannflüche desselben bewogen den Kaiser, einen andern Papst wählen zu lassen; der sich jedoch
ff. nicht lange behaupten konnte. **Johann** fuhr bis an
1334. seinen Tod fort, den Kaiser zu verwerfen, und seine

Par-

Parthey wurde in Italien die mächtigere. Unterdessen reizten ihn Geldbedürfnisse und Habsucht so sehr, seine Einkünfte auf alle Art, bald durch neuerfundene Kunstgriffe; bald durch Verstärkung der schon vorhandenen, zu vermehren, daß kein Papst dadurch so übel berüchtigt geworden ist, als er. Darunter gehörten die Annaten, oder die Einkünfte des ersten Jahrs, welche er den Erzbischöfen und Bischöfen abforderte; die Exspectativen, durch welche er für Geld Anwartschaften auf zu erledigende ansehnliche geistliche Aemter ertheilte; die Reservationen, oder die ihm vorbehaltenen Besezungen der wichtigsten solcher Stellen; die Provisionen, oder Geldanweisungen auf eben dieselben; die Taxe der Apostolischen Canzley, das heißt, die bestimmten Geldstrafen, welche für größere und kleinere Vergehungen an seine Kammer gezahlt werden mußten; die Ablaßbriefe; und dergleichen mehr. Wie seine Vorgänger, Bonifacius der Achte, und Clemens der Fünfte, erweiterte er das päpstliche Gesezbuch mit neuen Sammlungen von Verordnungen, und gab ihm dadurch seine Vollständigkeit; zog sich aber noch in seinen lezten Jahren den öffentlichen Vorwurf einer Ketzerey zu. Benedikt der Zwölfte, sein Nachfolger, wurde nur durch den König von Frankreich gehindert, seiner Neigung zu einem Vergleiche mit dem Kaiser zu folgen. Aber Clemens der Sechste, der nach ihm regierte, war dem vorhergehenden Johann im Gebrauche einträglicher Geldmittel, und im Hasse gegen den Kaiser, desto ähnlicher. Er erneuerte den Bann und den Absezungsspruch wider ihn; brachte es auch dahin, daß, nachdem er einen Erzbischof von Mainz abgesezt hatte, die meisten Kurfürsten einen Gegenkaiser an dem Könige von Böhmen Karln wählten. Ludwig, den ehemals die Kurfürsten selbst durch einen feyerlichen

J. n. C.

ft. 1342.

1346.

1338.

Schluß

Schluß gegen den Papst vertheidigt hatten; der sie-
benmal vergebens durch Gesandten zu Avignon seine
1347. Friedensliebe bezeigt hatte, behauptete sich doch bis
an seinen Tod, unter vielen Unruhen, auf dem Throne.
Karl der Vierte hingegen, der ihm nachfolgte, war
ein desto kriechenderer Verehrer des Papstes. Dieser
1348. vergrößerte auch sein Gebiet durch die Grafschaft
Avignon, welche er der Königinn Johanna von
Neapel abkaufte. Einer seiner Nachfolger, Urba-
nus der Fünfte, schloß zwar mit dem Griechischen
1369. Kaiser eine Vereinigung für beide Kirchen, Kraft
welcher die Oberherrschaft des Papstes auch von den
Griechen erkannt werden sollte; aber wiederum von
kurzer Gültigkeit.

1376. Endlich kehrte Gregor der Eilfte nach Rom
zurück, da die Gefahr immer dringender wurde, daß
die Päpste durch ihre Abwesenheit aus Italien daselbst
beynahe alles einbüßen dürften. Doch da nach seinem
1378. Tode Urbanus der Sechste gewählt, und gar bald
durch sein Betragen den Cardinälen mißfällig gewor-
den war: sezten sie ihm einen andern Papst, Cle-
mens den Siebenten, entgegen. Nunmehr theilte
1379. sich die ganze abendländische Kirche zwischen diesen
beiden Oberhäuptern, von denen Clemens nach
Avignon gieng; Urban aber in Italien blieb: und
sie selbst fochten mit einander durch Bannflüche. Der
1389. Tod Urbans endigte diese Verwirrung nicht; die
Cardinäle von seiner Parthey gaben ihm Bonifacius
den Neunten zum Nachfolger. Man that vergebens
Vorschläge, daß entweder beide Päpste ihre Würde
niederlegen; oder daß Schiedsrichter, oder eine Kir-
chenversammlung entscheiden möchten, welcher von ih-
nen bleiben sollte. Nachdem Clemens gestorben war:
1394. wählten seine Cardinäle Benedikt den Dreyzehnten

an

an seine Stelle. Jezt ergriff man in Frankreich schärfere Maaßregeln; man kündigte diesem Papste den Gehorsam auf, und ließ ihn zu Avignon belagern. Allein Benedikt verschaffte sich nicht allein die Freyheit; sondern auch von neuem die Unterwerfung der Franzosen. Nachdem diese kirchliche Trennung noch mehrere Jahre fortgewährt hatte, indem in Italien immer neue Päpste Benedikten entgegengestellt wurden: vereinigten sich zulezt die meisten Cardinäle von beiden Theilen, nebst einer Menge von Bischöfen, unterstüzt von fast allen Europäischen Fürsten, zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, die zu Pisa gehalten wurde. Auf derselben wurden die beiden damaligen Päpste, Benedikt der Dreyzehnte und Gregor der Zwölfte abgesezt; an ihrer Statt ward Alexander der Fünfte auf den Thron erhoben. Da aber jeder der abgesezten Päpste sich einen kleinen Anhang zu erhalten wußte: so wurde dadurch nichts weiter ausgerichtet, alsdaß die Kirche jezt drey Oberhäupter hatte. Diese anstößigen Auftritte, welche schon dreyßig Jahre dauerten; die Ungewißheit und die traurigen Händel, in welche sich so viele christliche Länder über die Rechtmäßigkeit des Papstes, den sie verehren sollten, verwickelt sahen; die Vorwürfe und Verwünschungen der schismatischen Päpste gegen einander; ihre Ausschweifungen und ihr verächtlicher Zustand; alles dieses machte für sie die nachtheiligsten Eindrücke. Man empfand immer mehr die Nothwendigkeit, ein kirchliches Gericht über die Päpste nach der alten Verfassung herzustellen, und auch ohne ihr Zuthun eine Kirchenverbesserung, welche sie selbst hauptsächlich treffen mußte, vorzunehmen.

J. n. C. G. 1398. ff.

1409.

Ein solches Gefühl, und freyere Aeußerungen desselben, wurden noch durch andere unvorsichtige Schritte

öfters über den Verfall der Kirche klagte; sondern
auch Karln den Vierten, wiewohl vergebens, auf-
forderte, von Rom Besitz zu nehmen. Sein Freund
st. Johann Boccaccio verspottete kühn in seinen leicht-
1375. fertigen Erzählungen die Ausschweifungen der Geist-
lichkeit, und zeichnete die Päpstinn Johanna un-
ter den berühmten Frauen aus.

Freylich waren dieses nur einzele Strahlen, die
für Italien die Morgenröthe edlerer Kenntnisse und
Bestrebungen ankündigten; wo auch bereits gelehrte
Griechen Lehrer derselben wurden. Aber bis in die
düstern Wohnungen der Scholastiker drangen sie
nicht. Getheilt durch theologische und Ordenspar-
theyen, hüllten sie jezt die Religionswissenschaft mehr
als jemals in unfruchtbare Fragen und leere Zänke-
1346. reyen ein. Die Universitäten, unter welchen zuerst
bis die Deutschen zu Prag, Heidelberg, Wien, Cöln,
1392. und Erfurt aufkamen, waren alle von ihnen besezt und
beherrscht. Sehr selten gab es Theologen, wie der
st. Französische Franciscaner, Nicolaus de Lyra, der
1340. Hebräisch genug verstand, um das Alte Testament
geschickt erklären zu können; oder wie der Erzbischof
st. von Canterbury, Thomas Bradwardin, der,
1349. obgleich ein strenger Anhänger Augustins, doch
auch scharfsinnige Bemerkungen über die Glaubens-
lehre machte. Manche Mystiker wurden, ohne ge-
lehrt oder tiefdenkend zu seyn, nützliche Lehrer des bi-
blischen Christenthums, darunter sich insonderheit
st. Johann Tauler, ein Dominicaner zu Straßburg,
1361. hervorthat. Die Griechen, ob sie gleich auch in
diesem Zeitalter des Vorzugs vor den abendländischen
Gelehrten versichert waren, durch den häufigen Um-
gang mit den großen Schriftstellern ihrer Nation aus
dem Alterthum, Methode, Wissenschaft und Schreib-

art

ter, als Wilhelm Occam; dieser Englische Franciscaner, ein scholastischer Philosoph und Theologe aus der Schule des Johann Duns, schrieb mit vielem Muthe und nicht geringerer Einsicht für Philipp den Schönen gegen Bonifacius den Achten, und für den Kaiser Ludwig gegen den Papst Johann; warf diesem Ketzereyen vor, und zeigte deutlich, wie viele Rechte den Fürsten von den Päpsten und Geistlichen entrissen worden seyen. Ein anderer Italiänischer Franciscaner, Marsilius von Menandrino, der zu Wien lehrte, bewies in seinen Schriften, daß die Kaiser nicht nur in weltlichen Angelegenheiten; sondern auch in Absicht auf äußerliche Kirchenverfassung, über die Päpste zu gebieten haben; wofür ihn, wie Occam, ihr Bann traf. Ludwig schützte sie und andere ihrer Ordensgenossen in Deutschland; Karl der Vierte hingegen trug so viel er konnte, zur Ausrottung dieser Gattung Franciscaner bey. Sie hat sich aber noch weit über hundert Jahre erhalten.

f. n. C. ft. 1347. ft. 1328. 1369.

Einige vortreffliche Köpfe in Italien, welche Witz, Geschmack und Freymüthigkeit verbanden, kamen auf diesem Wege auch so weit, daß sie sich über die eingewurzelten Vorurtheile vom Papste und Clerus wegsezten; eine gleiche Stimmung ertheilten sie nach und nach ihren zahlreichen Bewunderern. Dante Alighieri, ein Florentinischer Staatsmann, der Vater der Italiänischen Dichtkunst, verfochte ebenfals die Rechte der Fürsten wider die Päpste; einem unter ihnen wies er als Dichter sogar einen Platz in der Hölle an. Zween andere hatten ihren Geist noch mehr durch Bekanntschaft mit den Alten geschärft. Zu ihrer glücklichen Nachahmung führte besonders Franciscus Petrarcha an, der die Italiänische Dichtkunst weit mehr verfeinerte; nicht bloß

ft. 1321. ft. 1374.

[illegible] ters über den Verfall der Kirche klagte; sondern
[illegible] auch Karln den Vierten, wiewohl vergebens, auf-
[illegible] forderte, von Rom Besitz zu nehmen. Sein Freund
st. Johann Boccaccio verspottete kühn in seinen leicht-
1375. fertigen Erzählungen die Ausschweifungen der Geist-
lichkeit, und zeichnete die Päpstinn Johanna un-
ter den berühmten Frauen aus.

Freylich waren dieses nur einzele Strahlen, die für Italien die Morgenröthe edlerer Kenntnisse und Bestrebungen ankündigten; wo auch bereits gelehrte Griechen Lehrer derselben wurden. Aber bis in die düstern Wohnungen der Scholastiker drangen sie nicht. Getheilt durch theologische und Ordenspartheyen, hüllten sie jezt die Religionswissenschaft mehr als jemals in unfruchtbare Fragen und leere Zänke-
1346. reyen ein. Die Universitäten, unter welchen zuerst
bis die Deutschen zu Prag, Heidelberg, Wien, Cöln,
1392. und Erfurt aufkamen, waren alle von ihnen besezt und beherrscht. Sehr selten gab es Theologen, wie der
st. Französische Franciscaner, Nicolaus de Lyra, der
1340. Hebräisch genug verstand, um das Alte Testament geschickt erklären zu können; oder wie der Erzbischof
st. von Canterbury, Thomas Bradwardin, der,
1349. obgleich ein strenger Anhänger Augustins, doch auch scharfsinnige Bemerkungen über die Glaubenslehre machte. Manche Mystiker wurden, ohne gelehrt oder tiefdenkend zu seyn, nützliche Lehrer des biblischen Christenthums, darunter sich insonderheit
st. Johann Tauler, ein Dominicaner zu Straßburg,
1361. hervorthat. Die Griechen, ob sie gleich auch in diesem Zeitalter des Vorzugs vor den abendländischen Gelehrten versichert waren, durch den häufigen Umgang mit den großen Schriftstellern ihrer Nation aus dem Alterthum, Methode, Wissenschaft und Schreib-

art

freylich noch in Ruhe, als Prediger zu Lutterworth; aber vierzig Jahre spåter mußten noch seine Gebeine, auf Befehl einer andern Kirchenversammlung, verbrannt werden. Seine Schriften würkten viel: und ob man gleich gegen seine Anhänger, die Wiclefiten, mit Feuer wüthete; so wurde doch der Saame seiner Lehrsåze noch im folgenden Jahrhunderte fruchtbar. J. n. C. G.

Diese Religion und Kirche, die er verbessert wissen wollte, verschlimmerte sich würklich mit jedem Zeitalter. Der Eifer, mit welchem man sie unter ungläubigen Nationen einzuführen suchte, half ihr wenig, und ergriff auch öfters schlechte Mittel. Mehrere Påpste brachten zu einem neuen Kreuzzuge vieles Geld, Soldaten, und Schiffe zusammen, und allen boten sie reichliche Ablåsse an, welche daran Theil nehmen wollten; aber es kam kein einziger solcher Krieg zu Stande. Auf der andern Seite fuhren sie fort, in das nördliche Asien und bis nach Sina Mönche zu schicken, denen es auch gelang, noch mehr christliche Gemeinen daselbst anzulegen. Doch diese giengen nach einiger Zeit wieder zu Grunde. Eine bleibendere Aufnahme fand sie bey den Litthauern, deren Großfürst Jagello sich, um den Pohlnischen Thron besteigen zu können, mit dem Nahmen Vladislav hatte taufen lassen, und den großen Haufen seiner Nation durch geschenkte neue Kleider zur Nachfolge bewog. Wie sehr die übrigen Christen darauf bedacht gewesen sind, ihre Religion immer mehr auf ein Spiel von Cårimonien herabzusezen, lehrt das påpstliche Ablaß- und Jubeljahr, das nach dem Befehl Bonifacius des achten alle hundert Jahre zu Rom gefeyert werden sollte; Clemens der Sechste aber innerhalb funfzig Jahre einschränkte; ingleichen das Fest der heiligen Lanze, der Kreu-

1319. 1345. 1363. 1307. ff. 1386. ff. 1300. 1350. 1354.

[illegible] jesnägel und der Dornenkrone Christi, welches Innocentius der Fünfte anordnete. Höher konnte nunmehr der Unsinn des Aberglaubens nicht steigen, als ihn der Franciscaner Bartholomäus Albizi in seiner Schrift von den Aehnlichkeiten des heil. Franciscus mit Christo, trieb; worinne er jenen zum Theil noch bewundernswürdiger als diesen abschilderte. Die Leichtgläubigkeit, mit welcher Erzählungen von Wundern, göttlichen Erscheinungen und Offenbarungen, und dergleichen mehr aufgenommen wurden, kehrte sich auch an einen ungereimten Widerspruch nicht. Zwo Frauenspersonen, die heilige Brigitta, aus königlichem Schwedischen Geschlechte, und die heilige Catharina von Siena, im Florentinischen, welche sich beide göttlicher Gesichter und Eingebungen, mit allgemeinem Beyfall, rühmten, giengen doch so weit von einander ab, daß sich jene für die Lehre der Franciscaner von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau, diese aber mit den Dominicanern eben so eifrig wider dieselbe erklärte.

Alle diese anstößige Auftritte, der schismatischen, und dennoch äußerst übermüthigen Päpste; der scheinheiligen und trotzigen Bettelmönche; der zanksüchtigen Scholastiker; der Gelderpressungen unter dem Vorwande der Religion: und so viele andere mehr, bewürkten es endlich, daß, ohngeachtet die bisherigen Versuche kirchlicher Reformationen ihren Urhebern das Leben gekostet hatten, dennoch ein Anfang zu einer ins Große gehenden, wenn gleich nur einseitigen, Reformation nunmehr allgemein als nothwendig angesehen und gewünscht wurde; daß einzele Lehrer, zahlreiche Gesellschaften, Kirchenversammlungen, ganze Nationen und ihre Fürsten, bald nachdrücklicher, bald sanfter und schonender an derselben

den arbeiteten. Johann Huß, Prediger und Professor der Theologie zu Prag, aufgemuntert durch Wiclefs Schriften, und durch günstige Zeitumstände, that solches freyer, als alle andere. Er zog gegen die lasterhaften Sitten der Geistlichkeit heftig los, und behauptete, daß die großen Herren nicht allein berechtigt, sondern sogar verbunden wären, ihr die übermäßigen Reichthümer zu nehmen, welche ihre Ausartung verursacht hätten. Den Papst Johann den Drey und Zwanzigsten nannte er den Antichrist; er predigte mit allem Eifer wider den Ablaß, welchen derselbe denen versprach, die Geld zu seinem Kriege mit dem Könige von Neapel hergeben würden; und erschütterte überhaupt die kirchliche Regierung. Zwar kam Huß lange nicht so weit in der Reinigung der Religion mit Hülfe der Schrift, als Wiclef, dessen als ketzerisch verdammte Lehrsäze er nicht schlechterdings verwerfen wollte; doch leitete er seine Zuhörer schon auf diesen Weg. Als nachmals Jacobellus von Misa, oder Mieß, ein anderer Prediger zu Prag, darauf drang, daß der den Laien entzogene Kelch im heil. Abendmahl wieder hergestellt werden müsse: trat ihm Huß darinne ebenfals bey. Seine Anhänger wurden in Böhmen sehr zahlreich, und sein König Wenzel verhütete es, daß ihn Päpste und Bischöfe nicht ihrer Rache aufopfern konnten.

J. n. C. G.
1408. fg.
1412.
1414.

Allein die den Kirchenregenten gefährlichen Unruhen, die daraus entstanden, und sich immer weiter verbreiteten, zogen die ernsthafte Aufmerksamkeit der allgemeinen Synode, welche um diese Zeit zu Costniz gehalten wurde, nicht weniger auf sich, als die Vertilgung des dreyköpfichten Auswuchses, der die Kirche seit einigen Jahren verunstaltete;

1414. fg.

und die Absicht, eine Reformation des Haupts und der Glieder der Kirche zu veranlassen. Sie forderte Hussen vor ihr Gericht; der Kaiser Sigismund versprach ihm völlige Sicherheit. Aber diesem zuwider warf man ihn ins Gefängniß, und sein zum Schein angestelltes Verhör war bereits mehr eine Verurtheilung. Die Kirchenversammlung ließ ihn
1415. auch bald darauf lebendig verbrennen. Er hatte den herrschenden Glauben fast gar nicht angegriffen; selbst seine Lehre vom Abendmahl war erst kurz vor seinem Tode durch die Verordnung der Synode, daß die Laien den Kelch nicht empfangen sollten, zu einem kirchlichen Irrthum geworden. Seine Weigerung aber zu widerrufen, und der Haß des höhern Clerus wider ihn, beförderten seinen Untergang. Im folgenden Jahre wurde auch sein Freund und
1416. gleichgesinnter Gehülfe, Hieronymus von Prag, auf eben diese Art hingerichtet.

Schwerer wurde es dieser Kirchenversammlung, die beynahe vierzigjährige Trennung unter den Oberhäuptern der Kirche aufzuheben. Doch erleichterte sie sich diese Unternehmung dadurch, daß sie den wichtigen, von den Päpsten seit so vielen Jahrhunderten unterdrückten Grundsaz erneuerte: einer allgemeinen Synode sey auch der Papst unterworfen.
1415. Der gegenwärtige Papst, Johann der Drey und Zwanzigste, der sie zusammenberufen hatte, wurde von ihr selbst abgesezt, nachdem er sich vergeblich mit der Flucht zu retten gesucht hatte. Gregor der Zwölfte, der zweyte der damaligen Päpste, schickte gleich darauf seine Abdankung ein. Nur der dritte, Benedikt der Dreyzehnte, der zu Perpignan seinen Siz, und die wenigsten Anhänger hatte, wollte seine Würde niemals niederlegen. Allein die Synode, welche

welche auch ihn derselben entsezte, wählte nunmehr Martin den Fünften, als einzigen rechtmäßigen Papst; und die verworrene Kirchenregierung nahm dadurch ein Ende. Hingegen wußte eben dieser Papst die Reformation, welche diese Versammlung unvorsichtig genug bis nach seiner Wahl verschoben, und zu derselben schon weitläufige Entwürfe gemacht hatte, erst für eine künftige Synode aufzuheben. Einstweilen befriedigte er die Nationen wegen ihrer vielfältigen Beschwerden über den päpstlichen Hof, durch Versprechungen und mildernde Erklärungen. J. n. C. G. 1417.

Diese neue Kirchenversammlung kam erst dreyzehn Jahre nach dem Ende der Costnizer, zu Basel zu Stande. Unterdessen hatten sich die Folgen der an Hussen verübten treulosen Grausamkeit in Böhmen gar bald geäußert: seine Anhänger, entschlossen, die Lehren desselben, besonders den Kelch im Abendmahl, zu behaupten, verstärkten sich zu vielen Tausenden; die neuentstehende Stadt Tabor wurde ihr Versammlungsplatz; kein Verbot, kein Ketzernahme hielt sie weiter zurück; und nachdem ihr König Wenzel gestorben war, brach der Hußitenkrieg völlig aus. Von seinem Bruder und Nachfolger in der Regierung, dem Kaiser Siegmund, konnten sie sich keine Duldung versprechen; sie erkannten ihn also nicht als König, und ergriffen die Waffen gegen ihn, wie gegen ihre katholischen Mitbürger. Dieser Krieg, dem der Papst die Gestalt eines Kreuzzugs, mit dem dabey ertheilten Ablasse gab, und in welchem Siegmund von den Deutschen Fürsten mit großen Kriegsheeren unterstützt ward, geführt mit aller Wuth eines Religionskrieges, nahm in jedem Feldzuge eine unglückliche Wendung für die Deutschen, auch für ihre an Böhmen gränzenden Länder. Desto geneigter 1431. 1416. ff. 1419. 1420.

[illegible] nur zu Unterhandlungen mit den Hußiten; [illegible] Kirchenversammlung zu Basel ließ sie selbst ein[illegible] [illegible] deswegen Abgeordnete zuzuschicken. Sie [illegible] schon längst ihre Forderungen in folgenden vier [illegible] zusammengefaßt: die freye Predigt des göttlichen Worts; das Abendmahl unter beiden Gestalten für alle Christen; die Zurückführung des geistlichen Standes von seinen ungeheuern Gütern und Reichthümern zu seiner ersten Apostolischen Lebensart; und die strenger zu beobachtende Zucht in Ansehung lasterhafter Sitten in jedem Stande. Ihre Abgeordneten er[illegible] [illegible] auch wirklich zu Basel, und Gesandte des [illegible] in Böhmen. Jene vier Artikel wurden [illegible] den Hußiten größtentheils zugestanden; aber [illegible] unter ihnen, bekannt unter [illegible] Taboriten und Waisen, welche [illegible] weiter giengen, von der ge[illegible] Partey der Calixtiner in einer entscheidenden Schlacht [illegible] worden waren, konnte der [illegible] der Böhmen mit der Römischen Kirche in [illegible] Die Hußiten erhielten eine [illegible] Religionsduldung; wenn sie [illegible] Georg Podiebrad, [illegible] schützte sie, ohn[illegible] traf. Daher haben sie sich [illegible] der Böhmischen und Mährischen Brüder in zahlreichen Resten fortgepflanzt.

Während dieser Begebenheiten, die eine noch wichtigere und allgemeinere Reformation vorbereiteten, hatte die Kirchenversammlung zu Basel dieselbe auch auf andern Seiten erleichtert. Sie bestätigte die Schlüsse der Costnitzer von der höchsten Gewalt einer
1438. oekumenischen Synode, selbst über die Päpste, und han-

handelte auch darnach. Als Eugenius der Vierte sie aufheben, und eine andere Versammlung in Italien halten lassen wollte, über die er gebieten könnte: kehrte sie sich daran ganz und gar nicht, und forderte ihn vielmehr, selbst zu Basel zu erscheinen. Er gab zwar nach; aber in so zweydeutigen Ausdrücken, daß ihm die Synode mit der Absezung drohte, wenn er ihre Rechtmäßigkeit nicht anerkennen würde; dieses mußte er endlich völlig nach der von ihr gegebenen Vor- 1433.
schrift thun. Darauf verbot sie die Annaten, die 1435.
Reservationen, und das Geld, welches den Päpsten für den Erbischöflichen Mantel gezahlt wurde; sie machte auch Verordnungen über die Wahl der Päpste, und die Cardinäle. Hierüber entzweyete sie sich abermals mit dem Eugenius, und noch ärger, da dieser den Griechischen Kaiser, der nach Basel 1437.
kommen wollte, um seine Kirche mit der Lateinischen zu vereinigen, vielmehr nach Ferrara kommen ließ, wohin er das Concilium verlegte. Nunmehr unter- sagte ihm die Basler Synode die Verwaltung sei- 1438.
ner Würde. Ja um gleiche Zeit erklärten sich die Kurfürsten, daß sie während dieser Zwistigkeit weder von dem Papste, noch von dem Concilium, eine Verordnung annehmen würden: und dieser Partheylosigkeit trat bald das gesammte Deutsche Reich bey. Eugenius betrieb unterdessen mit dem Griechischen Kaiser und dessen Bischöfen, zu Ferrara, nachher zu Florenz, die Vereinigung beider Kirchen mit 1439.
so scheinbar glücklichem Fortgange, daß die Griechen dieselbe würklich, durch Annehmung der päpstlichen Oberherrschaft, des Fegfeuers, und der abendländischen Lehre vom Ausgange des heil. Geistes, eingiengen; aber in der Griechischen Kirche selbst wurde sie verworfen. Zu eben derselben Zeit sezte die Synode zu Basel den Papst wegen seiner Widerspänstigkeit ab,

J. n. C. G. ab, und wählte den Herzog von Savoyen, Amadeus, der nach niedergelegter Regierung eine Art von Einsiedler geworden war, unter dem Nahmen Felix des Fünften, zu dessen Nachfolger. Doch dieser neue Papst konnte wenig Ansehen behaupten; auch das Concilium, dem die Fürsten nach und nach ihren Schuz entzogen, mußte allmählich aus einander gehen. Es hatte viele Beschwerden gegen die Päpste aufgehoben,
1443. und dieselben so eingeschränkt, daß sie künftig weit weniger Ausschweifungen begehen konnten. Auch benützten die Franzosen zeitig diese Basler Schlüsse
1438. durch die Einführung der pragmatischen Sanction, welche ihre Kirche gegen manche Eingriffe der Päpste nachdrücklich verwahrte. Die Deutschen hingegen verloren alle Früchte derselben durch ihres Kaisers Friedrichs des Dritten Unthätigkeit und Ergebenheit gegen die Päpste; so wie durch die Ränke seines Staatsbedienten Aeneas Sylvius, und die List des Papstes, indem sie sich vielmehr die Aschaffenburs-
1448. ger Concordaten aufdringen ließen, in denen der Papst die Annaten und Reservationen wieder bekam, und die Deutsche Kirche ihm von neuem Preiß gegeben wurde.

Glücklich genug also retteten sich noch die Päpste aus der nahen Gefahr eines Falls, den ihnen das lange Schisma; die allgemeine Nothwendigkeit einer bey ihnen selbst anzufangenden Reformation; die hergestellte Unabhängigkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen von ihnen, und die immer mehr sich über sie verbreitende freyere Denkungsart, gedroht hatten. Vielmehr waren sie jezt darauf bedacht, auch den Eindruck und die Folgen, welche alles dieses bereits hervorgebracht hatte, zu vertilgen. Eben der Aeneas Sylvius, der, als Se-

kretär

kretär der Basler Synode, die Rechte derselben über die Päpste, zehn Jahre hindurch, so eifrig und beredt, in Reden, Schriften und Handlungen, behauptet; aber auch schon in Diensten Friedrichs des Dritten das Ansehen und die Vortheile der Päpste allen andern Verpflichtungen vorgezogen hatte, gab nicht nur, nachdem er unter dem Nahmen Pius des Zweyten Papst geworden war, durch gebieterisch willkührliche Handlungen gegen Fürsten und Bischöfe, Anlaß zu neuen Beschwerden; sondern verbot auch alle Appellationen von den Päpsten an allgemeine Kirchenversammlungen, als einen abscheulichen und aufrührischen Mißbrauch, und widerrief in einer andern Bulle alles, was er ehemals wider die Vorrechte des Römischen Stuhls gelehrt und geschrieben hatte. Seine Nachfolger überließen sich größtentheils noch weit ungescheuter allen ihren Leidenschaften, weil sie, nach solchen verunglückten Angriffen, gar nichts mehr fürchten zu dürfen glaubten. Paul der Zweyte, nicht ohne Fähigkeit und Neigung, Fehler an seinem Hofe zu verbessern, suchte doch zugleich den König von Böhmen Georg Podiebrad seines Reichs zu berauben; wurde durch Härte und stolze Anmaaßungen verhaßt, und sezte die Feyer des Römischen Jubeljahrs, um desto häufiger Menschen und Geld nach Rom zu ziehen, auf fünf und zwanzig Jahre herab. Im Nepotismus, oder in der Bereicherung und Vergrößerung seiner Anverwandten auf Kosten der päpstlichen Kammer, gieng Sixtus der Vierte so weit, daß auch öffentliche Unruhen darüber entstanden; und Innocentius der Achte war mit der Versorgung seiner sechszehn unehelichen Kinder beschäftigt. Keiner aber unter ihnen wurde übler berüchtigt, und durchgängig mehr verabscheuet, als Alexander der Sechste. Unersättliche Habsucht und Län-

J. n. C. G.

1458.

1460.

1463.

1464. fg.

1471. fg.

1484. fg.

1492. fg.

J. n. C. G. Länderbegierde, Treulosigkeit, Grausamkeit, Verschwendung und Wollust, wechselten gleichsam in seinem ganzen Betragen mit einander ab. Um insonderheit seine unehelichen Kinder zu fürstlichen Würden und Besitzungen zu erheben, begieng er mit denselben Ungerechtig-
1503. keiten und Gewaltthätigkeiten aller Art. Er starb am Gifte, welches er für andere hatte zubereiten lassen. Julius der Zweyte, der bald darauf den päpstlichen Thron bestieg, zerrüttete Italien auf eine neue Art: er war Krieger, Feldherr, Eroberer, Stifter eines furchtbaren Bündnisses wider die Republik Venedig; suchte, unter dem Nahmen von Barbaren, alle Ausländer aus Italien zu entfernen, und oberster Herr die-
1513. ses Landes zu werden; aber von einem christlichen Bischof oder Lehrer hatte er keine Spuran sich. Ludwig der Zwölfte, von ihm vielfältig beleidigt, drohte seiner Macht den Untergang. Er und der Kaiser Maxi-
1511. milian der Erste, ließen sogar zu Pisa eine Kirchenversammluug wider ihn halten; doch sein unerschrockener und standhafter Muth verschaffte ihm Hülfsquellen genug, um sich gegen alle zu behaupten. Weit sanfter und friedliebender als er, gelehrt, witzig, auch zu Staatsunterhandlungen geschickt; aber üppig, prachtliebend und verschwenderisch in hohem Grade, war
seit Leo der Zehnte. Er wußte die Aufhebung der den
1513. Päpsten so unangenehmen pragmatischen Sanction zu bewürken, und an Statt derselben mit dem Könige
1516. Franz dem Ersten das Concordat einzugehen, durch welches sie sich beide, so zu sagen, in die Rechte und Freyheiten der Französischen Kirche theilten.

Durch solche Sitten der Päpste, nicht weniger durch die vorhergedachten Auftritte dieses Zeitalters, gereizt und aufgemuntert, standen immer mehr rechtschaffene und wahrheitliebende Männer auf, welche

che auf eine Verbeſſerung der Kirche und ihrer Lehrer, bald mit mehr, bald mit weniger Einſicht und Würkſamkeit, drangen. Sie hatten zum Theil einen lebhaften Einfluß auf die beiden Synoden zu Coſtnitz und Baſel: und wenn ſie gleich ſeltener die Nothwendigkeit einer Glaubensreformation empfanden; ſo gaben ſie doch auch manche Winke für dieſelbe. Peter von Ailly, Kanzler der Univerſität Paris, nachmals Cardinal und Biſchof von Cambray, war einer der erſten und vornehmſten unter ihnen. Er geſtand, daß es ketzeriſche, zauberiſche und andere Päpſte von groben Verbrechen gegeben habe; daß ſelbſt eine oekumeniſche Kirchenverſammlung, von welcher ſie gerichtet werden könnten, keine unfehlbare Ausſprüche in Glaubensſachen zu thun im Stande ſey; die heilige Schrift empfohl er deſto mehr. Sein Schüler und Nachfolger in der Kanzlerwürde, Johann Charlier, gewöhnlich Johann Gerſon genannt, der aber im Exilium ſtarb, that noch andere wichtige Vorſchläge. Er zeigte, daß die allgemeine Kirche eines Papſtes gar wohl eine Zeit lang entbehren könne; daß man wenigſtens ſeine Gewalt ſehr einſchränken müſſe; daß die päpſtlichen Decretalen ſchon darum höchſt verwerflich ſeyen, weil ſie den Kaiſern ihren gebührenden Gehorſam entzogen hätten; daß die Kaiſer das Recht hätten, allgemeine Kirchenverſammlungen zuſammen zu berufen; daß die Päpſte eine Menge Güter unrechtmäßiger Weiſe an ſich gezogen hätten; und vieles andere von dieſer Art mehr. Ein anderer Franzöſiſcher Theologe von gleicher Freymüthigkeit, Nicolaus von Clamenge, den man gemeiniglich von Clemangis nennt, Rector der erſtgedachten Univerſität, entwickelte in ſeinem Buche von dem verdorbenen Zuſtande der Kirche, die Urſachen dieſes Verderbens, welche die Kirche ſeiner

J. C.

ſt. 1425.

ſt. 1429.

ſt. n. 1434.

Zeit

Zeit der alten so unähnlich mache, als Koth dem Gold
J. n. C. G. de sey, durch eine ausführliche Schilderung der lasterhaften Ausschweifungen der Päpste, der Cardinäle, der Bischöfe, der Mönche, und anderer Geistlichen. Mehr einen eigentlichen Glaubensverbesserer gab Johannes
st. Weßelus ab, aus Gröningen gebürtig, der zu
1489. Paris, Cöln, Basel, und an andern Orten gelehrt hat. Er wollte die Religion lediglich aus der heil. Schrift hergeleitet wissen; verwarf die Brodtverwandlung, die Wallfahrten, die Ablässe; bedroht von mächtigen Verfolgern, that er wenigstens einen äussern Widerruf. Hingegen konnte Hieronymus Sa-
st. vonarola, ein Italiänischer Dominicaner, dem trau-
1498. rigsten Schicksale nicht entgehen. Dieser beredte und fromme Eiferer für die ächte christliche Gottseeligkeit, der die Ruchlosigkeit seiner Zeit bis an den päpstlichen Thron hin bestürmte, ließ sich doch zugleich von einer schwärmerischen Einbildungskraft fortreißen; gab sich das Ansehen eines göttlich begeisterten Propheten, und mischte sich zu sehr in bürgerliche Unruhen. Daher wurde es Alexandern dem Sechsten, dessen Bann er verachtete, desto leichter, ihn durch seine Feinde zu Florenz zum Scheiterhaufen verurtheilen zu lassen.

Daß richtigere Einsichten über Religion, Theologie und Kirchenverfassung, sich jezt immer häufiger und freyer blicken ließen; das war unter andern auch eine Folge von den weit günstigern Aussichten, welche sich für die Gelehrsamkeit eröffneten. Zwar entstanden diese eben nicht aus dem blühenden Zustande, oder aus der Vermehrung der Universitäten: denn diese, von den Päpsten und der Geistlichkeit vollkommen abhängig, pflanzten bloß die althergebrachten Begriffe von scholastischer Philosophie und Theologie, von päpstlichen und bürgerlichen Rechten,

auch

auch von andern Wissenschaften und Künsten, ohne irgend ein sichtbares Wachsthum derselben, fort. Sie leisteten nur hauptsächlich den Nutzen, daß Leute von jedem Stande leichtern Zugang zu einiger Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit erlangten, und überhaupt Beschäftigungen dieser Art mehr aufgemuntert wurden. Leipzig, Rostock, Löwen, Basel, Buda oder Ofen, Ingolstadt, Tübingen, Maynz, und Kopenhagen, sind die merkwürdigsten dieser neuerrichteten gelehrten Gesellschaften. Aber außerhalb ihrem geschlossenen Bezirke, brach ein ganz anderes Licht aus. Je mehr sich das Griechische Kaiserthum seinem Untergange näherte, desto mehr Gelehrte flüchteten sich aus demselben nach Italien. Dort weckten sie durch mitgebrachte Handschriften der Werke ihrer vortrefflichsten alten Schriftsteller, durch mündliche Erklärungen und Uebersezungen derselben, auch eigene schriftliche Anleitungen, ihre Kenntniß, den Geschmack daran, und die Neigung nebst der Methode selbst, sie glücklich nachzuahmen, wieder auf. Emanuel Chrysoloras, Bessarion, Theodorus Gaza, Georgius Gemistius Pletho, Georgius Trapezuntius, Johannes Argyropylus, und andere mehr, haben daran einen Hauptantheil gehabt. Bald betraten die fähigsten Köpfe unter den Italiänern eben diesen Weg; sie wandten die Gelehrsamkeit des alten Griechenlands und Roms auf die Reinigung und Verbesserung der Künste und Wissenschaften an. Alle übertraf hierinne Laurentius Valla, ein Canonicus zu Rom, der sich unter andern auch um die Theologie sehr verdient machte. Nach so vielen Jahrhunderten stellte er zuerst wieder das Beyspiel eines gelehrten Auslegers des Neuen Testaments auf; er wagte es sogar, die erdichtete Schenkung Constantins des Gros-

J. n. C. G.

seit 1409.

s. 1457.

J. n. C. G. sen an die Römischen Bischöfe, und den Apostolischen Ursprung des alten Glaubensbekenntnisses der Täuflinge zu bestreiten. Die Platonische Philosophie schien jezt der Aristotelischen ihre so lange Herrschaft in der Kirche streitig zu machen; insonderheit gab ein Canonicus zu Florenz, Marsilius Ficinus, einen gelehrten und eifrigen Vertheidiger derselben ab; er schrieb auch das erste merkwürdige Buch von der Wahrheit der christlichen Religion.

ft. 1499.

Zwar konnte die Aristotelisch-Scholastische Philosophie noch kaum erschüttert werden, weil sie in das theologische System viel zu tief und unzertrennlich verwebt war. Allein die scholastischen Theologen des funfzehnten Jahrhunderts waren unter allen von ihrer Gattung die schlechtesten. Trübseeligere und ungelehrtere Zänker hatte es unter ihnen noch nicht gegeben; der Abstand zwischen ihnen und den durch das feine Alterthum gebildeten Männern, auch den freymüthigen Wahrheitsfreunden von Gersons Geiste, mußte für sie immer nachtheiliger ausfallen. Der einzige Gabriel Biel, Lehrer der Theologie zu Tübingen, zeichnete sich unter ihnen als ein nützlicher Forscher aus. Auch bearbeiteten zween Spanier, Raymundus Sabunde, der zu Toulouse gelehrt hat, die natürliche Theologie nicht ohne Scharfsinn, und Alphonsus Tostatus, ein Theologe zu Salamanca, nachmals Bischof zu Avila, die Schriftauslegung wenigstens mit Hülfe einer ausserordentlichen Belesenheit. Der brauchbarste Schriftsteller für die edlere christliche Frömmigkeit war der Mystiker, Thomas a Kempis, das heißt von Kempen im Cölnischen gebürtig, der sie in seinem Buche von der Nachahmung Christi, aus den Vorschriften dieses großen Lehrers selbst herleitete.

ft. 1495. ft. 1455. ft. 1471. 1436.

Für

Für diese Religion, die man selbst, so wie ihre Lehrer immer lauter einer Verbesserung und Wiederherstellung bedürftig erklären hörte, öffnete sich jezt zu ihrer Ausbreitung eine neue Welt. Aber auch dabey zeigte es sich, wie sehr die Christen von den Grundsäzen derselben abgewichen waren. Christoph Colombo entdeckte America. Ein Hauptvorwand, dessen sich die Spanier bedienten, die Schäze desselben nicht nur zu benüzen; sondern mit den Ländern selbst, welche sie darboten, ganz unter ihre Gewalt zu ziehen, war die Verbindlichkeit, die daselbst überall herrschende Abgötterey zu zerstören. In dieser Rücksicht bestätigte Alexander der Sechste alle von den Spaniern in diesem Welttheil gemachten Eroberungen, und verordnete, wie sie sich mit den Portugiesen über die fernern Entdeckungen daselbst vergleichen sollten. Aber Knechtschaft, Zwangsmittel, sogar Martern und Hinrichtungen, waren es größtentheils, wodurch den Americanern die dürftigsten Begriffe vom Christenthum aufgedrungen wurden. In Europa bekehrte man nicht viel anders. Als der König von Castilien und Aragonien, Ferdinand, durch die Eroberung des Arabischen Königreichs Granada, Herr von ganz Spanien geworden war: nöthigte er bald einen Theil der Araber, die noch zu vielen hunderttausenden in seinem Reiche wohnten, durch Strafen, sich taufen zu lassen. Die nicht weniger zahlreichen Juden jagte er aus Spanien fort: daher traten ihrer viele dem Scheine nach zum Christenthum. Wegen solcher Verdienste ertheilte ihm Alexander der Sechste den Ehrennahmen des Katholischen oder rechtgläubigen Königs. Dagegen schien das Christenthum in seinem äußern Wohlstande einen unersezlichen Verlust zu leiden, als Constantinopel von den Türken erobert, und dadurch

J. n. C. G.

1492. 1493. 1492. 1496. 1453.

J. n. C. das Griechische Kaiserthum vernichtet wurde. Allein es war nur der lezte entscheidende Schlag, der die Griechischen Christen traf, nachdem sie schon seit Jahrhunderten allmählich unter Muhammedanische Regenten gerathen, und noch länger unfähig gewesen waren, für ihre Religion etwas Großes oder Fruchtbares zu leisten. Wessen sie noch fähig waren, das blieb ihnen auch jezt, eine eingeschränkte Uebung ihres Religionscärimoniels; den eben so ärgerlichen als unnüzen, oft schädlichen Glaubenshändeln mußten sie nun entsagen: und ihre Gelehrsamkeit theilten sie den abendländischen Christen zu höhern Entzwecken mit.

Denn daß unter diesen eine Hauptveränderung zum Besten der Religion bevorstünde, das machte die heilsame Gährung, in der sich ihre Kirche in den lezten hundert Jahren dieses Zeitraums befand, und die immer allgemeiner wurde, überaus wahrscheinlich. Hatten gleich die großen Kirchenversammlungen dieser Zeiten ihre wichtigste Absicht verfehlt; so würkten doch ihre Grundsäze und angestrengten Versuche immer fort. Nicht nur der Wunsch und der Nahme einer Kirchenreformation wurden täglich von mehrern und kühner ausgesprochen; auch treffende Vorschläge zu derselben wurden ungestrafter als sonst vorgetragen. Die wiederauflebende wahre Gelehrsamkeit zeigte noch mehr Mittel zu ihrem Dienste; sie lehrte die Religion selbst verbessern; dem so mächtig emporstrebenden Freyheitssinne ertheilte sie ein neues und reineres Feuer. Durch die um eben
um 1440. diese Zeit erfundene Buchdruckerkunst konnte nicht allein alles Wahre und Gute, was jemals für die Wissenschaften gewonnen worden war; sondern auch jede neue, wenn gleich dreistere, die Religion selbst betreffende Wahrheit geschwinder und weiter herum in

Um-

Umlauf gebracht werden, als vorher. Gegen das Ende dieses Zeitraums, um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wurde der Drang, aus allem diesem Vortheile zu ziehen, noch eifriger; aber auch glücklicher. Der Spanische Cardinal und Staatsmann Ximenez, der, bey allen seinen bewundernswürdigen Gaben, durch falschen Religionseifer hintergangen, den Arabern in Spanien bey Lebensstrafe befohl, sich taufen zu lassen; der tausende ihrer Handschriften verbrennen ließ, und das Neue Testament in ihre Sprache nicht übersezt wissen wollte, fühlte gleichwohl die Nothwendigkeit des gelehrten Bibelstudium so sehr, daß er mit eigenen großen Kosten den Druck der ersten Bibel-Polyglotte veranstaltete. Was noch weit mehr ist, ein Würtenbergischer Rechtsgelehrter, Johann Reuchlin, aus Pforzheim im Badenschen gebürtig, lehrte die Theologen seiner Zeit durch seine Kenntnisse und Schriften, das seit vielen Jahrhunderten vergessene Hebräische Sprachstudium hervorsuchen. Schon kam auch zu seiner Zeit der erste, der die ebenfals seit tausend Jahren in den Abendländern unbekannte edlere theologische Methode in ihrem ganzen Umfange herstellte und selbst ausübte: Desiderius Erasmus von Rotterdam. Die gelehrte Auslegung der Bibel, die Critik ihres Textes, die gründliche Herleitung der Religionslehren aus derselben, die bessere Behandlung der Kirchengeschichte, auch freyere Benützung der Kirchenväter, endlich noch die brauchbarste Art, öffentliche Religionsvorträge zu halten; und dieses alles mit der Gelehrsamkeit der Alten, mit Witz und Beredtsamkeit verbunden; waren ihm die Theologen zuerst in einer gewissen Reise schuldig. Neben ihm arbeiteten andere Kenner der Alten und glückliche Forscher daran, einen festern Grund für die Religions-

J. n. C. G.

ft. 1517.

ft. 1522.

1509. ft.

wissenschaft zu errichten. Ihre Zeitgenossen, die
J. n. C. G. Päpste Alexander der Sechste, Julius der Zweyte, und Leo der Zehnte, erinnerten jeden nachdenkenden Kopf, wider ihren Willen, oft daran, wie sehr eine große Religions- und Kirchenverbesserung Bedürfniß sey. Nur fehlte es dazu noch an einem Anführer, der mit den nöthigen Einsichten auch die unerschrockenste Freymüthigkeit vereinigte. Schon lebte unterdessen, der Welt unbekannt, ein solcher Mann
1508. auf der eben gestifteten Universität zu Wittenberg. Eine sehr gewöhnliche Begebenheit, eine päpstliche
1517. Ablaßpredigt, zog ihn auf den Kampfplatz: und nun begann die wichtigste Revolution im Zustande des Christenthums, welche dessen Verehrer jemals gesehen hatten; deren wohlthätige Folgen sich aber auch niemals berechnen lassen.

Aus-

Ausführliche Geschichte des Dritten Zeitraums.

Erstes Buch.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Karls des Großen Tod, bis auf Gregor den Siebenten.

Vom Jahr 814. bis zum Jahr 1073.

Erster Abschnitt.

Abriß der bürgerlichen Geschichte dieser Zeit.

Mit dem Anfange des Zweyten Zeitraums dieser Geschichte war das Christenthum im Römischen Reiche herrschend geworden; der Fürst desselben bekannte sich zu dieser Religion; aber von einem fürstlichen Bischof hatten die Christen noch nicht den geringsten Begriff. Mit diesem dritten Zeitraum hingegen neigte sich alles dahin, daß ein Bischof Herr über alle Christen, über ihre Fürsten selbst werden; daß überhaupt ihre Lehrer gebieten, und die Religion ein Werkzeug ihrer Regierung seyn sollte. In den ersten drittehalb hundert Jahren des Zeitraums, welche das gegenwärtige Buch in sich begreift, waren schon mehr als bloße Vorbereitungen zu dieser großen Veränderung da. Der Römische Bischof, nunmehr allein unter allen Bischöfen mit dem Nahmen Papst bezeichnet; bereits Besitzer eines beträchtlichen Landesstrichs im mittlern Italien,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und nicht ohne Einfluß bey Thronbesezungen, erhielt jezt an den erdichteten Dekretalen einen so gewaltigen Vorschub, daß alle Rechte der übrigen abendländischen Bischöfe gegen seine neuen Anmaaßungen nach und nach weichen mußten. Ein Bischof in der ganzen Christenheit stand ihm noch im Wege, der in seinem großen Kirchensprengel wenigstens eben so viel zu befehlen hatte, als er in dem seinigen: der Constantinopolitanische. Diesen überwältigte er zwar nicht; begegnete ihm aber mit allem übermüthigen Bewußtseyn einer höher steigenden Macht: und beförderte bey den darüber entstandenen Streitigkeiten zwischen der Griechischen und abendländischen Kirche, die gänzliche Trennung derselben von einander. Nun waren es immer mehr Staatsgeschäfte und ein neuer Rang unter den Fürsten, worauf der unternehmende Geist der Päpste lossirebte. Wer das abendländische Kaiserthum oder das Königreich Italien erhalten sollte, hieng schon öfters von ihrem Gutachten ab. Sie wußten sogar mächtige Normännische Fürsten im untern Italien für die von ihnen eroberten Länder zu ihren Lehnsleuten zu machen. Zwar gerieth ihr Ansehen funfzig Jahre hindurch in einen merklichen Verfall, als ihre Wahl und Würde auf die Willkühr einer gebieterischen Parthey zu Rom, und darunter auch Frauenspersonen, ankam; ihre Sitten aber sehr ausschweifend wurden. Allein sie erholten sich bald wieder; und obgleich ihre Oberherren, die Sächsischen und Fränkischen Kaiser, sie in der Abhängigkeit erhielten; so versuchten sie es doch, sich auch von dieser loßzureißen. Die übrigen Bischöfe nebst den sich immerfort vermehrenden Mönchen in den Abendländern wurden zwar größtentheils nur Diener und Werkzeuge der Päpste; beherrschten aber desto sicherer den

roßen Haufen der ungelehrten Christen. In den
hundert Jahren dieses Zeitraums würkten noch
:ls des Großen Anstalten und Aufmunterungen
glücklichen Anbaue ihres Geistes. Daher gab es
so viele gelehrte und fleißige Theologen im
kischen Reiche, auch einige freyere und scharfsich-
Forscher; wenn gleich die beiden besten Köpfe in
land und zu Constantinopel lebten. In dem
nden Jahrhunderte hingegen tritt kaum ein Papst
erühmter Gelehrter auf: und auch dieser am we-
n in der Religionswissenschaft; bis gegen das
dieses Zeitraums philosophische Untersu-
ngen über dieselbe rege wurden. Die Reli-
sstreitigkeiten dieses Zeitalters waren zum Theil
oder eines unerwarteten Ausgangs. Den lang-
gen Händeln über die Verehrung der Heili-
ilder, machte in der Griechischen Kirche ein
licher Synodalschluß zu ihrem Vortheil, und in
lateinischen, ohngeachtet des Widerspruchs ange-
er Lehrer, das überhand nehmende Ansehen der
gesinnten Parthey, ein Ende. Man stritt zum
male über die Brodtverwandlung im
ndmahl: und sie fand anfänglich keinen Bey-
Aber hundert Jahre später hatte diese Lehre
Wurzel gefaßt; endlich mußte ein Mann von
glicher Einsicht, der sie leugnete, mehr als ein-
widerrufen. Ein Mönch trug die Prädestina-
des Augustinus vor. Die ansehnlichsten Fränki-
Lehrer theilten sich zwar darüber; allein seine
ner waren mächtig genug, ihn auf immer ins Ge-
niß einschließen zu lassen. An den Streitigkei-
der Griechischen und Lateinischen Kirche
e Glaubensuneinigkeit sehr geringen; Verschie-
eit in kirchlichen Einrichtungen einen beträchtli-
; den Hauptantheil aber die eifersüchtige Erbitte-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] der beiden Patriarchen von Alt- und Neu-Rom gegen einander. Der einzige [illegible] der das Christenthum in diesem Jahrhunderte erhielt, war der Uebergang vieler Nationen zu demselben. Die Bulgaren und andere Völker zwischen dem schwarzen und Adriatischen Meere, die Böhmen, Mähren, viele Slaven am heutigen Meisenschen und Brandenburgischen, die Pohlen, Russen und Ungarn; endlich auch die Dänen, Schweden und Norwegen, nahmen alle diese Religion, bald belehrt und überredet, bald von ihren Fürsten halt gezwungen, an. Sonst ereigneten sich in diesem Zeitalter neue und mächtige Begebenheiten genug zur Erhöhung und Bereicherung des christlichen Lehrstandes, die Monarchie mit eingeschlossen; aber zum Vortheil des Christenthums oder der Theologie keine sich erhebliche, als man nach den Veranstaltungen des vorhergehenden hätte erwarten sollen.

Viele von dieser Begebenheiten lassen sich weder verstehen noch hinlänglich beurtheilen, wenn man nicht die Schicksale und den Zustand der bekanntesten Nationen und Reiche dieser Zeiten vor den Augen hat. Unter diesen allen ragt der Fränkische Monarchie bey weitem hervor, und ist auch für die christliche Kirchengeschichte die merkwürdigste. Karl der Große hatte ihr den größten Umfang ertheilt, den sie noch gehabt hatte: denn sie begriff am Ende seines Lebens das jetzige Frankreich, die Niederlande, Deutschland bis an die Elbe, Saale und Donau, einen Strich von Ungarn bis an den Raabfluß, Italien bis nach Benevent herab, die gesammte Schweiz, und Spanische Landschaften von den Pyrenäischen Gebürgen bis an den Ebro, nebst den Inseln Majorca und Minorca. Er hinterließ sie auch, dem

An-

Anscheine nach, in einer nicht geringen Festigkeit. Aber, sie darinne zu erhalten, war ein Geist, wie der seinige, nöthig, der selbst zu regieren verstand; überall gegenwärtig, seinen Statthaltern und Befehlshabern, wie seinen Bischöfen, und unter diesen dem gefährlichsten von allen, dem Römischen, Gehorsam einzuprägen, auch so viele seit kurzem verbundene Nationen und Länder noch inniger zu vereinigen wußte. Dieser Geist war sein Sohn **Ludwig**, der ihm im Jahr 814. als Kaiser und König der Franken nachfolgte, ganz und gar nicht. Man hat ihn den **Frommen** genannt, weil er viel Eifer für Religion und Kirchenzucht bewies; noch richtiger den **Gutherzigen**, dem freylich Selbstständigkeit, Klugheit und Stärke im Handeln fehlten; so viele gute Gesinnungen er auch sonst hatte, und sie nicht selten zur Würksamkeit brachte. Schon im J. 817. theilte er sein Reich unter seine drey Söhne, zum Theil Kinder; veränderte diese Theilung mehr als einmal; zog sich aber dadurch, wie durch andere Fehler, wiederholte Empörungen seiner Söhne, Absezung und öffentliche Beschimpfungen, zu. Die Bischöfe seines Reichs waren dazu behülflich; er hatte auch noch andere aufrührische Bewegungen zu dämpfen, und starb sogar auf einem Feldzuge wider einen seiner Söhne, im Jahr 840. Das Reich wurde solchergestalt zerrüttet, das königliche Ansehen vermindert, und man gewöhnte sich, von einer Parthey zur andern überzugehen. Seine ihn überlebenden Söhne, **Lothar**, **Ludwig** und **Karl**, wurden desto mehr unter sich uneins. Die beiden jüngern nöthigten endlich den ältesten mit den Waffen in der Hand, im Jahr 843. zu dem Vergleiche von **Verdün**, der die ganze Monarchie zwischen ihnen theilte. **Lothar** bekam das Kaiserthum, das Königreich Italien, und die zwischen der Rhone, Saone, Maaß und Schelde

J. n. C. G. 814 bis 1078

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Schelde gelegenen Länder, die man nachmals das Lothringiſche Reich nannte; wovon aber das jezige Lothringen nur einen kleinen Theil ausmacht. Alles was von der Morgenſeite des Rheins an, in der heutigen Schweiz, in Deutſchland und den Niederlanden, zu Oſtfranken gehörte, nebſt den drey Städten, Maynz, Worms und Speyer, wurde Ludwigs Antheil. Karl aber erhielt das übrige von Weſtfranken, zwiſchen dem Weltmeere, der Rhone, Maaß und Schelde. (Eginhard. Annales de geſtis Ludov. Pii Imp. p. 259. ſq. in Duchesn. Hiſt. Francor. Scriptt. Tom. II Opus Thegani de geſtis Ludov. Pii Imp ibid. pag. 274. ſq. Aſtronomi vita eiusdem, ibid. p. 286. ſq. Nithard. de diſſenſionib. filior. Ludov. Pii, Libri IV. ib. pag. 359. ſq.)

Einer von dieſen drey Haupttheilen, der Oſtfränkiſche, wurde die Grundlage des noch fortdauernden Deutſchen Reichs, das unter mehrern noch vorhandenen Reichen Deutſchen Urſprungs, allein dieſen Beynahmen behalten hat: und Ludwig, der Stifter deſſelben, heißt davon der Deutſche. Von allen Nachkommen Karls des Großen war er der würdigſte; er regierte und vertheidigte ſein Reich mit Einſicht und Muth. Nach ſeinem Tode aber, im J. 876. theilten ſich ſeine Söhne in daſſelbe; der jüngſte unter ihnen, Karl der Dicke, vereinigte ſogar, und das zum leztenmale, das Weſtfränkiſche Reich damit; auch beſaß er Italien und die Kaiſerwürde. Allein im Jahr 887. ſagte man ihm, wegen ſeiner ſchlechten Regierung, überall den Gehorſam auf; und Arnulf, ein unehelicher Enkel Ludwigs, folgte ihm auf dem Deutſchen Throne. Damals wurde das Deutſche Reich, welches ſich ſeit einiger Zeit der Einfälle der Normänner und Slaven mit Mühe erwehrte,

ehrte, auch noch den Ungarn geöffnet. Unter Arnulfs minderjährigem Sohne, Ludwig dem Kinde, seit dem Jahr 900. wurde diese Zerrüttung auch durch die höher steigenden Befehdungen oder Kriege der Deutschen Großen mit einander, vermehrt. Sein Nachfolger Conrad der Erste konnte gegen diesen unglücklichen Zustand Deutschlands keine treffende Hülfsmittel ausfindig machen. Endlich wurde Heinrich der Erste, der im Jahr 919. den Deutschen Königsthron bestieg, der Retter seines Vaterlandes. Um dasselbe in einen bessern Vertheidigungsstand zu sezen, bevölkerte und befestigte er die Städte; oder erbauete neue im innern Deutschlande; und übte viele seiner Unterthanen in den Waffen. Darauf bezwang er die Slaven an der Havel, ingleichen zwischen der Saale und Elbe, zum Theil auch in andern an sein Reich gränzenden Ländern; schlug die Ungarn zurück, und stellte die öffentliche Sicherheit wieder her. Sein Sohn, Otto der Erste, oder der Große, trat seit dem Jahr 936. glücklich in diese königliche Fußtapfen. Wenn er fast unaufhörlich Kriege geführt hat: so waren es Beleidigungen ausländischer Fürsten, Empörungen seiner Deutschen Großen, Einfälle fremder Nationen, seine und seines Reichs Rechte, welche ihn dazu nöthigten. Er überwand die Ungarn und Dänen; die Slaven in der heutigen Mark Brandenburg und Niederlausitz machte er sich großentheils unterwürfig. Mehr als sechszig Jahre hatten sich Burgundische Könige und Italiänische Große um das Kaiserthum und Königreich Italien gestritten. Zur Hülfe von einigen Ständen Italiens gerufen, und durch die alten Rechte der Fränkischen Könige unterstüzt, bemächtigte er sich dieses Reichs, und vereinigte es, so wie die Römische Kaiserwürde, auf immer mit dem Deutschen. Dort behauptete er

J. n. C. G. 814 bis 1073.

auch

K. n. C. G. 814 bis 1073.

wigs des Frommen jüngstem Sohne, seine eigenen Könige. Dieser Fürst wußte jedoch sein Reich gegen die verwüstenden Einfälle der Normänner nicht zu beschützen: und noch weniger Karl der Dicke, seines Bruders Sohn, der beynahe die ganze Monarchie Karls des Großen unter sein Gebiet vereinigte; aber auch alles kurz vor seinem Tode, im Jahr 887 wieder verlor. Seine Nachkommen, die Karolingischen Fürsten, regierten zwar noch hundert Jahre länger über Westfranken, als im Ostfränkischen Reiche. Aber theils wurden ihre großen Lehnsleute zu ihrem Schaden immer mächtiger; theils besaßen sie selbst wenig Fähigkeiten, ihr Ansehen zu erhalten: Daher mußte einer von ihnen, Karl der Einfältige, im Jahr 912. dem Normannischen Heerführer Rollo einen großen Landesstrich in seinem mitternächtigen Reiche überlassen. Es war die seitdem sogenannte Normandie und Bretagne; dafür versprach Rollo, als Herzog dieser Länder, den König vor seinen Lehnsherren zu erkennen, und sich taufen zu lassen. Er nahm darauf den Nahmen Robert an, und regierte mit so vieler Klugheit und Ansehen, daß er den Grund zu der Größe seines Hauses legte. Karl hingegen starb als ein Gefangener eines seiner Großen im Jahr 929. Nach andern Unruhen, oder Merkmalen der Schwäche der Könige, seiner Nachfolger, wurde das Karolingische Haus gänzlich vom Throne entfernt, und Hugo Capet, Herzog von Isle de France, Graf von Paris und Orleans, bestieg denselben im Jahr 987. Er ist der Stammvater aller Könige von Frankreich, die bis auf unsere Zeiten regiert haben. Seine Klugheit und sein Muth waren einander gleich; er bedurfte ihrer aber auch, von mehrern mächtigen Lehnsleuten umgeben. Einer von diesen, der Herzog von der Normandie, Wilhelm,

wurde

ßig Jahren, selbst mit seiner Absezung, noch kein Ende nahmen. Während aller dieser Veränderungen, war Deutschland ein Wahlreich; das sich aber meistentheils zu einer erblichen Folge hinlenkte. An der Wahl seiner Könige hatten die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Reichsstände ihren Antheil: und diese gewannen erst nach und nach ihre landesherrlichen Rechte. Auch fieng der Bürgerstand nun erst an, sich aus einer langen Geringschäzung durch die Handelschaft empor zu heben, welche von mehrern Städten am Rhein, an der Weser und Elbe lebhaft getrieben wurde. (Annales Francor. Bertiniani, ab a. 843–882. apud Duchesn. Tom. III. pag. 200. sq. Annal. Fuldens. ab a. 843–900 ib. Tom. II. pag. 548. sq. Chronicor. Reginonis L. II. cum continuat. ab a. 842–967. in Pistorii Rer. Germanic. Scriptt. T. I. p. 60. sq. ed. Struv. Witichindi Annal. L. I. p. 634. sq. in Meibomii Rer. Germanicar. Tom. I. Luitprandi Rerum gestar. ab Europae Impp. et Regib. L. I. c. 5. sq. p. 12. sq. Antverp. 1640. fol. Ditmari Chronic. LL. VIII. pag. 323. sq. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. Wippo de vita Conradi Sal. Imp. p. 459. sq. ap. Pistor. Tom. III. Hermanni Contracti Chronicon, ab a. 1039. p. 280. sq. ib. T. I. Lambert. Schafnaburg. de rebus Germanic. ab a. 1056. p. 321. sq. l. c. I. I. Mascovii Commentarii de rebus Imperii Rom. Germ. a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsi. 1757. 4. M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen, Erster Theil, S. 462. fg. Zweyter Theil, S. 16. fg. d. Ulmer Ausg.)

J. K. C. G. 814 bis 1072.

Getrennt von diesem Deutschen Reiche durch die Theilung des Jahrs 843. hatte nun das Weststränkische, welches in der Folge das Französische genannt wurde, seit Karln dem Kahlen, Ludwigs

wigs des Frommen jüngstem Sohne, seine eigenen Könige. Dieser Fürst wußte jedoch sein Reich gegen die verwüstenden Einfälle der Normänner nicht zu beschützen: und noch weniger Karl der Dicke, seines Bruders Sohn, der beynahe die ganze Monarchie Karls des Großen unter sein Gebiet vereinigte; aber auch alles kurz vor seinem Tode, im Jahr 887. wieder verlor. Seine Nachkommen, die Karolingischen Fürsten, regierten zwar noch hundert Jahre länger über Westfranken, als im Ostfränkischen Reiche. Aber theils wurden ihre großen Lehnsleute zu ihrem Schaden immer mächtiger; theils besaßen sie selbst wenig Fähigkeiten, ihr Ansehen zu erhalten: Daher mußte einer von ihnen, Karl der Einfältige, im Jahr 912. dem Normannischen Heerführer Rollo einen großen Landesstrich in seinem mitternächtigen Reiche überlassen. Es war die seitdem sogenannte Normandie und Bretagne; dafür versprach Rollo, als Herzog dieser Länder, den König vor seinen Lehnsherren zu erkennen, und sich taufen zu lassen. Er nahm darauf den Nahmen Robert an, und regierte mit so vieler Klugheit und Ansehen, daß er den Grund zu der Größe seines Hauses legte. Karl hingegen starb als ein Gefangener eines seiner Großen im Jahr 929. Nach andern Unruhen, oder Merkmalen der Schwäche der Könige, seiner Nachfolger, wurde das Karolingische Haus gänzlich vom Throne entfernt, und Hugo Capet, Herzog von Isle de France, Graf von Paris und Orleans, bestieg denselben im Jahr 987. Er ist der Stammvater aller Könige von Frankreich, die bis auf unsere Zeiten regiert haben. Seine Klugheit und sein Muth waren einander gleich; er bedurfte ihrer aber auch, von mehrern mächtigen Lehnsleuten umgeben. Einer von diesen, der Herzog von der Normandie, Wilhelm,

n. C. G. 814 bis 875.

wurde

die Landungen der Dänen, bis er im Jahr 838. starb. Aber seine nächsten Nachkommen konnten jene stets mit verstärkten Haufen wiederkommende Ausländer so wenig abhalten, daß sich diese vielmehr, unter den grausamsten Verwüstungen, in ganzen Provinzen festsezten. Alfred, oder Alfried, der im Jahr 872. auf den Thron kam, mußte ihnen daher, ohngeachtet der tapfersten Anstrengung, sein Reich auf eine Zeit lang überlassen, und verborgen auf günstigere Umstände warten. Als diese kamen: überwand er im Jahr 878. die Dänen so vollkommen, daß er von dieser Zeit an Herr von England war. Durch Flotten und geschickte kriegerische Anstalten auf dem Lande, sicherte er es gegen neue Angriffe; erhob das Reich und die Nation aus dem tiefsten Verfall in einen blühenden Zustand, wie dieser für sein Jahrhundert möglich war; gute Gesezе und bürgerliche Einrichtungen, Wiederherstellung des ganz verlornen gelehrten Fleißes, und sein eigenes Beyspiel in demselben, zeichneten seine äußerst thätige und wachsame Regierung besonders aus. Er starb im Jahr 900. und führt den Beynahmen des Großen beynahe noch mit mehrerem Rechte, als der Fränkische Karl, weil er ungleich fürchterlichere Schwierigkeiten, als dieser, zu besiegen hatte. Die folgenden Könige behaupteten sich zwar noch eine Zeit lang sowohl gegen die Macht der Geistlichkeit in ihrem Reiche, als gegen die von neuem überhand nehmenden Einfälle der Dänen. Da aber Ethelred der Zweyte im J. 1002. die meisten der leztern, welche sich in England befanden, durch eine geheime Verabredung zu gleicher Zeit überfallen und niedermachen ließ: zog er sich die Rache der Dänischen Könige zu, von welchen Sveno im Jahr 1013. das ganze Reich eroberte, und sein Sohn Canut oder Knut befestigte sich seit dem

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. 814 bis 1073.

Jahr 1017. noch mehr im Beſitze davon. Endlich gelang es den Engländern im Jahr 1041. wieder, einen Prinzen aus ihrem alten Sächſiſchen Stamme, Eduarden, zum Könige zu bekommen. Doch bald nach ſeinem Tode wurden ſie abermals von einem Normänniſchen Fürſten überwältigt. Wilhelm, Herzog von der Normandie, eroberte im Jahr 1066. durch eine einzige Schlacht ganz England; gab dieſem Reiche eine neue Verfaſſung; aber zugleich mehr Anſehen und Stärke; ſeine Nachkommen blieben auch auf dieſem Throne. Der mitternächtige Theil Britanniens, oder Schottland, hatte in dieſem Zeitalter, nachdem Pikten und Schotten daſelbſt mit einander ſeit dem Jahr 838. unter Ein Reich vereinigt worden waren, noch ſeine eigenen Könige. Irland aber, in mehrere kleine Fürſtenthümer getheilt, wurde von einer rohen, wenn gleich chriſtlichen, Nation bewohnt. (Guilielm. Malmesb. de rebus geſtis Anglor. L. II. cap. 1. ſq. in H. Savilii Rer. Anglic. Scriptt. Francof. 1601. fol. Henr. Huntindon. Hiſt. L. IV. pag. 344. ſq. ibid. Hiſt d'Anglet. par Rapin, T. I. p. 212. ſq. Geſch. Englands von Hume, Ty. I. S. 37. fg.)

Nun wurde auch erſt der Norden von Europa den übrigen Nationen dieſes Welttheils auf mehr als Eine Art bekannt. Auf der einen Seite verheerten die Normänner, (welches der gemeinſchaftliche Nahme der Einwohner deſſelben war,) die weſtlichen Seeküſten von Europa, und die daran liegenden Länder ſelbſt, wie Deutſchland, die Niederlande, England und Frankreich, gegen anderthalb hundert Jahre hindurch, unter geringem Widerſtande; ſie behaupteten ſich auch im Beſitze mancher großen Landesſtriche daſelbſt auf lange Zeit; oder gar auf immer.

mer. Aber man lernte auch jezt ihr Vaterland und die Reiche kennen, welche sie daselbst errichtet hatten. Dänemark war eines von denselben; in ältern Zeiten hatte es mit dem gesammten Norden gemeinschaftliche Regenten gehabt. Außer seinen Königen, herrschten auch im Anfange dieses Zeitraums besondere Fürsten über die dazu gehörige Halbinsel Jütland. Einer derselben, Harald, wurde von dem Kaiser Ludwig dem Frommen auf dem Throne unterstützt, und trat dafür, nebst vielen seiner Unterthanen, im Jahr 826. zum Christenthum. Dreyßig bis vierzig Jahre darauf vereinigte der König Gorm der Alte Jütland mit seinen übrigen Ländern. Sein Sohn Harald, mit dem Beynahmen Blauzahn, der die von dem Deutschen Könige Heinrich dem Ersten angelegte Markgrafschaft Schleswig eingenommen hatte, wurde von dessen Sohne Otto dem Großen um das Jahr 948. überwunden, und genöthigt, nicht allein das Christenthum anzunehmen; sondern auch diesen Kaiser, wenigstens für einen Theil seines Reichs, als Lehnsherrn zu erkennen. Sveno, oder Svend, Haralds Sohn, der wieder unabhängig war, eroberte, wie man schon gesehen hat, das Englische Reich, ingleichen einen Theil von Norwegen. Dazu kam noch unter seinem Sohne Canut, der seit dem Jahr 1014. regierte, ein beträchtlicher Theil von Schweden, und die Markgrafschaft Schleswig, welche ihm der Kaiser Conrad der Zweyte abtrat. Ein so ansehnliches Gebiet, seine Klugheit und sein Glück, auch die völlige Einführung des Christenthums in seinem Reiche, haben ihm den Beynahmen des Großen erworben. Nach seinem im Jahr 1036. erfolgtem Tode, sank das Ansehen der Dänischen Könige auf einige Zeit merklich. Norwegen hatte sich noch bey seinem Leben in Freyheit gesezt; es herrschte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

n. C. 814 bis 1073.

Jahr 1017. noch mehr im Beſitze davon. Endlich gelang es den Engländern im Jahr 1041. wieder, einen Prinzen aus ihrem alten Sächſiſchen Stamme, Eduarden, zum Könige zu bekommen. Doch bald nach ſeinem Tode wurden ſie abermals von einem Normänniſchen Fürſten überwältigt. Wilhelm, Herzog von der Normandie, eroberte im Jahr 1066. durch eine einzige Schlacht ganz England; gab dieſem Reiche eine neue Verfaſſung; aber zugleich mehr Anſehen und Stärke; ſeine Nachkommen blieben auch auf dieſem Throne. Der mitternächtige Theil Britanniens, oder Schottland, hatte in dieſem Zeitalter, nachdem Pikten und Schotten daſelbſt mit einander ſeit dem Jahr 838. unter Ein Reich vereinigt worden waren, noch ſeine eigenen Könige. Irland aber, in mehrere kleine Fürſtenthümer getheilt, wurde von einer rohen, wenn gleich chriſtlichen, Nation bewohnt. (Guilielm. Malmesb. de rebus geſtis Anglor. L. II. cap. 1. ſq. in H. Savilii Rer. Anglic. Scriptt. Francof. 1601. fol. Henr. Huntindon. Hiſt. L. IV. pag. 344. ſq. ibid. Hiſt d'Anglet. par Rapin, T. I. p. 212. ſq. Geſch. Englands von Hume, Th. I. S. 37. fg.)

Nun wurde auch erſt der Norden von Europa den übrigen Nationen dieſes Welttheils auf mehr als Eine Art bekannt. Auf der einen Seite verheerten die Normänner, (welches der gemeinſchaftliche Nahme der Einwohner deſſelben war,) die weſtlichen Seeküſten von Europa, und die daran liegenden Länder ſelbſt, wie Deutſchland, die Niederlande, England und Frankreich, gegen anderthalb hundert Jahre hindurch, unter geringem Widerſtande; ſie behaupteten ſich auch im Beſitze mancher großen Landesſtriche daſelbſt auf lange Zeit; oder gar auf immer.

mer. Aber man lernte auch jezt ihr Vaterland und die Reiche kennen, welche sie daselbst errichtet hatten. Dänemark war eines von denselben; in ältern Zeiten hatte es mit dem gesammten Norden gemeinschaftliche Regenten gehabt. Außer seinen Königen, herrschten auch im Anfange dieses Zeitraums besondere Fürsten über die dazu gehörige Halbinsel Jütland. Einer derselben, Harald, wurde von dem Kaiser Ludwig dem Frommen auf dem Throne unterstützt, und trat dafür, nebst vielen seiner Unterthanen, im Jahr 826. zum Christenthum. Dreyßig bis vierzig Jahre darauf vereinigte der König Gorm der Alte Jütland mit seinen übrigen Ländern. Sein Sohn Harald, mit dem Beynahmen Blauzahn, der die von dem Deutschen Könige Heinrich dem Ersten angelegte Markgrafschaft Schleswig eingenommen hatte, wurde von dessen Sohne Otto dem Großen, um das Jahr 948. überwunden, und genöthigt, nicht allein das Christenthum anzunehmen; sondern auch diesen Kaiser, wenigstens für einen Theil seines Reichs, als Lehnsherrn zu erkennen. Sveno, oder Svend, Haralds Sohn, der wieder unabhängig war, eroberte, wie man schon gesehen hat, das Englische Reich, ingleichen einen Theil von Norwegen. Dazu kam noch unter seinem Sohne Canut, der seit dem Jahr 1014. regierte, ein beträchtlicher Theil von Schweden, und die Markgrafschaft Schleswig, welche ihm der Kaiser Conrad der Zweyte abtrat. Ein so ansehnliches Gebiet, seine Klugheit und sein Glück, auch die völlige Einführung des Christenthums in seinem Reiche, haben ihm den Beynahmen des Großen erworben. Nach seinem im Jahr 1036. erfolgtem Tode, sank das Ansehen der Dänischen Könige auf einige Zeit merklich. Norwegen hatte sich noch bey seinem Leben in Freyheit gesezt; es herrschte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] im Russischen Ge- [illegible] Thronen und [illegible] gewesen. [illegible] Staats- [illegible] jaemerlich er [illegible] gethailt. [illegible] wurden sogar ein- [illegible] mehrere kleine, [illegible] Hierzu war das vor- [illegible]: Nowgorod, Wla- [illegible], unter einige andere. [illegible] einer von Wladimirs Söhnen [illegible] von diesen allen; [illegible] die Ausbildung einer Nation glücklich [illegible] im Jahr 1054. theilte [illegible] Reich [illegible] Söhne: eine neue [illegible] Händeln und Irrungen zwischen denselben [illegible]. Auszug Russischer Geschich- te [illegible] Anleitung des [illegible] Theodosiani Kio- [illegible] zusammen, in Müls [illegible] Sammlung Russischer Geschichte. Ersten Stück, S. [illegible] Stück. S. [illegible] Dritt. Stück, S. [illegible] St. Petersburg. [illegible] und [illegible] die Russische Geschichte bis zum Jahr 1767. [illegible] Petersburg durch Schlözern bis zum Jahr [illegible]: Russische Geschichte von D. [illegible] Wagner, S. 12. [illegible] in Gebhardi's Allgem. Weltgeschich. XVI. B. Siebenter Theil.)

Ohngefähr vierzig Jahre früher soll, nach einer alten Erzählung, das Pohlnische Reich gegründet worden seyn. Die ältere Geschichte der Pohlnischen Slaven ist sehr ungewiß, und zum Theil fabelhaft; allein nach einer ziemlich wahrscheinlichen Nachricht, wurde um das Jahr 840. ein armer, aber wegen sei-
ner

ner Rechtschaffenheit und Klugheit geschätzter Landmann unter ihnen, Piast, zum Herzoge gewählt: und seine Nachkommen, die Piasten genannt, haben gegen sechstehalb hundert Jahre diesen Thron behauptet. Der erste unter denselben, der für die Geschichte merkwürdig ist, war Mjesko, oder Miecislav. Er nahm im Jahr 965. die christliche Religion an: und seine Unterthanen mußten dieses zum Theil ebenfals thun. Er besaß auch schon Schlesien; erkannte aber die Deutschen Kaiser vor seine Lehnsherren. Sein Sohn Boleslav, mit dem Beynahmen Chrobri, oder der Tapfere, der ihm im Jahr 992. in der Regierung nachfolgte, soll von dem Kaiser Otto dem Dritten im Jahr 1000. den königlichen Titel erhalten haben; den er aber wenigstens erst in seinen lezten Jahren gebraucht haben mag, und seine Nachfolger eine Zeit lang abwechselnd mit dem herzoglichen führten. Seine vier Kriege mit dem Kaiser Heinrich dem Zweyten endigten sich im Jahr 1018. damit, daß ihm die jezige Oberlausitz verblieb. Auch Miecislav der Zweyte, sein Sohn, bekriegte Deutschland; verlor aber darüber das gedachte Land. Nach seinem Tode im Jahr 1034. gerieth Pohlen, da sein Sohn Casimir Mönch in dem Kloster Clügny; das Reich also ohne Oberhaupt, und sowohl innerlichen Unruhen, als den Einfällen der Böhmen ausgesezt war, in die äußerste Zerrüttung, bis Casimir im Jahr 1041. mit Erlaubniß des Papstes, auf den Thron gelangte, auch Ruhe und Ansehen für dasselbe wieder herstellte. Sein Lehnsherr, der Kaiser, unterstützte ihn dabey; er regierte, mit der herzoglichen Würde zufrieden, bis zum Jahr 1058. (Dlugossi Hist. Polon. L. I. p. 78. sq. Lipsi. 1711. fol. Ditmari Chron. Merseb. L. IV. p. 357. sq. ed. Leibnit. Gotfridi Lengnich. Historia Polona, pag. 2. sq. Gedani,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

1750. 8. D. E. Wagners Geschichte von Pohlen, S. 50. fg. in Guthrie's Allgem. Weltgesch. XIV. B. Erster Abtheil.)

T. n. C. G. 814 bis 1073.

Am Ende eben des neunten Jahrhunderts, in welchem diese beiden Slavischen Reiche ihren Ursprung nahmen, drangen auch die **Ungarn** in Pannonien ein, und gaben ihm nach und nach ihren Nahmen. Diese Asiatische Nation, kriegerisch und rauh in gleichem Grade, wurde bald darauf von dem Deutschen Könige **Arnulf** unvorsichtig genug nach Deutschland geführt, indem er sich ihrer wider die Mähren bediente. Daher brachen sie, nachdem er im Jahr 899. gestorben war, desto leichter in jenes Reich ein; sie verwüsteten es dreyßig Jahre nach einander, von der Donau bis an den Rhein, selbst bis nach Thüringen und in das damalige Sachsenland, fast ungeahndet. Seit der Mitte aber des zehnten Jahrhunderts wurden sie von den Deutschen Königen zurückgeschlagen; sie verloren auch das von ihnen besezte Oesterreich, und um gleiche Zeit waren schon zween ihrer Fürsten getauft worden. Doch **Stephan**, der im Jahr 997. durch Ernennung des Kaisers **Otto des Dritten**, ihr erster **König** ward, verschaffte erst dem Christenthum eine allgemeine Aufnahme in seinem Reiche; milderte dadurch und durch die vielen Fremden, welche er in dasselbe rief, die Sitten der Ungarn; wurde ihr Gesezgeber, und führte überhaupt eine neue Verfassung in diesem Lande ein, wo jezt mehrere Nationen sich mit einander vereinigten. Er unterwarf sich auch **Siebenbürgen** und einen Theil der **Walachey**. Auf seinen Tod im Jahre 1038. folgten zwanzig bis dreyßig Jahre hindurch sehr unruhige Zeiten für Ungarn. Könige wurden wegen ihrer schlechten Regierung abgesezt; unglückliche Kriege, und ein nur mit den Waffen

gedämpfter Versuch der Nation, zum Heydenthum zurückzukehren, hielten sie auf dem Wege der Verfeinerung merklich auf. (M. Iohann de Thwrócz Chronica Hungarorum, pag. 39. sqq in Ioh. Georg. Schwandtneri Scriptorib. Rer. Hungaricar. Tom. I. Vindob. 1746. fol. Georg. Pray Annales vett. Hunnorum, Avarum et Hungarorum, P. III. L. I. pag. 323 sq. Vindob. 1761. fol. Eiusd. Annales Regg. Hungariae, ab a. 997. pag. 1. sq. ibid. 1764. fol. Gebhardi Geschichte von Ungarn, in Guthrie's Allgemein. Weltgesch. XV. B. Erster Abtheil. S. 360. sq.) J. n. C. G. 814 bis 1078.

Italien endlich, sonst der Sitz des größten und blühendesten unter allen Europäischen Reichen, neigte sich immer sichtbarer zu einer Vertheilung unter mehrere Fürsten und Staaten. Zwar schienen die Fränkischen, und nachmals die Deutschen Könige, als Könige von Italien, Kaiser und Besitzer von Rom, Herren des größten Theils von diesem Lande, bis auf die geringen und wankenden Besitzungen der Griechischen Kaiser, zu seyn. Aber selbst zu den Zeiten der Ottonen, da diese Oberherrschaft von neuem befestigt, und dem Ansehen nach auf immer gesichert wurde, zeigte es sich, daß sie nur durch öfters wiederkommende oder bleibende Kriegsheere erhalten werden könne. Die Päpste, nur erst Besitzer eines mäßigen Landesstrichs längs dem Adriatischen Meere, unter dem Schutze der Kaiser, strebten schon nicht unglücklich nach Rom selbst, und nach der höchsten Gewalt in Italien überhaupt. Unter den ansehnlichen kaiserlichen Vasallen daselbst, die ebenfals Versuche der Unabhängigkeit machten, waren keine mächtiger als die Markgrafen von Toscana: bereits im zehnten Jahrhunderte eine Zeit lang Herren von Rom, und

im

im eilften von einem ſehr ausgebreiteten Gebiete in
n. C. G. 814 bis 1073. obern und mittlern Italien; ſie erkannten die Hoheit der Kaiſer, und näherten ſich einer Verbindung mit den Päpſten wider ſie. Venedig, ſeit dem neunten Jahrhunderte völlig ein Freyſtaat, und im folgenden durch beträchtliche Eroberungen in Iſtrien und Dalmatien vergrößert, nahm ſchon als Seemacht die Stelle der Griechiſchen Kaiſer im Adriatiſchen Meere ein; ſein Seehandel erſtreckte ſich bis nach Aſien, und ſeine Schiffsbaumeiſter waren die vorzüglichſten von Italien. Im untern Italien und in Sicilien beſaßen nunmehr die Kaiſer von Conſtantinopel durch Araber und Normänner alle ihre noch übrig gebliebene Beſitzungen ein. Die leztern inſonderheit eroberten ſeit dem Jahr 1041. Apulien. Der Kaiſer Heinrich der Dritte belehnte ſie zwar damit; allein ſie fanden ſchon im Jahr 1059. einen weit größern Vortheil darinne, die Päpſte vor ihre Lehnsherren zu erkennen: und in dieſem Verhältniſſe wurde Robert Guiſcard, der vornehmſte Fürſt der Normänner, der erſte Herzog von Apulien und Calabrien. Der Papſt, der Benevent von ihm erhielt, verſprach ihm auch Sicilien, als ein Herzogthum, wenn er die Griechen und Araber aus dieſer Inſel vertrieben haben würde; eine Bedingung, die er bald erfüllte. (Muratori Geſch. von Italien, Th. IV. S. 549. fg. La Bret Geſch. von Italien, Th. I. S. 93. fg. Giannone Bürgerl. Geſchichte des Königr. Neapel, Zweyter Theil, S. 1. fg.)

Dieſe ſchönen Länder konnten alſo die Griechiſchen Kaiſer nicht retten; obgleich ihr übriges Gebiet nur durch einen Arm des Meeres davon geſchieden war, auch durch zahlreiche und treffliche Seehäfen, wie durch Flotten, leicht in Verbindung da-

mit

it erhalten werden konnte. Aber ihr Reich erhoite ch von den Erschütterungen und Einbußen der vor- ergehenden Jahrhunderte niemals wieder; es kamen gt neue hinzu, die meistentheils in der elenden Ver- ssung desselben und Ausartung seiner Mitbürger ih- n Grund hatten. Seit dem Jahr 813. regierte eo der Armenier über dasselbe: ein thätiger und hr verdienter Fürst, der auch die furchtbaren Bul- aren überwand, und ein Muster der Gerechtigkeits- be war. Weil er aber die Verehrung der Heili- nbilder etwas heftig zu unterdrücken suchte, wurde verhaßt, und eine Anzahl Verschworner ermordete n im Jahr 820. Einer von ihnen, Michael der Stammelnde, wurde nunmehr Kaiser. Er konnte e Empörung eines seiner Feldherren kaum nach meh- rn Jahren dämpfen; verlor auch Creta, und einen oßen Theil von Sicilien, gegen die Araber. Sein ohn Theophilus, der ihm im Jahr 829. nach- gte, war nicht glücklicher im Kriege mit dieser Na- n, weil sich seine Kriegsvölker feige, zum Theil so- r treulos betrugen; ihm fehlte es nicht an rühmli- n Eigenschaften. Michael hingegen, sein Sohn, vom Jahr 842. an regierte, machte sich durch die ßerste Verschwendung, Ueppigkeit und viele Thor- iten verächtlich; man ermordete ihn im Jahr 867. it desto mehr Ruhm regierte nunmehr Basilius r Macedonier bis zum Jahr 886. that sich auch Gesezgeber und Schriftsteller hervor; vermochte aber nicht zu hindern, daß die Araber Syracusa Grunde richteten. Noch gelehrter und fruchtbarer Schriften, als er, war sein Sohn Leo, den man her den Philosophen nannte; er machte sich auch h mehr um die Gesezgebung verdient. Gleichwohl mruhigten auch ihn Verschwörungen und verräthe- he Befehlshaber; sein Patriarch that ihn in den

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bann,

Bann, und die Araber nahmen ihm Lemnos, auch Thessalonich weg, bis er im Jahr 911. starb. Der dritte dieser in den Wissenschaften geübten Kaiser, sein Sohn, Constantinus Porphyrogenitus, auch durch schriftstellerische Arbeiten berühmt, hatte abwechselndes Glück wider die Bulgaren und Araber; aber sein eigener Sohn vergiftete ihn im Jahr 959. Auch die siegreichsten und ruhmwürdigsten Regierungen schützten einen Kaiser vor einem solchen Schicksal nicht. Nicephorus Phocas entriß den Arabern Creta wieder, und einen nicht geringen Theil von Cilicien und Syrien; er zeigte auch sonst viele Fähigkeiten, das Ansehen und die Stärke seines Reichs herzustellen; dennoch wurde auch er durch ein Verständniß seiner Gemahlinn mit abgesezten Feldherren, im J. 969. ums Leben gebracht. Mit seinem Blute befleckt, bestieg einer dieser Feldherren, Johannes Zimisces, den Thron; seine Staatsverwaltung selbst gereichte ihm zur Ehre. Er besiegte Araber und Russen; in Syrien machte er wichtige Eroberungen. Als er sich aber merken ließ, daß er die unersättliche Habsucht seines ersten Staatsbedienten, (der, wie nicht selten auch Feldherren, ein Verschnittener war,) nicht länger dulden wolle: kam ihm dieser im Jahr 975. durch gereichtes Gift zuvor. Bald darauf wurde das Reich durch die Empörung seiner besten Feldherren zerrüttet; doch bezwang der Kaiser Basilius der Zweyte, der bis zum Jahr 1025. fast eine funfzigjährige Regierung mit Lebhaftigkeit führte, die Bulgarey. Neue Ermordungen oder Absezungen der Kaiser folgten in kurzem wieder, und eine ausschweifende Fürstinn, die Kaiserinn Zoe, die daran einen Hauptantheil hatte, war mehr als einmal Regentinn des Reichs. Durch eine ähnliche Staatsveränderung kam Isaak Comnenus im Jahr 1057. auf den Thron; verließ ihn aber zwey Jahre darauf frey-

n. C. G. 814 bis 1073.

ywillig wieder. Im Jahr 1068. erhielt das Reich
n Romanus Diogenes einen so unternehmenden
d kriegerischen Kaiser, als es gerade damals be-
rfte. Denn zu seinen alten Feinden, den Arabern,
ulgaren und Russen, denen es kaum widerstehen
nte, war seit zwanzig Jahren ein neuer noch furcht-
rer, die Türken, gekommen. Er zog ihnen
Jahr 1071. entgegen; die Schlacht, welche er
nen lieferte, blieb zwar unentschieden; aber ein ver-
therischer Feldherr verursachte es, daß sein Kriegs-
er in Unordnung gerieth, und er selbst gefangen
rde. Ob ihn gleich der Türkische Sultan, nach
schlossenem Frieden, gar bald wieder in Freyheit
zte; so bewirkten doch seine Feinde zu Constanti-
opel die Wahl eines andern Kaisers. Er suchte sein
echt mit den Waffen zu behaupten; wurde geschla-
n und gefangen; man gab ihm Gift, und stach ihm
e Augen aus. (Chronicon iussu Constantini Por-
yrogenn. conscriptum, a Leone Armenio, usque
Michaelem, Theophili fil. p 1. sq. p. 374. sq.
Hist Byzant. Scriptt. post Theophanem; Con-
ntin. Porphyrogenn. de Basilii Imp. vita et rebus
stis, ib. p. 98. sq. Anonymus Continuator Theo-
anis, a Leone Sap. usque ad Romanum, Const.
orphyr. filium, ib. pag. 162. sq. Georgii Monachi
ae recentior. Imperatt. a Leone Armen. usque ad
onst. Porphyr. ib. pag. 374. sq. Leonis Grammat.
hronographia, p. 445. sq. post Theophanem, ed.
ris. Georgii Cedreni Historiar. Compend. p. 485.
ed. Paris. Excerpta ex Breviar. histor. Iohann.
ylizae Curopalatae, ib. pag. 807. sq. Ioh. Zonarae
nnales, T. II. L. XV. p. 128. sq. ed. Paris.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Hätte sich das Chalifat der Araber auf dem
ipfel von Macht und Festigkeit erhalten, den es im

An-

Anfange dieſes Zeitraums erreicht hatte: ſo würde das Griechiſche Kaiſerthum, an deſſen Enkräftung der Hof, die Staatsbedienten, die Feldherren und Soldaten, die Geiſtlichkeit, und die Hauptſtadt, gleichſam gemeinſchaftlich arbeiteten, vermuthlich ſchon zu dieſer Zeit größtentheils zertrümmert worden ſeyn. Allein jenes große Reich fiel mit einer beynahe unerwarteten Geſchwindigkeit in Ohnmacht und Verwirrung herab. Al Mamun, ein Sohn des großen Chalifen, Harun Al Raſchid, beherrſchte daſſelbe ſeit dem Jahr 813. Zwar wankte er bereits auf dem Throne, als er, der von dem Hauſe Abbas herſtammte, ſich einen Nachfolger aus dem Hauſe Ali, das dem ſeinigen ſo feind war, von ſeinem Staatsbedienten verleiten, ernannte. Auch war er der erſte Chalif, der einem ſeiner vortrefflichen Feldherren die Statthalterſchaft eines großen Landes mit faſt unumſchränkter Gewalt ertheilte. Aber übrigens erwarb er ſich viel Ruhm und Anſehen; er trug noch mehr als ſein Vater dazu bey, daß ſeine Araber, an Statt bloß von ihrer kriegeriſchen und abergläubiſchen Schwärmerey ſich hinreißen zu laſſen, auch vielen Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten zu finden anfiengen. Sein Bruder Al Motaſem, der ihm im Jahr 833. nachfolgte, mußte Empörungen, zum Theil von langer Dauer, unterdrücken, die in einem Reiche von ſo ungeheurem Umfange unvermeidlich, aber auch gefährlicher, als ſonſt irgendwo waren. Hingegen begieng er auch ſelbſt den Fehler, ſich eine zahlreiche Leibwache von Ausländern zuzulegen; funfzigtauſend Kriegsſclaven, meiſtentheils Türkiſcher Herkunft, ſtanden ſchon in ſeinen Dienſten. Der nächſte Chalif, Al Motawakkel, empfand bereits die traurigen Folgen davon. Da er ſeine Türkiſche Leibwache immer noch vermehrte, und ſeine Araber nur zu auswärtigen Kriegen gebrauchte: belei-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

beleidigte er gleichwohl den Feldherrn der erstern, der daher mit des Chalifen Sohne und andern Türken eine Verschwörung wider ihn stiftete, und ihn im J. 861. ermorden ließ. Nunmehr erhoben eben diese Türkische Söldner den Al Mostain auf den Thron; den sie aber eine Zeit lang als einen Gefangenen hielten, und sich die ganze Regierung anmaaßten. Als er aus ihren Händen entkam, nöthigten sie ihn, die Regierung niederzulegen. Von seinen Nachfolgern ließen sie einen im Gefängniß umkommen; den andern ermordeten sie. Diese Türkischen Feldherren und Statthalter rissen nach und nach die ansehnlichsten Länder des Chalifats an sich; andere Großen und kühne Anführer thaten eben dieses; Nachkommen des Hauses Ali, und die Parthey der Karmatier, welche mit dem Schwerdte in der Hand Muhammeds Religion zu reformiren versuchte, erregten innerliche Kriege, die zum Theil gegen ein halbes Jahrhundert fortwährten; die aufrührischen Unruhen vermehrten sich; endlich mußten die Chalifen, deren Betragen oft sehr verächtlich war, unterliegen. Al Kaher, eben so grausam als schwach, wurde im Jahr 933. abgesezt und geblendet; er bettelte nachher auf den Straßen von Bagdad. Man gab darauf dem Al Kadi die Würde eines Chalifen; da man ihm aber außer seiner Hauptstadt wenig mehr gehorchte: schloß er im Jahr 935. einen Vergleich mit seinem mächtigen Türkischen Statthalter Ebn Rayek, daß dieser unter dem Nahmen Emir Al Omra, (der oberste Emir, oder Fürst,) alle Regierungsmacht bekommen; ihm aber wenigstens der Titel und die Ehrenbezeigungen eines Chalifen verbleiben sollten. Solchergestalt gieng das Chalifat im Grunde zu den Türken über; die Arabischen Fürsten dieses Nahmens waren seitdem nur oberste Vorsteher der Muhammes-

J. C. 814 bis 1072.

J. n. C. G. 934 bis 1055. danischen Religion. (Abulfedae Annales Moslemici, T. II. pag. 107–399. Hafniae, 1790. 4. Gregor. Abulfaragii Supplement. Hist. Dynastiar. p. 158. sq. Elmacini Hist. Saracen. L. II. c. 8. pag. 166–255. Lugd. Bat. 1625. 4. Geschichte der Araber, verbessert von Reisken und Heynen, S. 675. fg. in Guthries Allgem. Weltgeschichte, VI. Band. Ersten Theil.) Um die Zeit dieser großen Staatsveränderung waren, wie Abulfeda (l. c. p. 399.) meldet, außer den nahe um Bagdad herum gelegenen Ländereyen, bereits alle sonst zum Chalifat in drey Welttheilen gehörigen Länder von demselben abgerissen worden. Ueber einen ansehnlichen Theil von Spanien herrschten noch immer Fürsten aus dem Hause Ommijah, die sich sogar den Nahmen Chalifen beylegten; aber nach und nach, welches in der Spanischen Geschichte gezeigt worden ist, durch die benachbarten christlichen Könige nicht wenig von ihrem Gebiete verloren. Aegypten und das ganze nördliche Africa, Syrien, Mesopotamien, Persien, Khorasan, und andere Asiatische Länder, hatten alle ihre eigene Regenten, welche zwar eine Zeit lang den Chalif von Bagdad noch verehrt, auch wohl ihm eine jährliche Steuer bezahlt; zuletzt aber auch dieses unterlassen hatten.

Türken waren es also hauptsächlich, welche seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts an die Stelle der Chalifen von Bagdad getreten waren, und sich im Besitze mehrerer der wichtigsten Asiatischen Länder, des ehemaligen Reichs derselben behaupteten. Eigentlich war es das Türkische Haus Buja, oder der Buiden, aus welchem fast ununterbrochen gegen hundert Jahre lang, die Emirs Al Omra herstammten. Mahmud Gazni, Stifter der Familie der Gaznevischen Türken, Eroberer von Persien und Indien, verdrängte

es

s im Jahr 1029. aus dem erstern dieser länder. Über beide mächtige Geschlechter, die Buiden und Gazneviden, wurden von den Seldschukischen Türken über den Haufen geworfen. Togrulbek, (von en Griechen Tagrolipix genannt,) der erste, der sich nter ihnen durch große Thaten auszeichnete, und von einer Nation als König erkannt wurde, gründete seine Oberherrschaft in den Morgenländern im Jahr 1039. is er die Gazneviden aus Khorasan vertrieb. Zehn Jahre darauf griff er das kaiserlichgriechische Gebiet n Asien an. Von dem Chalif zu Bagdad um hülfe wider die Buiden angerufen, vernichtete er im Jahr 1055. ihre Regierung gänzlich; wurde an ihrer Stelle Emir Al Omra, und auf Befehl des Chalifen mit zwey Kronen, für Arabien und Persien, gekrönt, im Grunde zu seinem Herrn erhoben. Nach einem Tode im Jahr 1062. hatten die Seldschuken noch einen siegreichern Fortgang sowohl gegen die Griechen, deren Kaiser sie gefangen nahmen; als in dem übrigen Asien. (Abulfedae Annales Muslem. T. III. p. 75. sq. Abulphar. Supplem. Hist. Dynastiar. pag. 182. sq. Elmacin. Hist. Sarac. L. III. c. 7. p. 331. sq. Deguignes Allgem. Gesch. der Hunnen und Türken, u. s. w. Zweyter Band, IX. B. III. Cap. Gesch. der Gazneviden, S. 166. fg. X. B. I. Cap. von den Persianischen Seljuciden, S. 199. fg. Guthrie's Allgem. Weltgeschichte, VI. B. II. Theil, S. 91. fg. S. 112. fg.) J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zweyter Abschnitt.

Abriß des Zustandes der Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Unter allen Nationen und Reichen, deren Staatsveränderungen bisher im Auszuge dargestellt worden sind, waren es die Türken beynahe allein, welche für die Gelehrsamkeit unempfindlich blieben. Ihre Anfangsgründe wenigstens kamen mit dem Christenthum auch dahin, wo ihr ein bloß kriegerischer Geist und die rohesten Sitten allen Eingang zu verwehren schienen; es gab sogar jezt eine Zeit, da die berühmteste Muhammedanische Nation auf dem Wege begriffen war, die meisten christlichen an glücklicher Bearbeitung mehrerer Wissenschaften zu übertreffen. Gleichwohl hatten die Franken erst am Ende des vorhergehenden Zeitraums so ungemeine Aufmunterungen und Erleichterungsmittel von dieser Seite empfangen, daß es nur darauf anzukommen schien, sich ihrer mit einer mäßigen Anstrengung zu bedienen. Bey den Griechen aber, selbst in Italien, war der Geschmack an besserer Gelehrsamkeit seit vielen Jahrhunderten gleichsam zu einheimisch geworden, als daß er sich, wenn höhere Begünstigungen, und einige neue treffliche Beyspiele hinzukamen, ganz hätte verlieren können. Das Christenthum belebte schon an

sich

ſich mehr als irgend eine andere Religion, den freyeſten und edelſten Gebrauch der Geiſteskräfte: und ſelbſt die Beſtimmung des chriſtlichen Lehrſtandes konnte es verhüten, daß die Wiſſenſchaften, deren er überhaupt zur Feſtigkeit und Gemeinnützlichkeit der ihm eigenen bedurfte, bey keiner Nation, zu tief herabfielen. Allein gerade dieſe beiden Mittel waren ſchon ſeit geraumer Zeit zum Nachtheil der Gelehrſamkeit gekehrt worden. Denn die Religion erlaubte nicht mehr Forſchen und Prüfen; ſondern bloß unumſchränkten Glauben; der Lehrſtand aber munterte andere deſto weniger zu den Wiſſenſchaften auf, da er ſie als ſein Eigenthum und ſeinen Vorzug betrachtete: eine Einbildung, die ihn zugleich verführte, in denſelben nur eben ſo weit zu gehen, als ihm zur erträglichen Führung ſeines Amtes unentbehrlich zu ſeyn dünkte.

F. n. C. G. 814 bis 1073.

Von dieſem Vorurtheil eingenommen, daß es der Clerus allein ſey, der durch Gelehrſamkeit gebildet werden müſſe, trafen die Fürſten, welche zu dieſer Zeit dieſelbe ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, meiſtentheils nur ſolche Anſtalten zu ihrer Aufnahme, welche ihre Beziehung auf jenen Stand hatten. So dachte ſelbſt Karl der Große: und Ludwig, ſein Sohn, ahmte ihm hierinne nach. Er verſtand Griechiſch und Lateiniſch; die leztere Sprache redete er wie ſeine Fränkiſche; aber von den heydniſchen (vermuthlich lateiniſchen) Gedichten, welche er in ſeiner Jugend gelernt hatte, wollte er in reifern Jahren gar nichts wieder hören. Man hatte ihn die heilige Schrift, nach ihrem vermeinten geiſtlichen und moraliſchem Sinne, ingleichen, nach der ſogenannten Anagoge, auslegen gelehrt; kein Wunder, daß er nachher auch als Kaiſer mit dem Leſen derſelben, mit Singen und Beten in der Kirche, täglich viele Zeit zubrachte. (Thegani

Opus de geſtis Ludovici Pii Imp. pag. 279. T. II. Scriptt. Hiſt. Franc. Duchesn.) Er hatte früherhin befohlen, ſagt die Sechste Pariſer Synode vom Jahr 829. (L. I. c. 30. p. 1316. ſq. in Harduini Act. Concill. T. IV.) daß die Biſchöfe in ihren Kirchen tapfere Soldaten Chriſti, durch welche Gott ausgeſöhnt werden könnte, vorbereiten und erziehen ſollten. Weil aber einige von ihnen ſich dabey nachläſſig betragen hatten: ſo trug es die Synode allen auf, künftig einen wachſamern Fleiß darauf zu wenden, und zum Beweiſe deſſelben jeder Provincialſynode ihre Schüler darzuſtellen. In einer ausgebreitetern Rückſicht, wie es ſcheint, bat ſie den Kaiſer, (L. III. c. 12. p. 1356. l. c.) daß er, nach dem Beyſpiel ſeines Vaters, wenigſtens an drey ſchicklichen Orten des Reichs öffentliche Schulen anlegen möchte, damit ihrer beider Bemühungen nicht ganz zu Grunde giengen.

Ludwigs Sohn, Lothar, den er ſchon im Jahr 823. zum Kaiſer und Könige von Italien hatte ſalben laſſen, gab bereits im erſten Jahre ſeiner Regierung daſelbſt eine Verordnung, (Additamenta ad Leges, ſive Capitularia Lotharii I. in Muratorii Scriptt. Rer. Italicar. T. I. P. II. p. 151. ſq.) welche mit der Klage anfängt, daß der öffentliche Unterricht durch die Trägheit einiger Biſchöfe im obern Italien ganz untergegangen ſey. Er beſtellte alſo Lehrer der Kunſt, (artem docentes, worunter Muratori bloß die Sprachlehre verſteht, vielleicht aber richtiger diejenigen freyen Künſte verſtanden werden müſſen, welche das Trivium ausmachten,) in ſo bequem gelegenen Städten, daß weder die weite Entfernung, noch die Armuth jemanden vom Beſuch derſelben abhalten könnte. Dieſe Städte waren Pavia, Ivrea, Turin, Cremona, Florenz, Fermo, Verona, Vi

Vicenza und Cividal del Friuli, damals Forum Julii genannt; es werden auch die Gegenden angegeben, aus welchen man in jede dieser Städte zur Unterweisung kommen sollte. Zu Ivrea sollte sie der Bischof selbst besorgen; für Pavia aber Dungal: wahrscheinlich, wie Hr. Jagemann (Gesch. der freyen Künste und Wissenschaften in Italien, Dritt. Band. Erst. S. 19. fg.) gezeigt hat, ein Mönch des Klosters Bobbio, der bereits Karln dem Großen Erklärungen über zwo Sonnenfinsternisse mitgetheilt hatte. Auch diese Schulen also in dem Königreiche Italien mögen nicht bloß für angehende Geistliche bestimmt gewesen seyn. Vermuthlich geschah es aus Nacheiferung, daß der Papst Eugenius mit einer Anzahl zu Rom im Jahre 826. versammleten Bischöfe den Schluß faßte, daß auch in jedem Bisthum des mittlern Italiens, und wo es nur nöthig wäre, Schulen errichtet werden sollten. (Holstenii Collect. Rom. P. II. p. 7.) Dennoch fand eine im Jahr 853. zu Rom unter Leo dem Vierten gehaltene Synode, (ap. Harduin. T. V. c. 34. p. 69.) daß es noch Städte genug gebe, wo alle Lehranstalten fehlten, und befohl diesem Mangel abzuhelfen.

J. R. C. 814 bis 1073.

Ein anderer Sohn Ludwigs des Frommen, Karl der Kahle, König der Westfranken, seit dem Jahr 843., zulezt auch Kaiser, und Besitzer der ganzen Monarchie des großen Karls, wird unter allen Karolingern am meisten wegen seiner Liebe zur Gelehrsamkeit gerühmt. Besonders lobt ihn ein Mönch von Auxerre, Hericus, (Praef. ad LL. de vita S. Germani, apud Launoium de scholis celebriorib. seu a Carolo M. seu post eundem in Occidente instauratis, c. 12. p. 18. sq. Opp. T. IV. P. I.) daß er seinen großen Ahnherrn, der die Wissenschaften auferweckt

habe, durch ſeine erweiternden Hülfsmittel, durch
J. n. C. G. Beyſpiel und Belohnungen noch übertreffe; daß er
814 Griechiſche Gelehrte und Philoſophen aus Irland in
bis ſein Reich gezogen, und ſeinen Hof ſelbſt zu einer
1073. Schule gemacht habe. Man hat zwar dabey erinnert, daß alles dieſes in einer Zuſchrift an Karln ſelbſt ſtehe; allein es wird durch die Geſchichte des berühmten Philoſophen Johann des Schotten; auch durch die Zeugniſſe des Papſtes Johann des Achten und Hinkmars von Rheims, beſtätigt.

Noch zu Karls Zeiten kam Alfred oder Alfried im Jahr 872. auf den Engliſchen Thron, der nicht, wie dieſe Karolingiſchen Fürſten, auf einen ſchon vorhandenen feſten Grund für die Wiſſenſchaften bauen konnte; ſondern ihn erſt ſelbſt legen mußte. Er hatte zwar in ſeinem zwölften Jahre noch nicht leſen gelernt; als er aber einige Sächſiſche Gedichte vorleſen hörte: wurde zugleich ſein Heldengeiſt belebt, und auch Liebe zur Gelehrſamkeit bey ihm erregt. In kurzem konnte er dieſe Verſe leſen; er machte ſich auch bald mit der Lateiniſchen Sprache, und berühmten Schriftſtellern derſelben, bekannt. Unter dieſen Beſchäftigungen war es ihm unangenehm, zur Regierung gerufen zu werden; und dieſe konnte er würklich erſt ſeit dem J. 878. antreten, nachdem er die Dänen, die bis dahin Herren ſeines Reichs geweſen waren, überwunden hatte. Zu der allgemeinen Verwilderung, worinne er daſſelbe antraf, gehörte auch die herrſchende Unwiſſenheit. Von dem gelehrten Fleiße, welchen Theodor von Canterbury, Beda, Alcuin, und andere in Gang gebracht hatten, gab es daſelbſt keine Spur mehr; an der ſüdlichen Seite der Themſe fand er keinen einzigen Geiſtlichen, der eine Stelle der Lateiniſchen Bibel hätte erklären können; und nur wenige im nördlichen England waren ſo weit gekommen. Alfred

fred berief aus dem Fränkischen Reiche, aus Irland, und selbst aus dem damaligen Sachsenlande in Deutschland, Gelehrte, welche er zu Lehrern seiner Nation gebrauchen konnte. Mit Hülfe derselben errichtete er Schulen, und wies ihnen einen bestimmten Theil seiner Einkünfte an. Die neuern Englischen Geschichtschreiber haben sich viele Mühe gegeben, zu beweisen, daß er, wo nicht Erster, doch Wiederherstellter der Universitäten Oxford und Cambridge sey. Besonders hat Anton Wood (Historia et Antiquitates Univers. Oxoniens. L. I p. 13. sq Oxon. 1674. fol.) alle ältere Erzählungen gesammelt, welche für Oxford zu zeugen scheinen. Nach einer derselben (l. c. pag. 12.) soll bereits vor dem Jahr 821. Kenelm, König von Mercien, den Papst um die Erlaubniß zur Anlegung einer hohen Schule gebeten, und dieselbe in die gedachte Stadt versetzt haben. Bey einer genauern Prüfung aber findet man alle diese Nachrichten ungewiß und von geringem Werthe; ja Wood gesteht selbst, (pag. 16.) daß der Bischof Asser, Alfreds Zeitgenosse und Biograph, gar nichts von der Stiftung dieser Universität melde; obgleich in einem Anhange seiner Schrift, (vermuthlich aus spätern Zeiten,) viel davon gesagt wird. Es ist also nur dieses glaublich, daß Alfred die beiden genannten Städte zu Sitzen vorzüglicher Schulen gemacht hat. Andere Schriftsteller über die Geschichte ihrer Universitäten findet man in einem bekannten Werke (C. A. Heumanni Biblioth. histor. Academica, p. 39. sq. p. 142. sq. in H. Conringii Antiquitt. Academicis, Goetting. 1739. 4.) verzeichnet. Das Beyspiel und die gelehrte Wirksamkeit dieses Fürsten erstreckten sich noch viel weiter. Unter den drey gleichen Theilen, welche er von seiner Zeit entworfen hatte, war einer ganz dem Studieren und Andachtsübungen gewidmet: und zur

n. C. 914 bis 1073.

ſehr frühen Jahren zeigte er treffliche Geiſtesanlagen, die von dem gelehrteſten Manne, den Europa damals kannte, dem Weſtfranken **Gerbert**, der auch ſein Anverwandter war, unter andern ſeiner Lehrer, glücklich angebauet wurden. Freylich mag ihm eben ſowohl ſeine Mutter, die Griechiſch-kaiſerliche Prinzeſſinn **Theophania**, als Gerbert ſelbſt, eine ſo überwiegende Neigung gegen die damaligen Griechen und Römer eingeflößt haben, daß ſich die Folgen davon in ſeinen Sitten, und in einer Geringſchätzung ſeiner viel weniger gebildeten Deutſchen, äußerten. Man verſtattete ihm überhaupt in ſeinen erſten Jugendjahren viele ſchädliche Freyheiten; er näherte ſich aber merklich dem männlichen Ernſte, und großen Unternehmungen, als ihn der Tod im Jahr 1002. in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren den ſchönſten Hoffnungen entriß. Die zwiſchen ihm und Gerberten gewechſelten Briefe ſind eben ſo ſehr Zeugen von der Wißbegierde und dankbaren Ergebenheit des jungen Fürſten gegen ſeinen Lehrer, als von der geſchickten Schmeicheley eines Hofmanns, welche dieſer ſehr wohl verſtand. Otto bat ihn, freylich in einem ſeltſamen Latein; das man aber damals mit Recht bewunderte, er, dem er ſo viel ſchuldig ſey, (Amantiſſimae veſtrae dilectionis omnibus venerandam nobis adiungi volumus excellentiam, et tanti patroni ſempiternam nobiſcum ſtabilitatem adoptamus, quia veſtrae doctrinae diſciplinata proceritas noſtrae ſimplicitati ſemper fuit haud faſtidioſa auctoritas,) möchte auch künftig ſeiner Unwiſſenheit und Unerfahrenheit, ſelbſt bey der Regierung, zu Hülfe kommen; immerhin möchte er ſich von ſeiner **Sächſiſchen Rohheit** (ruſticitatem) wegwenden; aber deſto mehr die Funken des feinern **Griechiſchen Geiſtes**, die in ihm lägen, zu einem Feuer aufblaſen: und er endigte damit, ſich von

ihm

Nach den erſten hundert Jahren dieſes Zeitraums, in welchen noch das Beyſpiel Karls des Großen ſeine lebendige Kraft äußerte, ſah man in den Abendländern eine Zeit lang weit weniger Fürſten ſich als Freunde und Beförderer der Gelehrſamkeit hervorthun. Kriege, die beynahe kein Ende nahmen, und eben ſo oft im Innern wütheten, als mit auswärtigen Staaten geführt wurden, zogen ihre Aufmerkſamkeit weit mehr an ſich. Nicht ſelten beſtiegen ſie den Thron, ohne noch leſen und ſchreiben gelernt zu haben. Zween der ruhmwürdigſten Deutſchen Könige, Heinrich der Erſte, und Otto der Erſte, gehören unter dieſe Fürſten. Der leztere erlangte die Fertigkeit, zu leſen, nur nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlinn; und als er hierauf im Jahr 951. die Wittwe eines Italiäniſchen Königs, Adelheid, heyrathete, lernte er auch die lateiniſche Sprache ſo weit, daß er in derſelben geſchriebene Bücher verſtehen konnte. Doch ſein Bruder, der Erzbiſchof von Cöln, Bruno, den er zu ſeinem Kanzler und Erzkaplan machte, hatte ihm früh genug, und mitten unter den Waffen, die er faſt nicht niederlegte, einigen Geſchmack an den Wiſſenſchaften beygebracht. Da er wegen jener Würden dem Hofe überall nachfolgte: ſo führte er eine kleine Sammlung von Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſtellern mit ſich; er ſtellte mit den Geiſtlichen, die ihn begleiteten, gelehrte Unterredungen an: und Otto fand ſich bey denſelben bisweilen ein. (Witichindi Annales L. II. p. 650. ed. Meibom. Vita D. Brunonis, Colon. Archiep. ſcripta per Ruotgerum, p. 273. ſq. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. Tom. I.) Der Enkel dieſes Kaiſers, Otto der Dritte, machte eine deſto ſeltnere Ausnahme unter den abendländiſchen Fürſten dieſer Zeit, und ſchien für die Wiſſenſchaften überaus viel zu verſprechen. In

J. n. C. G. 814 bis 1075.

ſehr

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ſehr frühen Jahren zeigte er treffliche Geiſtesanlagen, die von dem gelehrteſten Manne, den Europa damals kannte, dem Weſtfranken Gerbert, der auch ſein Anverwandter war, unter andern ſeiner Lehrer, glücklich angebauet wurden. Freylich mag ihm eben ſowohl ſeine Mutter, die Griechiſch-kaiſerliche Prinzeſſinn Theophania, als Gerbert ſelbſt, eine ſo überwiegende Neigung gegen die damaligen Griechen und Römer eingeflößt haben, daß ſich die Folgen davon in ſeinen Sitten, und in einer Geringſchätzung ſeiner viel weniger gebildeten Deutſchen, äußerten. Man verſtattete ihm überhaupt in ſeinen erſten Jugendjahren viele ſchädliche Freyheiten; er näherte ſich aber merklich dem männlichen Ernſte, und großen Unternehmungen, als ihn der Tod im Jahr 1002. in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren den ſchönſten Hoffnungen entriß. Die zwiſchen ihm und Gerberten gewechſelten Briefe ſind eben ſo ſehr Zeugen von der Wißbegierde und dankbaren Ergebenheit des jungen Fürſten gegen ſeinen Lehrer, als von der geſchickten Schmeichelen eines Hofmanns, welche dieſer ſehr wohl verſtand. Otto bat ihn, freylich in einem ſeltſamen Latein; das man aber damals mit Recht bewunderte, er, dem er ſo viel ſchuldig ſey, (Amantiſſimae veſtrae dilectionis omnibus venerandam nobis adiungi volumus excellentiam, et tanti patroni ſempiternam nobiscum ſtabilitatem adoptamus, quia veſtrae doctrinae diſciplinata proceritas noſtrae ſimplicitati ſemper fuit haud faſtidioſa auctoritas,) möchte auch künftig ſeiner Unwiſſenheit und Unerfahrenheit, ſelbſt bey der Regierung, zu Hülfe kommen; immerhin möchte er ſich von ſeiner Sächſiſchen Rohheit (ruſticitatem) wegwenden; aber deſto mehr die Funken des feinern Griechiſchen Geiſtes, die in ihm lägen, zu einem Feuer aufblaſen: und er endigte damit, ſich von

ihm

nehmlich aber den Armen und Fremden zugehöre; sich dadurch Freunde verschaffen und erhalten, daß er die Abwesenden vor ihren Freunden lobe, auch dankbar sey; alles mit eigenen Augen untersuchen; den Tadel seiner Handlungen willig annehmen; die alte Geschichte sich bekannt machen; und sich in der Beredtsamkeit, dem vollkommensten aller menschlichen Dinge, üben. Obgleich weder Ordnung und Zusammenhang, noch einige Vollständigkeit von der moralischen oder politischen Seite in diesen Vorschriften herrscht; so fehlt es ihnen doch selten an Richtigkeit, und zu ihrer besondern Absicht mögen sie brauchbar genug gewesen seyn. J. n. C. G. 814 bis 1075.

Leo der Sechste, sein Sohn und Thronfolger, vom Jahr 886. bis 911. war von dem gelehrtesten Griechen seiner Zeit, Photius, mit so gutem Erfolge in den Wissenschaften unterrichtet worden, und hatte selbst so große Fortschritte in denselben gethan, daß man ihm deswegen den Beynahmen des Weisen und Philosophen ertheilt hat. Er vollendete die von seinem Vater angefangene Umschaffung der gesezlichen und Rechtswissenschaft durch das neue Gesezbuch, welches er von seinem Staatsbedienten Sabbathius unter dem Nahmen der kaiserlichen Verordnungen (Βασιλικαὶ διατάξεις) in sechszig Büchern um das Jahr 880. ausfertigen ließ. Dieses Werk, auch schlechtweg Βασιλικὰ genannt, ist aus den Griechischen Uebersezungen von Justinians Gesezbuche, aus den Commentarien der Griechischen Rechtsgelehrten über dasselbe, den Gesezen jüngerer Kaiser, den Gutachten der Kirchenväter, und Gesezen der Kirchenversammlungen,, auch andern Schriften, zusammengetragen worden; nur daß man vieles aus allen diesen Quellen weggelassen, verändert oder mit neuen Gesezen vermehrt hat. Ob es gleich schon lange

keine

Rechtsgelehrſamkeit, ſonderlich der Geſezgebung, nöthig befand: ſo gab er mit ſeinen Söhnen ein Handbuch der Geſeze (πρόχειρον τῶν νόμων) heraus, in welchem er, mit Weglaſſung der veralteten, die geltenden unter gewiſſe Hauptſtücke brachte. Marquard Freher hat zwar einen Theil davon, wie er glaubte, ans Licht geſtellt; (in Leunclavii Iure Graeco Rom. T. II. p. 79. ſq.) aber Ritter macht es wahrſcheinlich, daß dieſes Werk des Kaiſers entweder nicht vorhanden; oder noch gar nicht gedruckt ſey. (in Guthrie's Allgemein. Weltgeſch. V. Th. I. Bande, S. 493. fg. Anm. 9.) Deſto öfter ſind ſeine Sechs und Sechszig kurze ſittliche Vorſchriften, an ſeinen Sohn und Mitregenten Leo gerichtet, (Κεφάλαια παραινετικά) unter andern in Anſ. Bandurii Imperio Orientali, ſeu Antiquitt. Conſtantinop. T. I. p. 139. (Venet. 1729. fol.) abgedruckt worden. Er empfiehlt darinne ſeinem Sohne zuerſt Gelehrſamkeit; richtigen Glauben an die Dreyeinigkeit; Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Prieſter, durch welche Gott ſelbſt geehrt werde; Betrachtung der künftigen allgemeinen Vergeltung; Almoſengeben, als ein Mittel, das Leben zu verlängern, und Schäze für jene Welt zu ſammeln; ſodann aber viele Tugenden, und andere ſchäzbare Fertigkeiten, Klugheitsregeln, auch Vermeidung mancherley Fehler. Sein Sohn ſoll mit den Aerzten der Seelen, oder mit muſterhaften Männern, von denen er lernen könne, fleißig umgehen; auf einen ſchönen Körper keinen ausnehmenden Werth ſezen; ſich durch die hervorſtechendeſte Tugend als einen wahren Kaiſer beweiſen; die heilige Schrift öfters ſtudieren; von klugen Leuten Rath begehren; eine Verachtung des Geldes darinne zeigen, daß er es zum nothwendigen Gebrauch reichlich hingebe, indem es nicht ihm allein; ſondern auch ſeinen Mitknechten; vornehm-

n. C. G. 814 bis 1073.

und Palmenfest; die Geburt, Darstellung, Reinigung, den Tod und die Verkündigung Mariä; die Enthauptung Johannis, und mehrere Heilige; auch das Lob des Chrysostomus, und andere mehr. Die Gedichte und zweifelhaften Schriften des Kaisers können hier übergangen werden; von allen hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 363. sq.) genauere Nachricht gegeben. J. C. 814 bis 1073.

Mehr auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit im Griechischen Reiche hat allem Ansehen nach sein Sohn Constantinus gewürkt, der den Beynahmen Πορφυρογεννήτης davon führt, weil er gebohren ward, als sein Vater bereits den kaiserlichen Purpur trug, und vom Jahr 912. bis 959. regiert hat; ob er sich gleich erst seit dem Jahr 945. die unabhängige höchste Gewalt zu verschaffen wußte. Cedrenus stellt ihn zwar als einen faulen Trunkenbold, und überhaupt als einen schlechten Regenten vor. (Historiar. compend. p. 635. ed. Paris.) Wenn man aber die Nachrichten des Zonaras damit vergleicht: (Annall. L. XVI. p. 193. T. II. ed. Paris.) so scheinen sich seine Fehler nur auf einige Gegenstände der Staatsverwaltung erstreckt zu haben: und der Vorwurf der Trägheit widerlegt sich von selbst durch die ungemeine Thätigkeit, welche dieser Kaiser als Freund der Wissenschaften und als Schriftsteller bewiesen hat. Doch Cedrenus selbst gesteht gleich darauf, er verdiene deswegen bewundert zu werden, daß er die Rechenkunst, die Tonkunst, die Sternkunde, die Meßkunst, und auch die Philosophie, welche seit geraumer Zeit durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der Kaiser untergegangen wären, wieder hergestellt; besonders aber die vortrefflichsten Lehrer derselben in seiner Hauptstadt angeordnet habe. Zonaras, der dieses bestä-

keine geſetzmäßige Gültigkeit mehr hat; ſo dient es doch überaus wohl zur Erklärung und Berichtigung des Juſtinianiſchen Geſetzbuchs. Karl Daniel Hagedorn hat ein und vierzig Bücher dieſes Werks mit Text und ſeiner Ueberſetzung; von den übrigen aber nur Auszüge, zu Paris im Jahr 1647. in ſieben Foliobänden herausgegeben. Seitdem ſind vier andere Bücher von Gerh. Meermann (in Theſauro Iur. Civ. et Canon. T. V.) und noch einige, ſo viel ich mich erinnere gelesen zu haben, vor wenigen Jahren in Holland ans Licht geſtellt worden. (Heineccii Hiſt. Iuris Civ. Rom. ac Germ. L. I. c. 6. pag. 559. ſq. Argentor. 1751. 8. Bachii Hiſt. Iurisprud. Rom. L. IV. c. 2. p. 658. ſq.) Eben dieſer Kaiſer hat auch eigene Schriften hinterlaſſen. Ein Buch über die Kriegskunſt, beſonders über die Stellung der Kriegsheere, das er aus ältern Schriften dieſes Inhalts, und aus ſeiner Erfahrung gezogen hat, iſt von Meurſius zu Leyden im Jahr 1612. 4. mit einer Ueberſetzung herausgegeben worden. Sein Schreiben an den Saracenen Omar, über die Wahrheit der chriſtlichen Religion, und die Irrthümer der Saracenen, iſt nur noch in einer Chaldäiſchen Ueberſetzung vorhanden, aus der man eine lateiniſche verfertigt hat. (in Bibloth. PP. Lugdun. T. XVII. p. 45. ſq.) Drey und dreyßig Reden des Kaiſers hat Baronius aus Handſchriften der Vaticaniſchen Bibliothek verzeichnet, und eine derſelben auch lateiniſch eingerückt. (Annal. Eccles. ad a. 911. n. 3.) Neun andere aus denſelben ſind von Gretſern Griechiſch und lateiniſch zu Ingolſtadt im Jahr 1600. 4. ans Licht geſtellt worden; anderer nicht zu gedenken, die er und Combefis hervorgezogen haben. Sie ſind eben nicht von Bedeutung; ihr Inhalt betrift das Begräbniß, die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, das Pfingſt-

und

und Palmenfest; die Geburt, Darstellung, Reinigung, den Tod und die Verkündigung Mariä; die Enthauptung Johannis, und mehrere Heilige; auch das Lob des Chrysostomus, und andere mehr. Die Gedichte und zweifelhaften Schriften des Kaisers können hier übergangen werden; von allen hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 363. sq.) genauere Nachricht gegeben. J. R. C. G. 814 bis 1073.

Mehr auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit im Griechischen Reiche hat allem Ansehen nach sein Sohn Constantinus gewürkt, der den Beynahmen Πορφυρογεννήτης davon führt, weil er gebohren ward, als sein Vater bereits den kaiserlichen Purpur trug, und vom Jahr 912. bis 959. regiert hat; ob er sich gleich erst seit dem Jahr 945. die unabhängige höchste Gewalt zu verschaffen wußte. Cedrenus stellt ihn zwar als einen faulen Trunkenbold, und überhaupt als einen schlechten Regenten vor. (Historiar. compend. p. 635. ed. Paris.) Wenn man aber die Nachrichten des Zonaras damit vergleicht: (Annall. L. XVI. p. 193. T. II. ed. Paris.) so scheinen sich seine Fehler nur auf einige Gegenstände der Staatsverwaltung erstreckt zu haben: und der Vorwurf der Trägheit widerlegt sich von selbst durch die ungemeine Thätigkeit, welche dieser Kaiser als Freund der Wissenschaften und als Schriftsteller bewiesen hat. Doch Cedrenus selbst gesteht gleich darauf, er verdiene deswegen bewundert zu werden, daß er die Rechenkunst, die Tonkunst, die Sternkunde, die Meßkunst, und auch die Philosophie, welche seit geraumer Zeit durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der Kaiser untergegangen wären, wieder hergestellt; besonders aber die vortrefflichsten Lehrer derselben in seiner Hauptstadt angeordnet habe. Zonaras, der dieses bestä-

tigt, rühmt auch seine Gelehrsamkeit: wenn gleich seine Schriften, sagt er, nicht nach der künstlichen Beredtsamkeit aufgesezt sind; so sind sie doch mit Zierrathen derselben angefüllt. Keiner von beiden aber gedenkt einer sehr merkwürdigen Veranstaltung dieses Kaisers für die Wissenschaften. Er ließ durch einige gelehrte Männer aus den vorzüglichsten Griechischen Geschichtschreibern alter und neuer Zeiten, historische, politische und moralische Auszüge, unter drey und funfzig Titeln oder Classen, verfertigen. Seine Absicht wird in dem jeder dieser Classen vorgesezten Vorberichte angezeigt. „Nachdem, heißt es darinne, (Procem. in Excerpt. de Legatt. p. 1. sq. in Corpore Byzant. Hist. seu Phil. Labbei Protrept. de Byzantinae Hist. Scriptt. Paris. 1648. fol.) in dem Verlauf so langer Zeiten, die Geschichtbeschreibung sich ins Unendliche und Unübersehliche ausgedähnt hat; in den spätern Zeiten aber, aus Gleichgültigkeit gegen edle Thaten, nicht einmal mehr Geschichtbücher aufgesezt worden sind: so ist theils aus Mangel an nüzlichen Schriften, theils, weil man sich vor der Weitschweifigkeit der vorhandenen scheuete, die Untersuchung der Geschichte in der Dunkelheit liegen geblieben. Daher hat nun Constantinus, (ὁ τῆς πορφύρας ἀπόγονος,) der rechtgläubigste und allerchristlichste unter allen Fürsten, es vor das Beste und Gemeinnüzlichste gehalten, erstlich Bücher von mancherley wissenschaftlichem Inhalte aus allen Gegenden zu sammeln; sodann aber, weil ihre ungeheure Menge vielen beschwerlich fällt, sie in kleinere Theile zusammen ziehen zu lassen, damit alles Brauchbare derselben desto leichter gekannt und behalten werde. Was also die gesammte Geschichte Großes enthält, ist in diesen Abtheilungen vollständig zusammengefaßt worden.“ Allein von allen diesen Classen haben sich

J. n. C. 814 bis 1073.

nur

nur zwo, und auch diese nicht einmal ganz, erhalten: die sieben und zwanzigste, von den Gesandtschaften der Römer an auswärtige Nationen, und dieser an sie; und die funfzigste, von Tugend und Laster. Von jener hat Fulvius Ursinus die eine Hälfte, in welcher sich Auszüge aus dem Polybius, Dionysius von Halicarnaß, und andern alten Geschichtschreibern, finden, zu Antwerpen im J. 1582. 4. herausgegeben. Die andere Hälfte dieser Classe, worinne mehr neuere Geschichtschreiber benützt worden sind, wie Dexippus, Eunapius, Priscus, und andere mehr, ist von David Höscheln zu Augsburg im Jahr 1603. 4. ans Licht gestellt, auch am angeführten Orte der Sammlung Byzantinischer Geschichtschreiber, Gebrauch von derselben in Absicht auf jene jüngern Schriftsteller gemacht worden. Von der funfzigsten Classe ist nur die erstere Hälfte übrig geblieben; diese hat Henr. Valesius zu Paris im Jahr 1634. 4. bekannt gemacht. Man kennt auch noch die Aufschriften von mehr als zwanzig andern Classen, in welche diese Sammlung vertheilt war; wie zum Beyspiel, von der Ausrufung der Könige; von tapfern Thaten; von Hochzeiten; von öffentlichen Reden; von Sitten; von kirchlichen Sachen und Personen; von Briefen; von der Jagd; vom Siege; von der Einrichtung der Colonieen; vom Wunderbaren; von Kriegsunternehmungen, Kriegslisten, Schlachten, und dergleichen mehr. Auch die mäßigen Reste dieses großen Werks sind sowohl zur Ergänzung mancher alten Geschichtschreiber, deren Bücher wir nur sehr mangelhaft besitzen; als wegen vieler darinne aufbewahrten Nachrichten, sehr schätzbar. Unterdessen hat man den Kaiser in den neuern Zeiten öfters deswegen getadelt, daß er durch diese Auszüge den Untergang mehrerer Werke des Alterthums, oder

J. Chr. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

doch die verstümmelte Gestalt, in welcher nicht wenige derselben zu uns gekommen sind, befördert habe, indem sie, eben wegen jener Auszüge, seltener vollständig abgeschrieben und gelesen worden wären. Man kann auch nicht leugnen, daß, wenn Constantinus die Hauptabsicht gehabt hätte, für die Erhaltung der alten griechischen Schriftsteller zu sorgen, eine Vervielfältigung der Abschriften ihrer Werke auf seine Kosten, ein weit treffenderes Mittel dazu gewesen seyn würde, als Auszüge aus denselben. Allein damals war wohl keine Besorgniß noch vorhanden, daß sie sich aus der Welt verlieren dürften; nöthiger hingegen war es, den Geschmack an denselben reger und allgemeiner zu machen: und darauf zielt auch der Vorbericht, den man eben gelesen hat. Auszüge, ohngefähr wie unsere neuen Chrestomathieen, konnten zu diesem Endzwecke allerdings führen. Daß aber der Kaiser dadurch den einmal herrschenden theologischascetischen Geschmack nicht hat verbessern können; und daß man kaum diese Auszüge, geschweige denn ihre Urschriften selbst, in der Folge gelesen hat: das war wenigstens seine Schuld nicht.

Er hat auch selbst Bücher geschrieben, denen man noch jezt ihren Werth nicht absprechen kann. Die Lebensbeschreibung, welche er von seinem Großvater, dem Kaiser Basilius, aufgesezt hat, (in Historiae Byzant. Scriptt. post Theophanem, pag. 98 – 161. ed. Venet.) ist überhaupt wohl gerathen und brauchbar; wenn gleich auch Wunderzeichen, eine Traumerscheinung des Propheten Elias, Mönchsweißagungen, und ähnliche Merkmale seines Jahrhunderts, darinne vorkommen. Er hatte, wie er im Anfange derselben meldet, den Vorsatz gefaßt, die ganze Byzantinische Reichsgeschichte ausführlich zu beschreiben;

ben; aber Geschäfte und Krankheiten hinderten ihn daran. In einer andern Schrift, (de Thematibus Orientis et Occidentis Libri duo, in Bandurii Imperio Orient. T. I. p. 1–24. ed. Venet.) beschreibt er die in den verschiedenen Ländern seines Reichs eingelegten Besatzungen, oder Haufen von Kriegsvölkern, sonst Legiones und Τάγματα, damals Θέματα genannt; auch die Länder selbst, wo sie lagen, die ebenfals Θέματα hiessen, mit vielerley Merkwürdigkeiten derselben. — Sein Buch von der Regierungskunst, an seinen Sohn, (de administrando Imperio, ad Romanum fil. ibid. p. 45–127.) ist nicht bloß Nachahmung der oben angezeigten Ermahnungsschrift seines Grosvaters an seinen Sohn; sondern eine noch immer lehrreiche Anweisung. Denn er macht darinne seinen Sohn mit vielen Nationen bekannt, von denen das Reich umgeben war, und mit welchen es daher in Kriege oder andere Angelegenheiten verwickelt wurde: mit Patzinaziten, Russen, Chazaren, Türken, Arabern, Bulgaren, Italiänern, Venetianern, Serviern, Dalmatiern, Iberiern, und andern mehr, mit ihren Ländern und ihrer Geschichte; belehrt ihn besonders, was er von den nächsten und ansehnlichsten derselben zu besorgen oder zu erwarten, auch wie er sich gegen sie zu betragen habe; und mischt darunter noch viele andere Nachrichten. Ob sich gleich darunter auch manches Unrichtige findet, das die damaligen Mängel der Weltkenntniß leicht entschuldigen; so wird man doch dafür durch viele gute Erläuterungen über Länder und Nationen schadlos gehalten, die man anderswo vergebens sucht. Sonderbar sind zum Theil die Rathschläge, welche Constantinus seinem Sohne giebt. Alle mitternächtige Nationen, schreibt er, (c. 13. p. 52. sq.) haben gleichsam von Natur eine unersättliche Geldbegierde, und verlangen für die geringsten

J. n. C. 814 bis 1073.

J. n. C. 814 bis 873.

ſten Dienſte große Belohnungen. Man muß alſo ihren ungeſtümen Forderungen auf eine kluge Art ausweichen; und wenn Chazaren, Türken, Ruſſen, oder andere ſolche Nationen, kaiſerliche Kleider, Kronen und ähnlichen Schmuck begehren, antworten: alles dieſes ſey nicht durch menſchliche Kunſt verfertigt; ſondern, als Gott den erſten chriſtlichen Conſtantinus zum Kaiſer machte, ihm durch einen Engel mit dem Befehl überſandt worden, es in der großen Sophien-Kirche niederzulegen, und ſich deſſelben nur am Sonntage zu bedienen; aber auch mit der beygefügten Drohung, daß jeder Kaiſer, der davon einen willkührlichen Gebrauch machen, oder etwas an andere überlaſſen würde, als ein Feind Gottes aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen werden ſollte. Würklich, ſo ſezt er in allem Ernſte hinzu, iſt es gefährlich für die Kaiſer, dieſes zu übertreten: denn Leo, (er meint den im Jahr 780. verſtorbenen Kaiſer,) der ſich wider Willen des Patriarchen, und außer dem Sonntage, eine ſolche Krone aufſezte, bekam davon ein Geſchwür im Geſichte, woran er bald darauf ſtarb; und daher ſchwört ſeitdem der Kaiſer bey ſeiner Krönung, daß er nichts wider jene alte Gewohnheiten vornehmen wolle. Eben ſo, fährt Conſtantinus fort, muß man ſie auch abweiſen, wenn ſie wieder einmal das Griechiſche (im Waſſer brennende) Feuer verlangen ſollten. Auch dieſes, muß man ihnen ſagen, hat jener erſte chriſtliche Kaiſer durch einen Engel bekommen, der ihn, wie wir aus glaubwürdigen Zeugniſſen unſerer Väter wiſſen, erinnert hat, es ſollte bloß bey den Chriſten, und in der kaiſerlichen Stadt zubereitet; niemals aber andern Nationen zugeſchickt, oder in ſeiner Verfertigung gezeigt werden. Der gedachte Kaiſer hat deswegen auch auf dem Altar einer Kirche die ſchriftliche Verwünſchung aufbewahren laſſen, daß jeder,

der; der dagegen handeln würde, vor keinen Christen gehalten werden, noch ein Amt bekleiden, und sogar umgebracht werden sollte; wenn er gleich Kaiser oder Patriarch wäre. Als auch einer unserer Feldherren einst von Heyden bestochen, ihnen dieses Feuer mittheilte: wurde er sogleich durch Bliz getödtet. Endlich will auch der Kaiser, daß sein Sohn alle Vermählungen zwischen seinem Hause und ungläubigen nördlichen Fürsten aus dem Grunde ablehnen soll, weil der mehrgenannte erste christliche Kaiser solches ebenfals mit schriftlich aufgesezten Flüchen, an gleichem Orte niedergelegt, untersagt habe. Nur die Franken habe er ausgenommen; theils wegen ihres alten Ruhms; theils weil er selbst aus jenen Gegenden abstammte. Würden jene Nationen einwenden, daß doch der Kaiser **Romanus** seine Anverwandtinn einem Bulgarischen Fürsten zur Gemahlinn überlassen habe: so müsse man antworten, er sey ein ungelehrter, nicht aus der kaiserlichen Familie gebürtiger, noch in der Hauptstadt erzogener Herr gewesen; und habe daher das Verbot der Kirche desto leichter übertreten.

J. n. C. 814 bis 1073.

Unbeträchtlicher an sich; aber in der Geschichte des christlichen Aberglaubens dieser Zeiten nicht zu vergessen, ist die Erzählung eben dieses Kaisers von dem Edessenischen Bilde Christi, welches unter seiner Regierung nach Constantinopel versezt worden ist. Der P. Combefis hat sie mit seiner Uebersezung und Anmerkungen zuerst herausgegeben. (in Fascic. Origg. et Antiquitt. Constantinop. p. 75. sq. Paris. 1664. 4.) — Sein Buch von der Taktik, oder von der Art, zu Wasser und zu Lande Krieg zu führen, ingleichen ein anderes von der Kriegskunst verschiedener Nationen, brauchen hier nur berührt zu werden. — Eben so ist es genug, angezeigt zu

n. C. 814 bis 1073.

haben, daß er eine noch vorhandene Sammlung über die Thierarzneykunst, aus ältern Schriftstellern; eine andere ähnliche über den Feldbau und die Viehzucht; noch einen bloß in Handschriften der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Auszug der Arzneykunde, hauptsächlich aus dem Oribasius, geschöpft, veranstaltet hat; ingleichen, daß ein Ungenannter, auf seinen Befehl, die Byzantinische Geschichte des Theophanes vom Jahr 813. bis 868. fortgesezt hat. (Constantini Porphyrog. Continuator, in Hist. Byz. Scriptt. post Theophanem, p. 1–97. ed. Venet.) Von den Schriften überhaupt, welche man diesem Kaiser schuldig ist, haben Hanke (de Byzantin. Rer. Scriptorib. Graecis, P. I. c. 25. p. 470. sq.) und Fabricius (Biblioth. Vol. VI. p. 486. sq. coll. p. 349.) ausführlich gehandelt. Aber eines seiner schäzbarsten Werke, von den Cärimonien des Hofs zu Constantinopel, kannte man bis in das jezige Jahrhundert, kaum dem Nahmen nach. Fabricius (l. c. pag. 623. sq.) theilte zuerst aus einer Handschrift des Herrn von Uffenbach die Aufschriften der Abschnitte desselben mit. Endlich ist es aus jener Handschrift, welche sich jezt in der Bibliothek des Raths zu Leipzig befindet, und ursprünglich in der berühmten Bibliothek des großen Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, zu Buda, gewesen war, von zween Leipziger Gelehrten, Johann Heinrich Leich und Johann Jacob Reiske, zu Leipzig vom Jahr 1751. bis 1754. in zwey Foliobänden ans Licht gestellt worden. Da aber Leich noch vor dem völligen Abdruck des ersten Bandes starb: so hat man den größten Theil dieser Ausgabe und besonders den mit vieler Gelehrsamkeit angefüllten Commentarius auf 150 Seiten über das erste Buch, oder über den ersten Band, Reisken zu danken. Dieser merkte zwar in den

den Vorreden zu beiden Bänden einige Spuren aus dem Werke an, die auf einen spätern Verfasser hinweisen; ist aber doch geneigt zu glauben, daß diese Stellen erst nach den Zeiten Constantins eingerückt worden seyn mögen: und in der That scheinen sie nicht hinlänglich zu seyn, ihm dasselbe abzusprechen. Mit Recht rühmt er übrigens den reichhaltigen und nützlichen Inhalt des Werks. Außer der umständlichsten Beschreibung des Griechischkaiserlichen, sehr lästigen und ins Kleinliche gedähnten Hofcärimoniels im neunten Jahrhunderte bey allen erdenklichen Fällen und Feyerlichkeiten, von der Krönung der Kaiser an, allen ihren Beschäftigungen und Lustbarkeiten, dem Empfang fremder Gesandten, Bestallung ihrer Staats- und Hofbedienten, und dergleichen mehr, bis zu ihrem Begräbnisse, lernt man besonders im zweyten Buche die Reichsverfassung selbst aus der Beschreibung aller jener ansehnlichen Bedienungen genauer kennen. Auf der andern Seite ertheilt dieses Werk auch den kirchlichen Gebräuchen der Griechen, vornehmlich was ihre Patriarchen und Kirchen anlangt, manches Licht. Desto mehr ist es zu bedauern, daß Reiskens (so viel ich weiß, von ihm vollendeter) Commentarius über das zweyte Buch, nebst den nöthigen Registern, und dem von ihm versprochenen Glossarium, nicht herausgekommen ist; zumal, da er diesen Theil seiner Anmerkungen früher und noch ausführlicher als den ersten bearbeitet, auch sich in diesem bisweilen auf den ungedruckten berufen hat. T. C. 814 bis 1073.

Alle diese Fürsten, welche einen vorzüglichen Eifer für die Beförderung der Gelehrsamkeit bewiesen haben, sahen sie doch größtentheils mit den Augen des Clerus an; das heißt, wie sie diesem vortheilhaft war, mit Meinungen und Erzählungen, welche er in die-

[illegible]

[illegible]

Er verordnete [illegible] im Jahr 845. zu Meaux (Concil. Meldens. c. 35. pag. 1483. T. IV. Harduin.) daß jeder Bischof einen geschickten Mann bey sich haben sollte, der die Priester seiner Gemeine in [illegible] und dessen [illegible], auch den [illegible] Begriffen der Kirchenlehre unterrichten könne. Auf der Synode zu Valence im Jahr 855. beschloß man (T. V. Act. Concil. Hard. pag. 94 c. 18.), daß über die Schulen, in welchen göttliche und menschliche Wissenschaften, auch der Kirchengesang gelehrt würde, so möglich, etwas von den Schlüssen der [illegible] werden sollte, weil aus Vernachlässigung derselben in den meisten Gemeinen Unwissenheit im Glauben und in allen andern Kenntnissen entstanden sey. Im Jahr 859. faßten auch die zu Savonieres versammleten Bischöfe den Schluß, (Concil. apud Saponarias, c. 10. p. 499. l. c.) daß man [illegible] in den Kirchen bitten, als alle Bischöfe [illegible], überall, wo sich tüchtige Lehrer fänden, öffentliche Schulen für beiderley Gelehrsamkeit zu stiften, [illegible] beynahe keine Spur mehr antreffe, und [illegible] die Schrift verstände. Man kennt überdieß mehrere Bischöfe, die solche Schlüsse auch ausführten. Fulco, Bischof von Rheims seit dem Jahr 882.

882. ſtellte daſelbſt zwo Schulen, welche ganz in Verfall gerathen waren, die eine unter den dortigen Canonicis, die andere für die Landprediger völlig wieder her; berief zu dieſer Abſicht den Remigius von Auxerre zum Lehrer der jungen Geiſtlichen in den freyen Künſten, welche er auch ſelbſt im Leſen und Nachdenken übte; außerdem aber einen vorzüglich gelehrten Mönch Hucbald. (Flodoard. Hiſt. Rhem. L. IV. c. 9. p. 347. ſq. Paris. 1611. 8.) Noch merkwürdiger iſt die Geſchichte der Erziehung des berühmten Bruno, Erzbiſchofs von Cöln, Bruders Otto des Großen. Er wurde, ſagt der Verfaſſer ſeines Lebens, (Ruotgeri vita D. Brunonis, Archiep. Colon. p. 274. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunſvic. T. I.) in einem Alter von vier Jahren dem nachmaligen Biſchof von Utrecht, Balderich, zum Unterrichte anvertrauet. Unter deſſen Anführung lernte er zuerſt die Sprachwiſſenſchaft; ſodann den Dichter Prudentius verſtehen; nach und nach allerley Griechiſche und Lateiniſche Schriftſteller leſen. Zur Ergänzung dieſer Nachricht hat Launoi angemerkt, (de ſcholis celebriorib. &c. cap. 30. p. 39. l. c.) daß Adelbod, Biſchof von Utrecht, der Stifter oder Wiederherſteller dieſer Schule geweſen iſt, in welcher Balderich eine Zeit lang lehrte. Manche Biſchöfe waren ſelbſt Vorſteher von Schulen, und Lehrer in denſelben, wie Franco, Biſchof von Lüttich, um das Jahr 869. nach dem Trithemius, (in Catal. viror. illuſtr. Germaniae, Opp. T. I.) und Euraclius, oder Heraclius, einer ſeiner Nachfolger, gegen das J. 960. (Magn. Chronic. Belgic. ad a. 960. in Piſtorii Scriptt. Rer. Germ. T. III. p. 87.) Doch andere Beyſpiele dieſer Art dürfen deſto weniger aufgeſucht werden, da die biſchöflichen Schulen, ſeitdem die Lebensart der Canonicorum ſo beliebt geworden war, durch ſie

J. n. C. 814 bis 1073.

gleich-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gleichfals in Aufnahme kommen mußten. Denn diese Gesellschaften gemeinschaftlich unter der Aufsicht des Bischofs lebender Geistlichen, welche in den meisten ansehnlichen bischöflichen oder Kathedral-Kirchen eingeführt wurden, bekamen unter andern auch diese Bestimmung, daß sie neben ihrem eigenen Studieren, zugleich für die Unterweisung der jüngern Mitglieder, oder anderer jungen Lehrlinge, sorgen sollten. Einer von den ältern Canonicis insonderheit, der an Gelehrsamkeit und ehrwürdigen Sitten hervorragte, erhielt die Aufsicht über diese kirchliche Schulen; wenn gleich zuweilen unter derselben andere lehrten; wie auf der Synode zu Aachen im Jahr 816. vorgeschrieben wurde. (c. 135. apud Harduin. T. IV. p. 1142.) Diesem Canonicus gab man allmählich den in Klosterschulen gewöhnlichen Nahmen Scholasticus. Auch hieß er, und noch früher, Magister, oder Magister Scholae; ingleichen Caput Scholae, und daraus zusammengezogen, Capischolus; (Concil. Bituric. a. 1031. c. 7. p. 849. T. VI. Harduin.) Scholaris, u. so weiter. So lange die Canonici ihrer Stiftung getreu gemeinschaftlich lebten, blieb dieses ein bloßes Amt, das auch von dem einen auf den andern Canonicus verlegt wurde. Als sie aber vom zehnten Jahrhunderte an diese Lebensart aufzugeben anfiengen: da wurde aus dem Amte eines Scholasticus eine eigenthümliche Würde, mit Einkünften und einer Art von Gerichtsbarkeit vereinigt. Zulezt also ist von dem Amte eines Canonicus scholasticus nur der Nahme übrig geblieben; aber der hohe Rang, die Vorrechte und das reiche Einkommen eines Dom-Scholaster sind an dessen Stelle in den Domstiftern getreten. Da auch aus den nach und nach sich auflösenden Kathedral-Schulen die Universitäten sich bildeten: so ist gleichsam aus der Asche des Scholasticus in jenen, der Kanzler

von

von dieſen hervorgewachſen. (Conring. Antiquitt. Academic. Diſſ. III. p. 70. ſq. ed. Heum. Ioh. Ern. Floerkii Commentatio de Canonici Scholaſtici nomine, origine, officio, dignitate et praebenda, pag. 9. ſq. Gothae, 1737. 4.) J. n. E. G. 814 bis 1073.

Zahlreicher, ſo wie älter, auch dauerhafter und blühender waren in dieſem Zeitalter die Kloſterſchulen. Ein freyer und langer Wetteifer zwiſchen ihnen und den biſchöflichen Schulen, hätte der Gelehrſamkeit ſehr nützlich werden können; aber an freyere Bearbeitung der Gelehrſamkeit war noch nicht zu denken: und außerdem geſchah es unzählichemal, daß Mönche, beſonders die Vorſteher ihrer Schulen, zu Biſchöfen gewählt wurden, welche alsdann auch ihre gewohnte Methode des Unterrichts fortpflanzen ließen. Man kann noch wohl dieſes hinzuſezen, daß viele Biſchöfe ſchon zu groß, zu reich und zu herrſchſüchtig geworden waren, als daß ſie eben nach einem Vorzuge ihrer Schulen beſonders getrachtet hätten. Diejenigen dieſer Lehranſtalten alſo, welche nach Karls des Großen Willen, zu ſeiner Zeit vom Alcuin und andern thätigen Männern in Klöſtern angelegt worden waren, zeigten ſich jezt vornehmlich zu ihrem Ruhme; und ihre Anzahl nahm mit jedem Jahrhunderte zu. Keine unter allen kam an ausgebreitetem Anſehen der Fuldiſchen gleich. Daß bereits Karl etwas zu ihrer Aufnahme beygetragen habe, hat man anderswo (Th. XIX. S. 48.) geleſen; aber ſeitdem Raban Lehrer derſelben ward: ſtieg ſie weit ſchneller empor. Trithemius (in vita Rabani apud Launoium, l. c. c. 8. p. 15.) läßt ihn erſt im Jahr 813. dahn kommen; richtiger hingegen hat Mabillon bemerkt, (Annales Ord. S. Bened. T. II. p. 360.) daß ſolches ſchon um das Jahr 802. geſchehen ſey. Dieſer Schüler

Al-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Alcuins, (ſo fährt Trithemius fort, und hat hierinne die Geſchichte jener Zeiten größtentheils für ſich,) bekam von dem damaligen Abte zu Fulda, Ratgar, der die Schule des Kloſters auf Anrathen der Mönche geſtiftet (oder, welches glaublicher iſt, nur erneuert) hatte, Befehl, durchaus die Methode ſeines Lehrers zu beobachten. Er that es, und unterrichtete die jüngern Mönche zuerſt in der Sprachlehre, ſodann in den Wiſſenſchaften. Als dieſe Lehrart in den Oſtfränkiſchen Klöſtern bekannt geworden war: ſchickten ihm mehrere Aebte ihre Mönche zu, um von ihm unterwieſen zu werden; andere errichteten auch Schulen in ihren Klöſtern, zu deren Lehrern ſie die gelehrteſten Mönche von Fulda beſtellten. Rabans Ruf verbreitete ſich bis nach Weſtfranken; die Anzahl ſeiner Schüler nahm ungemein zu; ſelbſt Edelleute vertrauten ihm ihre Söhne in dieſer Abſicht an. Er behandelte jeden nach ſeinem Alter, ſeinen Gaben und Wünſchen; allen aber gab er Anweiſung, ſich über jeden Gegenſtand ſowohl in Proſa als in Verſen geſchickt auszudrücken. Aus dieſer Kloſterſchule kamen daher mehrere der berühmteſten Gelehrten; einer der vornehmſten unter denſelben war Walafrid Strabo, der, nachdem ſein Lehrer Abt des Kloſters geworden war, ihm als Aufſeher der Schule folgte. Trithemius berichtet an einem andern Orte, (Chronic. Hirſaug. T. I. p. 11. ed. a. 1690. fol.) daß man in derſelben, außer der theologiſchen Gelehrſamkeit, auch die weltliche vorgetragen habe, und daß immer zwölf der gelehrteſten Mönche dem Abte als Gehülfen an der Seite geſtanden haben.

Eine andere blühende Schule wurde bald nach dem Anfange dieſes Zeitalters in dem Kloſter Hirſchau von dem Fuldiſchen Mönche Hildolf errichtet.

ſet. Noch ein Schüler Rabans und Walafrids zu Fulda, Ruthard, wurde nicht allein im J. 859. ſein Nachfolger in dieſer Lehrſtelle; ſondern brachte auch einen ungemeinen Ruf von Gelehrſamkeit, und die völlige Methode Rabans in jenes Kloſter. Man ſchickte ihm aus andern Klöſtern Mönche zum Unterrichte zu; auch Weltliche ſuchten dieſen bey ihm nicht ſelten. Vergebens trug ihm der Kaiſer das Bißthum Halberſtadt an; er zog die Kloſterruhe und das Studieren allem andern vor. Unter allen Deutſchen Mönchen war er der erſte, der über die Regel des heil. Benedikt Erläuterungen ſchrieb. Er beſang auch das Leben und den Tod des heil. Bonifacius in einem heroiſchen Gedichte, und hinterließ Schriften über die Meßkunſt, Rechenkunſt, und andere Künſte. (Trithem. in Chron. Hirſaug. l. c. ad a. 859. p. 26. ſq. ad a. 865. p. 29. Launoius l c. c. 16. p. 22.) Noch hundert Jahre ſpäter erhielt ſich dieſe Schule bey ihrem erſten Ruhm; wie man aus den Nachrichten von ihren Lehrern (Scholaſtici) beym Trithemius ſehen kann. (l. c. ad a. 889. p. 39. ad a. 890. p. 42. ad a. 921. p. 63. ad a. 922. p. 64. ad a. 938. p. 76.)

J. n. C. 814 bis 1073.

Corvey an der Weſer, auch das Sächſiſche Corvey und Neu-Corvey genannt, hatte ebenfals beynahe ſeit ſeinem Urſprunge eine wohl eingerichtete Schule. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts aber ſtand ihr Wittekind, den Trithemius Widekind nennt, (l. c. ad a. 955. p. 98.) der bekannte Sächſiſche Geſchichtſchreiber, über vierzig Jahre vor. — Ein anderer brauchbarer hiſtoriſcher Schriftſteller, Reginо, machte gegen das Ende des neunten Jahrhunderts der Kloſterſchule zu Prüm im Trieriſchen Ehre. (Idem ad a. 893. pag. 44.) — Man kann noch die Kloſterſchulen zu Mainz, Cöln, Trier, Hildesheim,

heim, Bremen, Hirschfeld, Bamberg, Reichenau, und andere mehr hinzusezen, welche alle für die Fortdauer der Gelehrsamkeit im Deutschen Reiche, wenigstens in ihren wesentlichen Bestandtheilen, eine gute Beyhülfe abgaben. Launoi hat die Spuren ihrer Geschichte, und die gelehrten Mönche, welche sich darinne hervorthaten, fleißig aufgesucht. (l. c. c. 22. p. 27. sq.)

Auch dem Westfränkischen Reiche fehlte es nicht an solchen Schulen. Die in dem Kloster Corbie oder Alt-Corvey angelegte, zeichnete sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts, durch ihre Lehrer Paschasius Radbertus und Ratramnus vor andern aus. In dem Kloster Fleury gab es eine andere, wo der berühmte Gerbert eine Zeit lang gelehrt hat; der aber nachmals die bischöfliche Schule zu Rheims blühender als irgend eine andere in Frankreich machte. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts übertraf die Klosterschule zu Bec in der Normandie eben so sehr alle andere Französische, als ihr Vorsteher Lanfrank die allermeisten Gelehrten dieses Landes an Geist und Wissenschaft hinter sich zurück ließ. Unter die vorzüglichen Schulen dieser Art gehört besonders die in dem Kloster St. Gallen in der Schweiz über zweyhundert Jahre nach einander in einem verdienten Ruf stehende. Doch es ist nicht nöthig, mehrere Beyspiele zu häufen: und auch über die eben genannten ist es wiederum genug, die Sammlung des Launoi anzuführen. (l. c. c. 15. p. 21. sq. c. 17. p. 24. sq. &c.)

Vor allen andern aber muß der Pariser Schule ihre besondere Stelle angewiesen werden. Ueber keine ist mehr geschrieben und gestritten worden, als über diese: und von keiner läßt sich beynahe in diesem Zeitalter

alter weniger gewisses sagen, als von ihr. Man hat in der Geschichte der Wissenschaften am Ende des vorigen Zeitraums (Th. XIX. S. 51. fg.) gesehen, wie wenig Grund die alte Meinung habe, welche Karln den Großen zum Stifter der Universität Paris machte. Ob sie gleich in den neuesten Zeiten von den Französischen Schriftstellern ziemlich aufgegeben worden ist; so hat doch Crevier (Hist. de l'Vniversité de Paris, Tome I. p. 66.) einen Versuch gemacht, jene Universität mit Karln und Alcuin in eine merklichere Verbindung zu bringen. Er bemüht sich zu zeigen, daß Karl der Kahle den Sitz der berühmten Hofschule, (Schola palatina) die sein Großvater gestiftet hatte, nach Paris verlegt habe; daß die Folge der Lehrer vom Alcuin an, bis auf Remigium von Auxerre, ununterbrochen gewesen sey, indem jedem sein Schüler, dem Alcuin Raban, diesem Lupus, auf diesen Heinrich, Mönch von St. Germain d'Auxerre, und endlich auf diesen leztern Remigius gefolgt sey, der gegen das Jahr 900. zu Paris lehrte, und damals die vornehmste Stüze der in Frankreich offenbar sinkenden Gelehrsamkeit war. Unterdessen muß doch Crevier selbst zugeben, daß es bloß eine Muthmaaßung sey, was er von dem Sitze der Hofschule unter Karln dem Kahlen beybringt: und eben so wenig konnte er beweisen, daß alle die gedachten Gelehrten in dieser Stadt, welche damals keineswegs die Hauptstadt des Reichs; sondern mehr der Grafen von Paris war, öffentlichen Unterricht gegeben haben. Remigius, oder Remy, Mönch von St. Germain d'Auxerre, von dem in einem Hauptwerke zur Geschichte der Gelehrsamkeit in Frankreich, (Hist. litter. de la France, T. VI. p. 99. sq.) umständliche Nachrichten ertheilt werden, hat freylich zu Paris, wie vorher zu Rheims an der bischöflichen Schule, ohn-

J. n. C. 814 bis 1078.

gefähr bis zum Jahr 908. da er geſtorben ſeyn ſoll, öffentlich gelehrt. Ob er aber außer ſeiner Anweiſung zur Sprachlehre und Dialektik, ingleichen zum kirchlichen Geſange, auf welchen damals ein beträchtlicher Theil des Studierens ankam, auch theologiſche Vorleſungen gehalten habe; ſcheint daraus, daß er viele exegetiſche Schriften aus den lateiniſchen Kirchenvätern zuſammengetragen hat, deren Verzeichniß ſich beym Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. VI. p. 65. ſq. ed. Patav.) findet, nicht ſo gewiß, als Crevier glaubt, (l. c. p. 67.) geſchloſſen werden zu können. Um das Jahr 960. war der Ruf der Pariſer Schule ſo ſehr feſtgeſtellt, daß Abbo, Mönch von Fleury, nachdem er eine Zeit lang die Schule ſeines Kloſters regiert hatte, doch auf derſelben ſeine Kenntniſſe bereicherte. (Hiſt. litt. de la France, T. VII. p. 159) Gegen das Ende des gedachten Jahrhunderts kam Hubold, ein Canonicus von Lüttich, nach Paris, wo er in Verbindung mit den dortigen Canonicis ſo lange lehrte, bis ihn ſein Biſchof zurückrief. (l. c. p. 103.) Im eilften Jahrhunderte wurde dieſe Schule noch fleißiger beſucht, auch von Italiänern, Deutſchen und Engländern; ihre Zöglinge wurden zum Theil ſehr berühmt. Zwar hat Crevier ſeinem Vorgänger Buläus darinne mit Recht widerſprochen, (l. c. p. 70. ſq.) daß dieſer einen Berengarius, Lanfranc, Roſcelin und den heil. Bruno unter die Pariſer Lehrer rechnet. Aber Lambert, ein Schüler Fulberts von Chartres, war es gewiß, und wie er zeigt, einer der erſten, der durch ſeinen Unterricht ein anſehnliches Vermögen erwarb. Drogon, ein gebohrner Pariſer, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts, gehört auch darunter; und zu gleicher Zeit, wenn man dem Trithemius glaubt, (in Chron. Hirſaug. ad a. 1063. p. 209.) Walram, zuerſt Scho-

A. n. C. G. 814 bis 1073.

laſti-

lasticus der Kirche zu Bamberg; darauf Mönch zu Fulda, endlich Abt zu Merseburg in Sachsen. Zu Bamberg, sagt dieser Schriftsteller, lehrte er Grammatik und Rhetorik; zu Paris aber zuerst mit Ruhm (glorioſe) die Philosophie. Er schrieb, nachdem er Mönch geworden war, drey Bücher, theils in Prosa, theils in Versen über das Hohelied; indem er die lezten, zum Verständnisse der Einfältigen, in Deutschen Reimen abfaßte. Crevier (l. c. p. 74.) sieht diese an sich sehr spät aufgesezte Nachricht besonders darum als verdächtig an, weil der philosophische Unterricht schon im zehnten Jahrhunderte zu Paris sehr blühend gewesen sey. Allein darum könnte Walsram oder Willeram, wie er auch genannt wird, doch zuerst denselben mit rühmlichen Unterscheidungszeichen bearbeitet haben. Treffender ist die Verbesserung, welche Fabricius (l. c. T. VI. pag. 325.) bey der Stelle des Trithemius anbringt, daß jener Mönch Abt zu Mersburg oder Mörsburg in Schwaben zu nennen sey. Aus allem diesem sieht man übrigens wohl, daß zu Paris nach und nach freyere Vorlesungen, unabhängig von den bischöflichen und den Mönchsschulen, gehalten worden sind. Canonici und Mönche übernahmen dieselben; bald nach dem Jahr 1070. kam auch ein Deutscher Geistlicher Manegold, der Frau und Kinder hatte, dahin, um Philosophie und Theologie öffentlich zu lehren, und erlangte großen Beyfall. (Hist. littér. de la France, T. IX. p. 280. Fabric. l. c. T. V. p. 12.) Aber noch blickt aus diesen Anstalten nichts einer Universität Aehnliches hervor; wenn gleich die nähern Vorbereitungen zu derselben schon da waren.

814 bis 1073.

An öffentlichen Lehranstalten fehlte es also diesem Zeitalter gewiß nicht: denn daß die Griechen, deren

J. n. C. G. 814 bis 1073.

viele, zum Theil noch gemeinnüzlichere als die Abendländer, beſeſſen haben, braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Auch Bücherſammlungen waren genug vorhanden: unter den Griechen mehr von den älteſten Schriften; im abendländiſchen Europa mehr aus abgeſchriebenen Werken der lateiniſchen Kirchenväter zuſammengeſezt. Hier waren beſonders in Klöſtern Tauſende von Händen geſchäftig, um zur Errichtung oder Bereicherung von Bibliotheken etwas beyzütragen; geſezt auch, daß dieſe Abſchriften der Mönche oft ſehr fehlerhaft geriethen, und meiſtentheils nach keiner klugen Wahl verfertigt wurden. Unterdeſſen ſcheinen doch immer die Kloſterbibliotheken in dieſem Zeitalter die reichhaltigſten geweſen zu ſeyn; durch ſie wurde es hauptſächlich verhütet, daß nicht manche Schriften der alten Römer gänzlich untergiengen. Sehr ärmlich waren zuweilen die Bibliotheken der Biſchöfe dieſer Zeit. Gennadius, Biſchof in Aſturien, errichtete im Jahr 915. ſein Teſtament, deſſen Inhalt Mabillon (Annal. Ord. S. Bened. T. III. p. 351.) anführt. Er vermachte darinne unter andern einigen Klöſtern zum gemeinſchaftlichen Gebrauche ſeine Sammlung von Handſchriften, deren etwan ſechszehn waren. Merkwürdig iſt darunter die lateiniſche Ueberſezung der Bibel, (Bibliotheca tota: denn Bibliotheca, auch Liber bibliothecae, war in dieſen Jahrhunderten ein gewöhnlicher Nahme an Statt Biblia;) eine dem Hieronymus zugeſchriebene Sammlung, (Liber comitis,) welche die ſogenannten Evangelien und Epiſteln für das ganze Jahr enthielt; und, wie Mabillon muthmaaßt, die von Benedikt zu Aniane geſammelten Mönchsregeln. (Liber regular. viror. illuſtrium.) Einige Klöſter, wie Fulda, Weißenburg, St. Gallen, in Weſtfranken das Kloſter des heil. Dionyſius, und andere mehr, legten vorzüglich

lich zahlreiche Büchersammlungen an. Mit außerordentlichem Eifer und vielen Koſten ſchaffte ſich Gerbert, da er noch in ſeinem Vaterlande, Frankreich, lehrte, aus Rom und dem übrigen Italien, aus Deutſchland und den Niederlanden, eine Menge Bücher an; aber es gab auch nur Einen Gerbert in dieſen Jahrhunderten. Seine Briefe ſind häufige Zeugniſſe von dieſer Art Kenntniß und Betriebſamkeit. (Epiſt. VII. VIII. IX. p. 790. ſq. Epiſt. XVII. p. 792. XXIV. XXV. pag. 793. ſq. XL. p. 798. ſq. XLIV. p. 799. &c. in Duchesn. Hiſt. Francor. Scriptt. T. II.) J. n. C. 814 bis 1073.

Doch im Grunde kann es weder der Ueberfluß an Schulen und Büchersammlungen; noch die überhaupt an ſo vielen gerühmte Liebe zu den Wiſſenſchaften, und ihr blühender Zuſtand, wie man es ſo freygebig nennt, in manchen Gegenden, beweiſen, daß dieſe würklich in einem gewiſſen Zeitalter Licht, Stärke und Vollkommenheit gewonnen haben, wenn man nicht genau die Methode, den Geſchmack, den Scharfſinn und das freyere Forſchen kennt, mit welchem alle Vortheile für ſie genützt worden ſind. Davon aber kann die Nachwelt nur aus den ſchriftlichen Denkmälern urtheilen, welche jedes Zeitalter hinterlaſſen hat. In demjenigen, deſſen Geſchichte im gegenwärtigen Buche beſchrieben wird, iſt keinem Theil der Gelehrſamkeit, außer der Religionswiſſenſchaft, ſo viel Fleiß gewidmet worden, als der Geſchichtbeſchreibung. Auch macht der erſte, der ſich in derſelben nach Karln dem Großen hervorthat, Eginhard, einen ſo würdigen und vielverſprechenden Uebergang aus den Zeiten dieſes Fürſten in das Jahrhundert der übrigen Karolinger, daß er ſchon darum den jezt folgenden Abriß der eigentlichen Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte eröffnen muß.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Eginhard, oder Einhard, aus dem Odenwalde in Franken gebürtig, (wie Freher und Du Chesne gemuthmaaßt haben,) wenigstens gewiß ein Deutscher, kam schon als Knabe an Karls des Großen Hof. Dieser Fürst trug ihm nachmals eine ansehnliche Bedienung auf, die in den Handschriften seines Werks, und von alten Schriftstellern bald mit dem Nahmen Capellanus, bald mit andern, Archicapellanus, Cancellarius, Palatii Regalis Domesticus, bezeichnet wird; offenbar war er also einer von Karls vornehmsten Geheimschreibern. Er bekam auch die Aufsicht über die neu anzulegenden königlichen Gebäude. Daß er sogar Karls Tochter Imma oder Emma zur Gemahlinn gehabt habe, erzählt ein einziger unter den Fränkischen Annalisten, (Chronic. Laurisham. p. 102. sq. in Freheri Scriptt. Rer. Germau. T. I. ed. Struv.) mit einem ziemlich romanhaften Ursprung dieser Vermählung. Denn die Prinzessinn soll, damit man seine Rückkehr von dem nächtlichen Umgange mit ihr, in dem tiefen Schnee nicht merken möchte, ihn auf ihren Schultern weggetragen, und Karl, der diesem zusah, soll sie ihm darauf zur Gemahlinn gegeben haben. Es ist wahr, daß manche der gelehrtesten Männer unter den Neuern vieles wider diese Erzählung eingewandt haben, um sie zu einer bloßen Erdichtung herabzusezen. Joh. Hermann Schminke insonderheit (Diss. historica de vita et scriptis Eginh. pag. 4. sq. praemissa Eginh. de vita et gestis Caroli M. Traj. ad Rhen. 1711. 4.) hat nicht allein nach einer genauern Untersuchung eben dieses Urtheil davon gefällt; sondern auch die Vermuthung hinzugesezt, diese Fabel möchte wohl in den Klöstern, welche Eginhard entweder gestiftet oder reichlich beschenkt hatte, ersonnen worden seyn, damit sie ihren Wohlthäter, als einen Schwiegersohn Karls, dadurch ehren

ren möchten. Allein da dieſe Abſicht den Urſprung der Erdichtung, die ſogar etwas Beſchimpfendes für Eginharden enthält, nicht hinlänglich erklärt; auch Spuren einer würklichen Begebenheit dabey nicht ganz und gar fehlen: ſo könnte doch dabey, bis auf die zur Ausſchmückung hinzugeſezten Umſtände, etwas Wahres zum Grunde liegen. Genug, Eginhard verließ nach Karls Tode den Hof, und trennte ſich auch von ſeiner Gemahlinn mit beiderſeitiger Einwilligung; wie es in dieſen Jahrhunderten, unter dem Vorwande eines gottſeelig ſtrengern Lebens, nicht ſelten geſchah. Er hatte bereits von jenem Fürſten eine Abtey bekommen; von deſſen Sohne Ludwig erhielt er noch mehrere; aber nicht ſowohl dieſe Entfernung von den weltlichen Geſchäften, als ſeine Weihung zum Prieſter, ſcheint in ihm den Entſchluß der gedachten Trennung hervorgebracht zu haben. Er ſtiftete das Kloſter Seligenſtadt oder Seligenſtadt am Mayn, bey der Stadt dieſes Nahmens, im Kurmainziſchen Gebiete, und wurde erſter Abt deſſelben. Hier endigte er auch ſeine Tage; ob es aber vor oder nach dem Jahr 840. geſchehen ſey? iſt ungewiß.

J. n. C. G. 814 bis 1073

Seine Geſchichte des Lebens und der Regierung Karls des Großen iſt mit ſo vieler Zuverläſſigkeit, mit einer ſo guten Wahl der Begebenheiten, überhaupt mit ſo feinem Geſchmack, und glücklicher Nachahmung des Svetonius, auch in der lateiniſchen Schreibart, abgefaßt, daß es, wie Voſſius bemerkt, (de Hiſtoricis Latinis, L. II. c. 33. p. 301. Lugd. Batav. 1651. 4.) das Anſehen hat, als wenn er mehrere Jahrhunderte früher gelebt hätte. Der eben genannte Gelehrte ſezt zwar gleich hinzu, daß ſich der Graf Hermann von Nuenar, der dieſes Werk zuerſt im J. 1521. zu Cöln in Quart ans Licht ſtellte,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

die Freyheit genommen habe, die Schreibart des Verfassers in vielen Stellen zu verschönern. Doch dieser Vorwurf, den schon Freher geäußert hatte, und der vermuthlich daraus geflossen war, weil man Eginhards Schreibart zu schön für sein Zeitalter fand, ist nachher gänzlich weggefallen, seitdem sein Werk, durch Vergleichung mehrerer Handschriften, die aber alle mit der ersten Ausgabe übereinstimmten, öfters von neuem gedruckt worden ist. Schwerere Beschuldigungen der Unwissenheit, geflißentlicher Lügen und Betrügereyen, sind gegen den Verfasser selbst von einem ungenannten Franzosen in der Schrift: L'Esprit de Gerson, 1691. 12. vorgebracht worden. Bayle hat daraus einige Beyspiele mitgetheilt, und zum Theil die Richtigkeit dieses Tadels gezeigt; (Dictionn. Hist. et Crit. Tome II. art. Eginhart, p. 1053. not. A. à Rotterd. 1720. fol.) Schminke aber hat ihn noch vollständiger widerlegt. (l. c. p. 16. sq.) In der That kann man so viel zugeben, daß Eginhard, wie alle Fränkischen Geschichtsammler in dem Karolingischen Zeitraum, aus Ergebenheit gegen dieses Haus, dem Merovingischen nicht die vollkommen strenge Gerechtigkeit erwiesen hat, die man fordern könnte; daß auch durch die folgenden Annalisten, die ihn so häufig abgeschrieben haben, seine Glaubwürdigkeit nicht erwiesen werden könne. Allein man findet nichts von einer gröbern Partheylichkeit bey ihm; er hat auch die Geschichte des vorhergehenden Hauses kaum berührt, und von der Erhöhung des damals regierenden so geschrieben, wie es die eingeführten Rechtsbegriffe mit sich brachten. Einige kleine Fehler seiner Erzählung verdienen hier nicht gerügt zu werden. Daß er der erste eigentliche Deutsche oder Ostfränkische Geschichtschreiber ist, gehört auch zu seinen Vorzügen. Man hat viele Ausgaben dieser Lebens-

bensgeschichte Karls; sie ist unter andern in die Sammlungen Deutscher historischer Quellen von Reuber und Heineccius, ingleichen Fränkischer und Französischer von Frehern, Dû Chesne und Bouquet, eingerückt worden. Aber alle Abdrücke derselben übertrifft der vorher bereits angeführte von Schmincken, welcher dem zierlich und genau, auch nach Handschriften mitgetheilten Texte sehr ausführliche Anmerkungen anderer Gelehrten, und eigene, ingleichen Münzen und andere Abbildungen beygefügt hat. — Zwey und sechszig Briefe Eginhards, (worunter doch auch einige von andern stehen,) hat Dû Chesne (Hist. Francor. Scriptt. T. II. p. 695–711.) bekannt gemacht. Sie betreffen zwar meistentheils alltägliche Vorfälle; doch giebt es auch erhebliche und lehrreiche darunter, wie den 34sten, (p. 702. sq.) worinne er dem Kaiser Lothar, nach dem Auftrage seines Vaters Ludwig, nachdrückliche Verweise und Ermahnungen ertheilt. — Er gedenkt in diesen Briefen mehrmals und mit ungemeiner Verehrung, der beiden Heiligen, Marcellinus und Petrus, welche unter dem Diocletianus hingerichtet worden, und deren Gebeine in sein Kloster Seligenstadt gekommen seyn sollen. Von dieser Versezung derselben hat er eine Schrift hinterlassen, welche die Bollandisten (Act. Sanctor. mens. Junii, T. I. p. 181. sq.) am besten haben abdrucken lassen. — Noch giebt es Jahrbücher der Fränkischen Könige, vom Jahr 741. bis 829. einen nüzlichen Beytrag zu ihrer Geschichte, die oft gedruckt worden sind; die aber Dû Chesne, welcher sie auch in seine Sammlung Fränkischer Geschichtschreiber brachte, (T. II. p. 233–272.) zuerst so zuversichtlich, und nicht ohne Gründe, vor Eginhards Arbeit ausgab, daß ihm mehrere Gelehrten hierinne beytraten. Le Cointe hingegen, beym Pagi, (Critica hist. chrono-

J. n. C. 814 bis 1073.

log. in Annales Baronii ad a. 826. n. 11. ſq. p. 528. Tom. III.) und dieſer Gelehrte ſelbſt, haben es weit wahrſcheinlicher gemacht, daß dieſe Jahrbücher einem andern Mönche zugeſchrieben werden müſſen.

n. C. G. 814 bis 1073.

Auf Eginharden folgte in den Abendländern eine lange Reihe hiſtoriſcher Schriftſteller, die es, nach einer freygebigern Bedeutung, unter dem Nahmen Geſchichtſchreiber anzuführen erlaubt ſeyn wird; wenn gleich die wenigſten mit ihm ſich nur vergleichen laſſen. Sein Beyſpiel; Karls des Großen ungemeiner Ruhm; das Anſehen und der mannichfaltige Einfluß ſeines Reichs, auch der daraus entſtehenden auf Religion, Kirche und Clerus; der heilſame Stoß, durch welchen er die Köpfe und Hände des leztern in Bewegung geſezt hatte; die Menge von Klöſtern, in welchen man doch immer den Schein und Ruf gelehrter Beſchäftigungen zu behaupten ſuchte; die ungeheure, und gleichwohl mit jedem Menſchenalter noch zunehmende Anzahl von Heiligen und Wundergeſchichten, von Bißthümern, Abteyen und Kirchen, welche unermeßlichen Stoff zu Erzählungen abgab; die Bequemlichkeit, mit welcher man ältere Sammlungen ausſchrieb, abkürzte und fortſezte; endlich das nun allgemein herrſchende Vorurtheil, daß nichts leichter ſey, als Geſchichtbücher zuſammen zu tragen; dieſes ſind die vornehmſten Quellen der unſäglichen Vermehrung lateiniſcher hiſtoriſcher Schriften in dieſen und den folgenden Jahrhunderten. Man hat zwar angemerkt, daß die große Seltenheit des Aegyptiſchen Papiers im weſtlichen Europa, und die Koſtbarkeit des Pergaments, zu einer Zeit, da es noch kein Lumpenpapier gab, das Schreiben und Abſchreiben der Bücher nicht weniger erſchwert haben müſſe, als es Bücherſammlungen für jeden nicht ſehr Vermögenden unmöglich machte.

che und Canonicos austheilen, auch Gottesdienſt halten, und fürchtete mehr für die Kirche, als für ſie. Der Schriftſteller, der alles dieſes erzählt, gedenkt noch eines Cometen im nächſten Jahre, auf deſſen drohenden Anblick der Tod eines königlichen Prinzen gefolgt ſey, und von dem Kaiſer meldet er, daß derſelbe kurz vor ſeinem Tode, mit dem Geſichte zur Linken gekehrt, zweymal ſehr laut Hutz! das heißt, Hinaus! gerufen habe; woraus man habe merken können, daß er den böſen Geiſt geſehen habe. Uebrigens hat auch dieſe Geſchichte ihren Werth, da ihr Verfaſſer an Ludwigs Hofe ſelbſt gelebt hat. — Beide Schriftſteller aber übertrifft Nithard, ein Enkel Karls des Großen von ſeiner Tochter Bertha, welche mit Angilberten, zulezt Abt im Kloſter des heil. Richarius, zu Centula, vermählt war. Die jüngern Söhne Ludwigs des Frommen bedienten ſich ſeiner zu Geſandtſchaften; er führte auch unter ihren Befehlen einige Schaaren Kriegsvölker an, und ſoll in einer Schlacht gegen die Normänner im Jahr 853. oder noch ſpäter, tödtlich verwundet worden ſeyn, nachdem er eine kurze Zeit, wie ſein Vater, dem Kloſter Centula vorgeſtanden hatte. Einer von jenen Prinzen trug ihm auf, den Urſprung und Fortgang ihrer Händel mit dem älteſten Bruder Lothar zu beſchreiben. Er that dieſes in einem noch vorhandenen Werke. (de diſſenſionibus filiorum Ludovici Pii, Libri quatuor; beym Dů Chesne, l. c. p. 359–380. und bey Schiltern, l. c. pag. 83. ſq.) Die Geſchichte ihres Vaters geht er im erſten Buche durch; in den übrigen aber die Streitigkeiten und den Krieg zwiſchen ſeinen Söhnen, bis zu dem Vergleiche des Jahrs 843. Doch fehlt das Ende des vierten Buchs. Obgleich Nithard ſeinen Widerwillen gegen Lotharn etwas zu ſtark für einen Geſchichtſchreiber blicken

F. R. C. G. 814 bis 1078.

ken läßt; so kann man ihn doch nicht allein damit, daß
J. n. C. G. er den Brüdern desselben, die sich so sehr über ihn zu
814 beschweren Ursache hatten, ergeben war; sondern auch
bis mit der allgemein bekannten schlechten Gemüthsart
1073. Lothars, entschuldigen. Seine Schreibart ist größtentheils rein genug, und seine Sachkenntniß, auch Beurtheilung, wie man sie von einem solchem Manne erwarten kann. Man schätzt in seinem Werke auch die älteste, zugleich im Bauernlatein und in Fränkischer Mundart abgefaßte Urkunde. (L. III. p. 374. ed. du Chesn.) Außer seinem Hauptgegenstande, hat er noch andere nützliche Nachrichten eingestreuet.

Um gleiche Zeit mit diesen drey Schriftstellern that sich auf eine nicht unrühmliche Art Haymo oder Haimo in einem historischen Versuche hervor. Man hat ihn zwar bald vor einen Angelsachsen, bald vor einen Westfranken ausgegeben; allein Trithemius (de Scriptt. Ecclesiast. c. 257. p. 69. ed. Fabric.) nennt ihn einen Deutschen, (Teutonicus) und es giebt keine Ursache, dieses zu bezweifeln. Er genoß zu Tours Alcuins Unterricht; wurde nachmals mit seinem Mitschüler Raban, Mönch zu Fulda, und Aufseher der dortigen Schule; im Jahr 839. aber dritter Abt des Klosters Hirschfeld; wiewohl Bülreau beym Du Pin (Nouv. Biblioth. des Aut. Ecclesiast. T. VII. pag. 176.) auf eine scheinbare Art beweiset, daß er bloß Mönch daselbst gewesen sey. Im Jahr 840. erhielt er das Bißthum Halberstadt, in dessen Besitze er im Jahr 853. starb. Die Besorgung von allem, was die weltlichen Angelegenheiten seines Bißthums betraf, überließ er einem Mönche. Er selbst predigte fleißig, und, nach dem Trithemius, vortrefflich; legte ein Kloster, mit Mönchen aus Hirschfeld besezt, an; aber auch bey seiner Domkirche eine Bi-

blio-

bliothek. Zuerst unter den Deutschen schrieb er Commentarien beynahe über die ganze Bibel, von deren Gehalt erst an einem andern Orte gehandelt werden kann. Hingegen giebt ihm sein Auszug der christlichen Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte, (de christianarum rerum memoria Libri decem,) hier eine Stelle. Unter den Ausgaben dieses kleinen Buchs sind die von Marc. Zuer. Boxhorn zu Leyden im Jahr 1650. 12. besorgte, und mit einigen alten Denkmälern im Alemannischen und Sächsischen Dialekt, begleitete; ingleichen die von Joach. Joh. Madern zu Helmstädt im Jahr 1671. 4. noch mehr berichtigt ans Licht gestellte, die vorzüglichsten. Es ist freylich nur eine Abkürzung der lateinischen Uebersezung des Rufinus von der Kirchengeschichte des Eusebius: und er bittet sogar (Conclus. pag. 202. ed. Boxh.) diesen Griechen um Verzeihung, daß er sein Werk so sehr ins Enge gepreßt habe. Unterdessen ist dieser Auszug in weit besserm Latein, als damals üblich war, aufgesezt. Besonders aber gefällt es, daß Haymo die große Nuzbarkeit der Kirchengeschichte empfiehlt; (Conclus. p. 201.) die er auch ziemlich frey von Fabeln gefaßt zu haben scheint. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Weit mehr hat für eben diese Gattung der Geschichte Anastasius gearbeitet. Er war ein Abt zu Rom, auch Presbyter und Bibliothecarius der Römischen Kirche. Der Kaiser Ludwig der Zweyte schickte ihn im Jahr 869. nebst zween Grafen nach Constantinopel, um wegen der Vermählung seiner Prinzessinn mit einem kaiserlichgriechischen Prinzen, zu unterhandeln. Man vermuthet nur, daß er um das Jahr 886. gestorben sey. Doch an Statt dieser wenigen Lebensumstände würde man eine zusammenhängende Geschichte von ihm erzählen können, wenn er

eben

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gen bis zum Jahr 708. von Joh. Vignola, und der ältern unter den Byzantinischen Geschichtschreibern von C. A. Fabrot, zu Paris 1647. Fol. hat Franz Bianchini eine sehr prächtige Ausgabe derselben angefangen, davon der erste zu Rom im Jahr 1718. Fol. gedruckte Theil den ganzen Text des Werks mit den abweichenden Lesearten; die drey folgenden aber, darunter der vierte im Jahr 1735. vom Joseph Bianchini und Cajet. Cenni besorgt erschien, Anmerkungen und Abhandlungen der Gelehrten über dieses Werk, auch manche alte Aufsäze, enthalten. In Muratori's großer Sammlung (Scriptt. Rer. Italic. T. III. pag. 1. sq.) findet man diese Lebensbeschreibungen ebenfals, mit Fortsezungen bis auf Johann XXII. und andern nüzlichen Zusäzen. — Die Kirchengeschichte oder dreyfache Chronographie des Anastasius ist theils eine Uebersezung der Chronographie des Nicephorus; theils ein Auszug aus den ehemals schon angezeigten Werken des Georgius Syncellus und Theophanes; besonders ist die Geschichte des leztern beynahe ganz, und nicht ohne Geschicklichkeit, übersezt. Abendländischen Gelehrten, unter welchen die Kenntniß der Griechischen Sprache jezt so selten war, erwies er dadurch einen nicht geringen Gefallen; auch hat er ihnen viel mehr als bloß Kirchengeschichte mitgetheilt. Fabrot hat sich gleichfals um dieses Werk durch seine zu Paris im J. 1649. in Folio mit Anmerkungen und Glossarien veranstaltete Ausgabe, verdient gemacht. — Ueberdieß hat noch Anastasius die Verhandlungen der sechsten, siebenten und achten oekumenischen Synode, von den Jahren 680., 787., und 869. ingleichen allerhand Sammlungen zur Monotheletischen Streitigkeit und Geschichte aus dem Griechischen übersezt; nicht zu gedenken der Heiligen- und Märtyrergeschichte,

auch

rius seiner Kirche gemacht hatte, abermals verdammt habe: so könnte diese Nachricht, welche der Verfasser auch durch Urkunden unterstützt, entscheidend heißen, wenn nicht den Freunden der andern Meinung die Ausflüchte übrig blieben, er habe beide Anastasios mit einander vermischt; oder beide hätten zu verschiedenen Zeiten das Amt eines Bibliothecars verwaltet. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Genug, daß wir unter dem Nahmen des Anastasius, eines ansehnlichen Mannes im Römischen Clerus um die Mitte des neunten Jahrhunderts, mehrere Schriften haben, welche sich nicht allein für sein Zeitalter und Amt schicken; sondern auch zum Theil die Bekanntschaft mit der Sprache und den Kirchenangelegenheiten der Griechen verrathen, welche seine Gesandtschaft bey ihnen erwarten läßt. Die berühmteste derselben (de vitis Romanorum Pontificum, auch Liber Pontificalis genannt,) ist bereits bey einer andern Gelegenheit (Th. XIX. S. 84. fq.) beschrieben worden. Ciampini, der eben daselbst angeführt worden ist, hat es wahrscheinlich gemacht, daß dem Anastasius nur die Lebensbeschreibungen Gregors IV. Sergius II. Leo IV. Benedikt III. und Nicolaus I. welche vom Jahr 827. bis 867. gehen, zugehören. Sie sind übrigens den vorhergehenden darinne vollkommen ähnlich, daß die Päpste mit den höchsten Lobsprüchen überschüttet, und alle von ihnen erbauete Kirchen, alle in dieselben geschenkten kostbaren Geräthschaften, und darinne angebrachten Ausschmückungen sehr umständlich erzählt werden. Die beiden lezten Lebensbeschreibungen Adrians II. und Stephans VI. sollen, nach dem Onuphrius Panvinius, einen andern Bibliothecarius zu Rom, Wilhelm, zum Verfasser haben. Außer der am gedachten Orte genannten Ausgabe dieser Lebensbeschreibun-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gen bis zum Jahr 708. von Joh. Vignola, und der ältern unter den Byzantiniſchen Geſchichtſchreibern von C. A. Fabrot, zu Paris 1647. Fol. hat Franz Bianchini eine ſehr prächtige Ausgabe derſelben angefangen, davon der erſte zu Rom im Jahr 1718. Fol. gedruckte Theil den ganzen Text des Werks mit den abweichenden Leſearten; die drey folgenden aber, darunter der vierte im Jahr 1735. vom Joſeph Bianchini und Cajet. Cenni beſorgt erſchien, Anmerkungen und Abhandlungen der Gelehrten über dieſes Werk, auch manche alte Aufſäze, enthalten. In Muratori's großer Sammlung (Scriptt. Rer. Italic. T. III. pag. 1. ſq.) findet man dieſe Lebensbeſchreibungen ebenfals, mit Fortſezungen bis auf Johann XXII. und andern nüzlichen Zuſäzen. — Die Kirchengeſchichte oder dreyfache Chronographie des Anaſtaſius iſt theils eine Ueberſezung der Chronographie des Nicephorus; theils ein Auszug aus den ehemals ſchon angezeigten Werken des Georgius Syncellus und Theophanes; beſonders iſt die Geſchichte des leztern beynahe ganz, und nicht ohne Geſchicklichkeit, überſezt. Abendländiſchen Gelehrten, unter welchen die Kenntniß der Griechiſchen Sprache jezt ſo ſelten war, erwies er dadurch einen nicht geringen Gefallen; auch hat er ihnen viel mehr als bloß Kirchengeſchichte mitgetheilt. Fabrot hat ſich gleichfals um dieſes Werk durch ſeine zu Paris im J. 1649. in Folio mit Anmerkungen und Gloſſarien veranſtaltete Ausgabe, verdient gemacht. — Ueberdieß hat noch Anaſtaſius die Verhandlungen der ſechsten, ſiebenten und achten oekumeniſchen Synode, von den Jahren 680., 787., und 869. ingleichen allerhand Sammlungen zur Monotheletiſchen Streitigkeit und Geſchichte aus dem Griechiſchen überſezt; nicht zu gedenken der Heiligen- und Märtyrergeſchichte,

auch

auch der Scholien des Maximus und Johannes von Scythopolis über den unächten Dionysius. Genauer hat diese Kleinigkeiten Fabricius verzeichnet. (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. I. pag. 88. ed. Patav.) J. A. C. G. 814 bis 1073.

Regino, oder Rhegino, ein Mönch und nachmals Abt des Klosters Prüm im Trierischen, wandte auch einen nützlichen Fleiß auf die Geschichte. Als er seine Abtey durch mächtige Gegner im Jahr 899. verloren hatte: erhielt er eine andere, oder wenigstens eine Zuflucht in dem Kloster des heil. Martins zu Trier, wo er im Jahr 915. starb. Trithemius weiset ihm unter allen Kirchenlehrern seiner Zeit in Deutschland und Frankreich die erste Stelle an. (de Scriptt. Eccles. c. 295. pag. 77.) Freylich entdeckt man in seinen Schriften weder die vorzügliche Gelehrsamkeit, noch die scharfsinnige Beurtheilung oder feine Schreibart, die ihm einen solchen Rang versichern könnten. Allein zu seiner Zeit, unter so vielen mittelmäßigen Stopplern, war es nicht schwer, hervorzuragen; vielleicht hat ihm auch sein anderswo zu beschreibendes Buch von der Kirchenzucht das meiste Ansehen verschafft. Seine Chronik in zwey Büchern erstreckt sich von der Geburt Christi, bis zum Jahr 907.; ein anderer Mönch, den man Romerius nennt, hat sie bis zum Jahr 967. oder bis in die lezten Regierungsjahre des Kaisers Otto des Ersten, fortgesezt. Mit dieser Fortsezung findet man sie am besten in der Sammlung des Pistorius (Rer. Germanic. Scriptt. T. I. pag. 1–112. ed. Struv.) abgedruckt. Das erste Buch dieser Chronik, welches sich mit Karl Martels Tode endigt, ist ganz unbeträchtlich. Im zweyten, weit ausführlichern, vom Jahr 741. an, schreibt der Verfasser die Loiselianischen

p. 108. ſq. ed. cit.) in Erſtaunen zu ſezen, indem plözlich einige bewundernswürdige Kunſtſtücke vorgenommen wurden, als man ihn vor den Kaiſer führte; er äußerte aber darüber keine Beſtürzung, weil er ſchon vorher davon benachrichtigt war. Die Geſchenke, welche er für ſich mitgebracht hatte, unter welchen auch vier verſchnittene Knaben waren, (eine Art von Waare, welche damals von chriſtlichen Kaufleuten mit unermeßlichem Gewinne nach Spanien, vermuthlich zu den Arabern, geführt wurde,) übergab er in ſeines Königs Nahmen. Dieſer belohnte ihn nach ſeiner Zurückkunft mit dem Bißthum **Cremona**. Allein nach einiger Zeit verfolgten **Berengarius** und ſeine Gemahlinn **Willa** ihn und ſein ganzes Haus mit ſolcher Heftigkeit und Ungerechtigkeit, wenigſtens nach ſeinem eigenem Berichte, (l. c. L. III. pag. 49.) daß er ſich nach Deutſchland flüchten mußte, wo er zu **Frankfurt am Mayn**, (er nennt es Francono-vord,) ſich niederließ.

Hier ſchrieb er eine **Europäiſche Geſchichte**, (Rerum geſtarum ab Europae Imperatoribus et Regibus, Libri VII. denn ſo viele Bücher giebt **Trithemius** an,) welche vom Jahr 891. bis auf ſeine Zeit fortgeführt ſind. (in edit. Antverp. p. 5. ſq. in Reuberi vett. Scriptor. qui Caeſarum et Impp. Germanor. res litteris mandarunt, Tomo uno, p. 135. ſq. ed. G. C. Ioannis, et in Du Chesn. Hiſt. Franc. Scriptt. T. III. p. 562. ſq.) Er fängt mit der Beſizznehmung von **Fraßineto** in Italien, durch die Saracenen, an; giebt ſodann Nachricht von den damaligen Griechiſchen Kaiſern; von dem Deutſchen Könige **Arnulf**, und den Italiäniſchen Königen; von den Päpſten **Formoſus** und **Sergius**, und von den übrigen Angelegenheiten Italiens bis auf den Tod des Königs **Lam-**

bert,

bert, mit welchem er das erste Buch schließt. Im zweyten beschreibt er Ludwigs des Kindes Regierungsantritt; den Einfall der Ungarn in Deutschland und Italien; die Geschichte der folgenden Deutschen Könige, Conrads des Ersten und Heinrichs des Ersten; besonders den Krieg des leztern mit den Ungarn; die Händel der Fürsten, welche sich Italien streitig machten; die Verwirrung auf den päpstlichen Stuhl, welche die mächtige Theodora stiftete, und andere Unruhen Italiens, bis auf den Tod des Königs Berengars des Ersten im Jahr 924. Das dritte Buch nennt Luitprand Antidosis, (beym Trithemius steht dafür das gleichbedeutende Antapodosis,) und giebt zur Ursache an, (p. 49. ed. Antverp.) weil es eine Wiedervergeltung sowohl gegen den Tyrannen Berengarius den Zweyten, König von Italien, und seine eben so grausame und raubsüchtige Gemahlinn, eine zweyte Jesabel und Lamia, durch Entdeckung ihrer schändlichen Handlungen, als gegen seine und seiner Familie Wohlthäter enthalte, deren Verdienste er eben so genau angezeigt habe. Eigentlich gilt dieser Inhalt mehr von den beiden lezten Büchern; überhaupt aber erzählt der Verfasser, vom dritten an, die Italiänische, Deutsche, Griechischkaiserliche, zuweilen auch die damit verbundene Saracenische und Russische Geschichte, bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, ausführlich genug, und vom vierten Buche besonders an, mit der Versicherung, daß er nunmehr Begebenheiten beschreibe, die er selbst gesehen habe. Sichtbar ist fast überall die gute Bekanntschaft mit der Geschichte, welche den Gegenstand seines Werks ausmacht; die Erfahrung eines Geschäftmannes, und die Freymüthigkeit, zu der ein aus seinem Vaterlande Vertriebener desto mehr gereizt wurde. Man muß zwar ge-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

stehen, daß seine vorher bemerkte Ankündigung an der Spitze des dritten Buchs, den nachtheiligen Einfluß von Rachbegierde und Dankbarkeit auf seine Erzählungen befürchten lasse. Vielleicht möchten auch wohl einige seiner Gemählde etwas zu schwarz, und andere zu glänzend gerathen seyn; so wie in kleinern Umständen noch wohl andere Fehler, ingleichen die Vernachlässigung bestimmter chronologischer Angaben, sich aufdecken lassen. Allein da andere gleichzeitige Schriftsteller die meisten seiner Nachrichten bestätigen; in diesen ein so genauer historischer Zusammenhang herrscht der die Hauptveränderungen recht begreiflich macht; außerdem auch von ihm, zumal in der Italiänischen und Deutschen Geschichte, so viele besondere Umstände angegeben werden, wie sie nur ein Zeitgenosse wissen konnte: so scheint man seine Glaubwürdigkeit nicht anfechten zu dürfen. Vor streng prüfenden Augen könnte sie vielleicht durch seine Schreibart einigermaaßen zweifelhaft werden. Sie ist im Ganzen ziemlich ungleich: bald ein feiner Römischer Ausdruck; bald wieder kirchliches und Chronikenlatein; zuweilen ins Witzige und Satyrische fallend; nicht selten mit poetischen Redensarten, hin und wieder mit eingeflochtenen Stellen alter lateinischer Dichter ausgeschmückt; ja er kleidet wohl gar die Reden der Fürsten, die Beschreibungen merkwürdiger Begebenheiten, und seine Gedanken darüber, in kleine Gedichte ein. Alles dieses kann freylich den Argwohn erregen, daß er die Geschichte zugleich verschönert und verunstaltet haben möchte. Man darf auch diesen Argwohn in unserm Zeitalter weniger als jemals verschweigen, da Männer von großen Gaben für die Geschichtbeschreibung sich durch eine witziglaunichte und spöttische Darstellung, durch absichtlich nach gewissen vorläufig angenommenen Erklärungsarten gedrehte Entwickelungen der Geschichte, oft nicht

814 bis 1073. n. C. G.

allein jenen Argwohn, sondern auch den Vorwurf selbst, zuziehen; des Heers ihrer Nachahmer nicht zu gedenken, die ganz ungescheut die Geschichte in Poesie verwandeln. Mag doch der beynahe herrschende Geschmack sich für diese Methode erklären; kein Schriftsteller ist schuldig, sich nach einem verfälschten Geschmack zu bequemen; er ist vielmehr, wenn er nicht kriechendes Streben nach Beyfall zu seiner Hauptabsicht macht, verbunden, demselben, auch bey einem nur mittelmäßigen Maaße von Kräften, entgegen zu arbeiten. Unterdessen Luitpranden scheint gerade der elende Geschmack seines Zeitalters zu entschuldigen. Es kannte und schätzte vom alten Rom kaum die gröbste äußere Schaale, das fehlerhafte, bloß mit der Hand besorgte Abschreiben seiner vortrefflichen Werke; er hingegen, der sie mit Geist gelesen und studiert hatte, wollte seinen Zeitgenossen einigen Geschmack an denselben einflößen, und brachte daher, was er daraus gelernt hatte, in einem Anfall von angenehmer Begeisterung, selbst öfters am unrechten Orte an; ohne doch im geringsten merken zu lassen, daß er der Wahrheit der Geschichte einigen Eintrag thun wolle. Daher verdient auch seine kleine Eitelkeit, die Kenntniß, welche er vom Griechischen besaß, zuweilen durch Wörter aus dieser Sprache, die nicht mehr als die gleich darauf folgenden lateinischen sagen, blicken zu lassen, eine mildere Beurtheilung, als die neueste Sprachenmengerey. Doch eine erheblichere Frage ist noch übrig: ob Luitprand auch die sechs letzten Hauptstücke des sechsten Buchs von diesem W[illegible] 123. ed. Antverp.) geschrieben habe. [illegible] selben eine neue Classe und Reihe von B[illegible] die mit den vorher erzählten nicht zusamm[illegible] gehe, fällt in die Augen. Es sind die [illegible] gen Otto des Großen in Italien na[illegible]

J. n. C. 814 bis 1073.

960.; die durch ihn veranstaltete Absetzung und Wahl von Päpsten und dergleichen mehr. Schon die Nachricht des Trithemius, daß dieses Werk aus sieben Büchern bestehe, macht es wahrscheinlich, daß die gedachten Hauptstücke zu dem siebenten Buche gehören; er führt auch ihren Anfang an, wie wir ihn noch lesen. Sie sind nicht weniger freymüthig aufgesetzt, als die sechs Bücher selbst, und verrathen eine so genaue Kenntniß jener Angelegenheiten, daß man alle Ursache hätte, auf Luitpranden, dessen sich Otto dabey vorzüglich bediente, als Verfasser, zu rathen, wenn man nicht des Rathens dabey überhoben seyn könnte. Denn auch von dem Eigenthümlichen seiner Schreibart zeigen sich hier einige Spuren; wie (p. 113.) das Horatianische: lupis et agnis quanta sortito obtigit, in den prosaischen Vortrag verwebt; ingleichen (p. 114.) das poetische Bild der Sommerhitze: Phoebi radiis grave Cancri sidus inaestuans. Gleichwohl hat Baronius zuerst behauptet, (Annal. Eccles. ad a. 963. n. 2. sq. p. 785. sq. Tom. X. ed. Colon.) jene sechs Abschnitte müßten einem fremden Fortsetzer zugeschrieben werden: und ihm ist darinne Vossius (de histor. lat. L. II. c. 40. p. 345.) nebst andern bis auf die neuesten Zeiten gefolgt. Unerwartet genug steht unter seinen Gründen die Verschiedenheit der Schreibart oben an; darauf folgen die Umstände, daß kein Zusammenhang zwischen beiden Arbeiten sey, und Luitprand das Hauptwerk auf einer Insel vollendet habe; (als wenn er nicht die spätern Begebenheiten des letzten Buchs lange darauf anderswo hätte aufzeichnen können;) endlich die Bemerkung, daß er in diesem Bischof von Cremona; in jenem nur Diakonus von Pavia heißt; (welches auch der Unterschied der Zeiten begreiflich macht.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Als Otto der Erſte im Jahr 961. zum zweytenmal nach Italien zog, war es Luitprand, den er auf der Römiſchen Synode im Jahr 963. zu ſeinem Dolmetſcher gebrauchte, weil er ſelbſt nicht Lateiniſch ſprechen konnte. Fünf Jahre darauf ſchickte er dieſen Biſchof als ſeinen Geſandten nach Conſtantinopel, um eine Vermählung zwiſchen ſeinem Sohne Otto und einer griechiſchkaiſerlichen Prinzeſſinn zu ſtiften. Die Geſchichte dieſer Geſandtſchaft hat Luitprand in einer beſondern Schrift, zwar ſehr mißvergnügt, aber zugleich lebhaft, und nicht ſelten ſatyriſch, erzählt; ſie enthält manche ſonſt nicht vorkommende Erläuterungen. (Legatio Luitprandi Cremon. Epiſc. ad Nicephorum Phocam, Imp. Conſtant. pro Ottonibus Auguſtis et Adelheida, l. c. p. 131–160.) Die ſchlechte Aufnahme, welche er daſelbſt fand, und der unglückliche Ausgang ſeiner Bemühungen, mögen wohl ſeinen Unwillen ſo ſehr gereizt haben, daß er manches an jenem Hofe noch häßlicher und verächtlicher fand, als es ihm ſonſt vorgekommen ſeyn würde. Aber alle andere Nachrichten, welche man von dem elenden Stolze jener Regierung, bey ſo vieler Schwäche, hat, bekräftigen doch überhaupt ſeine Schilderungen. Nicephorus war darüber ſehr aufgebracht, daß Otto Rom in Beſitz genommen, ſich die kaiſerliche Würde beygelegt, und das Gebiet der Griechiſchen Kaiſer im untern Italien eingeſchränkt hatte; er nannte ihn nicht βασιλέα, oder Kaiſer; ſondern nur ῥῆγα; (regem) forderte auch Rom und Ravenna mit den dazu gehörigen Landesſtrichen zurück, wenn die Vermählung Statt haben ſollte. Luitprand antwortete auf alles mit Würde und kühnem Nachdrucke. Da der Kaiſer unter andern zu ihm ſagte: Ihr ſeyd keine Römer, (denn ſo nannten ſich die Griechen;) ſondern Langobarden: erwiederte er, der Urſprung der Römer unter dem Romulus

J. n. C. 814 bis 1072.

lus ſey niederträchtig genug, und ihr Nahme ſo geringſchäzig, daß, wenn die Langobarden, Sachſen, Franken, und übrigen Deutſchen ihre Feinde ſchimpfen wollten, ſie weiter nichts als, Römer, ſagten, weil dieſes Wort alle Laſter in ſich begreife. Rom betreffend, deſſen Freyheit die Griechen wieder hergeſtellt wiſſen wollen, erklärte er ihnen, Otto habe es aus der Knechtſchaft von Huren befreyet, während daß die Griechen ſchliefen; oder vielmehr zu ohnmächtig waren, dieſes zu leiſten. Auch ſetzte er hinzu, ſein Kaiſer habe der Römiſchen Kirche keine von allen Schenkungen entzogen, welche ihr Conſtantin der Große in Italien, und faſt in allen abendländiſchen Reichen, ja ſelbſt in Griechenland, Judäa, Perſien, Meſopotamien, Babylonien, Aegypten und Libyen, gemacht habe, entzogen; von welchen noch ſeine Schenkungsurkunden vorhanden wären; (wie Luitprand den Römern zu leicht geglaubt hat,) der Griechiſche Kaiſer möchte ihr alſo auch dasjenige einräumen, was ihr aus ſeinem Reiche zukomme. Er gedenkt in dieſer Erzählung noch gewiſſer unter den Griechen herumlaufenden Weiſſagungen eines Sicilianiſchen Biſchofs, welche er von den Siegen ſeines Kaiſers auslegt; ingleichen des heftigen Unwillens, mit welchem die Griechen das Schreiben eines Papſtes an ihren Kaiſer empfiengen, der ſich unterſtanden hatte, ihm die Freundſchaft mit ſeinem geliebten Sohne, dem Kaiſer Otto, zu empfehlen. Luitprand giebt dieſem Fürſten auch den Rath, er möchte den unwürdigen Patriarchen von Conſtantinopel, Polyeuktes, der, auf Befehl ſeines Kaiſers, den Lateiniſchen Gottesdienſt und die päpſtliche Gerichtsbarkeit über die Kirchen in Apulien und Calabrien zu unterdrücken ſuche, auf einer Synode zur Verantwortung fordern laſſen. — Mehr weiß man von den Lebensumſtänden dieſes Biſchofs nicht.

§. 11. C. G. 814 bis 1073.

Ehe-

Ehemals ſind ihm noch andere Bücher zugeſchrieben worden; wie ein Jahrbuch der Weltgeſchichte, vom Jahr 606. bis 960. (p. 297. ſq. ed. Antverp.) das aber dem Subdiakonus dieſes Nahmens zu Toledo, (wenn anders deſſen Daſeyn oder Zeitalter auf ſicherm Grunde beruht,) zugehört; Lebensbeſchreibungen der Päpſte, vom Apoſtel Petrus an, bis auf den Formoſus, (ibid. p. 167–284.) welche nur ein Auszug von denen ſind, die den Nahmen des Anaſtaſius führen; endlich Sammlungen zur Spaniſchen Kirchen- und Heiligen-Geſchichte, unter der Aufſchrift: Adverſaria. (ibid. p. 459. ſq.) Es iſt aber längſt, beſonders vom Nicol. Antonio, (Biblioth. Hiſp. vet. T. I. p. 585. ſq.) bewieſen worden, daß er an allen dieſen Schriften keinen Antheil gehabt hat. Sie und ſeine ächten Werke ſind in der an ſich ſchönen Ausgabe, zu Antwerpen im Jahr 1640. in Folio, zuerſt vollſtändig geſammelt; von zween Spaniſchen Gelehrten, dem Jeſuiten Hieronymo de la Higuera, und dem Königl. Rathe, Lorenzo Raſmirez de Prado, mit vielen Anmerkungen begleitet, auch ſonſt mit Einleitungen anderer Gelehrten, und nützlichen Zugaben, verſehen worden. Man möchte jedoch wünſchen, daß die beiden Herausgeber, an Statt den größten Theil dieſer Sammlung mit den unächten Schriften und Commentarien darüber zu füllen, vielmehr dieſen gelehrten Erläuterungsfleiß auf Luitprands eigene Schriften, die deſſen ſo ſehr bedurften, gewandt hätten. Die neueſte Ausgabe von dieſen beyden, mit den Leſearten von drey Handſchriften der Kaiſerlichen Bibliothek bereichert, hat Muratori (Scriptt. Rer. Italic. T. II. P. I. p. 417. ſq. P. II. p. 1079. ſq.) veranſtaltet.

J. n. C. 814 bis 1073.

Nicht minder verdient um die Geſchichte ſeines Jahrhunderts, wenn gleich an Geiſt, Witz und Gelehr-

Lehrſamkeit geringer als Luitprand, iſt ſein Zeitgenoſſe Witekind, deſſen Nahme auch Wittichind und Widichind, zum Beyſpiel vom Trithemius, (de Scriptt. eccleſiaſt. c. 301. p. 79.) geſchrieben wird. Ein Sachſe, der zuerſt in der vaterländiſchen Kloſterſchule zu Corvey an der Weſer wiſſenſchaftlichen Unterricht empfieng; bald aber, wie er ſelbſt bey dem eben genannten Schriftſteller (in Chronic. Hirsaug. ad a. 955. p. 99. T. I.) erzählt, zog ihn der gelehrte Ruf Meginrads, Mönchs und Vorſtehers der Schule im Kloſter Hirſchau, dahin; welchen er, wie einen zweyten Hieronymus, in der Schriftauslegung bewunderte. In der Folge wurde er ſelbſt Lehrer der Schule zu Corvey, und zog eine Menge Schüler, welche Biſchöfe und Aebte wurden. Allem Anſehen nach iſt er um das Jahr 1000. verſtorben. Er hatte unter vielem andern, die Regierungsgeſchichte Otto des Erſten beſchrieben; Predigten an ſeine Kloſterbrüder; ein Buch von Briefen; Sinngedichte; eine Lebensbeſchreibung Pauls des Eremiten in Proſe und Verſen; auch ein Gedicht zu Ehren der heil. Thecla, hinterlaſſen: und alle dieſe Schriften ſind untergegangen. (Trithem. de Scriptt. eccleſ. l. c. et Libro de illuſtrib. Germaniae Scriptt. apud Meibom. de vita Witichindi, p. 624. Rer. Germanicar. Tom. I.)

J. C. 914 bis 973.

Vermuthlich aber hat ſich doch das wichtigſte ſeiner Werke erhalten: eine Geſchichte der Sachſen, in drey Büchern, welche er Otto des Großen Tochter, Mechtild, Aebtiſſinn zu Quedlinburg, widmete. (Annales de rebus Saxonum geſtis, apud Meibom. l. c. p. 628–663. und eine Vergleichung des Werks mit andern Handſchriften, in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 208–232.) Witekind iſt in

in demſelben der älteſte Sächſiſche Geſchichtſchreiber. Er fängt mit dem Urſprunge der Nation, und ihrer Niederlaſſung in Hadolaun, (wahrſcheinlich im jetzigen Hadeler Lande,) an; wobey er doch geſteht, dem bloßen Gerüchte folgen zu müſſen; beſchreibt den Uebergang eines Theils der Sachſen nach Britannien; ihren Antheil an der Zerſtörung des Thüringiſchen Reichs, und die folgende Geſchichte des alten Sachſenlandes; bis von der Thronbeſteigung des Sächſiſchen Herzogs und deutſchen Königs, Heinrichs des Erſten, an, dieſe Geſchichte mit der allgemeinen Deutſchen verflochten, reichhaltiger und ausführlicher wird. Sie wird bis auf den Tod ſeines Sohns Otto des Erſten fortgeſetzt; wiewohl deſſen Thaten in Italien nur berührt werden. Vielleicht iſt ſogar das beſondere, vom Trithemius genannte Werk Wittekinds von den Thaten dieſes Kaiſers, nur derjenige Theil ſeiner Sächſiſchen Jahrbücher, welcher die zwey letzten Bücher einnimmt. Durchgehends findet man bey ihm eine ſo gute und genaue Bekanntſchaft mit den öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands, daß man ſich wundern möchte, wie dieſelbe in eine Mönchscelle habe dringen können, wenn man ſich nicht erinnerte, daß ſein Corvey unter die blühendeſten Klöſter und auch Schulen dieſer Zeit gehört hat, welches durch einen beſtändigen Zufluß von Menſchen mit der übrigen Welt verbunden ward; daß ſeine Sachſen damals die angeſehenſte Nation von Deutſchland geweſen ſind, deren Vaterland deſto mehr auf dieſes Reich würkte; endlich, daß der Clerus überhaupt ſeine Augen und Hände überall gehabt, auch in einer allgemeinen Verbindung geſtanden hat. Wittekind verräth ſonſt eine ziemliche Anlage zum Geſchichtſchreiber. An Statt des Chronikenmäßigen der gewöhnlichen Kloſter-Annaliſten, erzählt er, in einer nicht verwerflichen Schreibart,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

art, zusammenhängend und angenehm: und wenn ihm gleich die Kunst mangelt, den Gang der Begebenheiten im Großen, und ihre Verhältnisse gegen einander einleuchtend zu zeigen; so ersetzt er doch dieselbe einigermaaßen durch manche charakteristische Züge von der Verfassung und den Sitten der Deutschen. Ein anderer, als ein Mönch, würde freylich die Wichtigkeit gewisser Vorfälle zu sehr empfunden haben, als daß er ihrer nur im Vorbeygehen gedacht hätte; er würde also nicht mit ihm gesagt haben, (L. III. p. 659.) „es gehöre nicht für seine Wenigkeit, zu erzählen, wie Otto im Sachsenlande die Silberadern (oder die Bergwerke am Harz,) eröffnet habe."

Historische Gedichte, oder Erzählungen in sogenannte lateinische Verse eingekleidet, gefielen auch in diesem Zeitalter. Schon gegen das Ende des neunten Jahrhunderts fand sich unter den noch nicht völlig von Karln dem Großen bezwungenen Sachsen der erste Schriftsteller und Dichter dieser Nation, vermuthlich ein Mönch, der die Thaten jenes Fürsten auf diese Art der Nachwelt zu empfehlen suchte. Sein Gedicht in fünf Büchern, welches Du Chesne (T. II. p. 136. sq.) Kulpis oder Schilter, (Scriptt. Rer. Germ. T. IV. pag. 3. sq.) am genauesten aber Leibniz, (Poetae Saxonis Annales Caroli M. p. 120–171. T. I. Scriptt. Rer. Brunsvic.) herausgegeben hat, ist größtentheils in Hexametern; im fünften Buche aber, weil es sich mit Karls Tode schließt, in Elegischen Versen abgefaßt. Es hat die Gestalt eines Jahrbuchs, und hin und wieder einige poetische Stellen; die meisten aber haben von der Dichtkunst nicht viel mehr, als das Sylbenmaaß. Obgleich der Verfasser öfters nur Karls Lebensgeschichte von Eginharden paraphrasirt; so hat er doch auch viele Nachrichten

richten hinzugesezt, die besonders über den berühmten Sächsischen Krieg; den Frieden, der ihn endigte, und die Verfassung der Sachsen, nicht wenig Licht verbreiten. — Bewundernswürdiger ist die Verfasserinn solcher historischer Gedichte in dem Zeitalter Wittekinds, Roswitha, oder Hroswitha. Diese Nonne in dem Kloster Gandersheim stammte aus einem vornehmen Sächsischen Geschlechte her. Sie rühmt zwo Lehrerinnen, welche sie daselbst gehabt hat: Richardis, eine Nonne oder Stiftsfräulein, und Gerberga, eine Enkelinn Otto des Großen, welche seit dem Jahr 959 bis 1002. Aebtissinn dieses Klosters gewesen ist. Man merkt aber wohl, daß sie ihrer eigenen Anstrengung eben so viel zu danken gehabt hat: denn sie war mit der damals üblichen Theologie und Philosophie gut bekannt; hatte auch Griechisch und Lateinisch, Geschichte und Mathematik gelernt; manche alte Römische Schriftsteller gelesen, auch ihren Wiz und Scharfsinn geübt. Auf Befehl der erstgenannten Aebtissinn, und des Kaisers Otto des Zweyten, beschrieb sie um das Jahr 980. die Thaten seines Vaters bis zum Jahr 967. in einem lateinischen Gedichte. (Panegyris Ottonum, in Meibom. Rer. Germanic. T. I. p. 709–726.) Es sind Leoninische Hexameter, das heißt, welche sich in der Mitte und am Ende mit einander reimen; höchstens kann man sie erträglich nennen, und selbst gegen die Prosodie verstoßen sie gar oft. Unterdessen zu einer Zeit, da ein großer Theil des Clerus unwissend oder träg war, verdient eine Nonne, welche beides gelehrt und Schriftstellerinn war, mehr als Nachsicht; ihre Arbeit hat auch einigen historischen Nutzen. Dieses gilt auch von ihrem Gedichte über die Erbauung des Klosters Gandersheim. (in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 319. sq.) Sie wird noch

J. C. 814 bis 1073.

einmal bey den Werken des Mittelalters in dieſem Zeitalter genannt werden müſſen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aimoin, ein Fränkiſcher Geſchichtſchreiber, ebenfals gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, verdient hier auch einige Meldung; wenn gleich mehr wegen deſſen, was er hat leiſten wollen, als um großer Vorzüge Willen. Man hatte ihn ſonſt in die Mitte des neunten Jahrhunderts, als einen Mönch von St. Germain des Prés, geſetzt; allein der Jeſuit Labbe hat deutlich genug gezeigt, (Diatriba de Aimoino, Hiſtoriae Francicae auctore, eiusque continuatore et interpolatore, Monacho S. Germani Pariſienſis, in Diſſert. philolog. de Scriptt. Eccleſiaſt. T. II. pag. 829. ſq.) daß Aimoin in dem Kloſter Fleury erzogen worden, eben daſelbſt ſeit dem Jahr 979. ein Mönch geweſen ſey, und auf Befehl des dortigen berühmten Abts Abbo ſeine Geſchichte aufgeſetzt habe; daß aber nicht allein die Fortſetzung derſelben, ſondern auch Einſchaltungen darinne, von einem weit ſpätern Mönche zu St. Germain herrühren. Schon Sigbert von Gemblours leitete ihn auf dieſe richtigere Spur; (de Scriptt. Eccleſiaſt. c. 101. p. 105. ed. Fabric.) aber auch eine Stelle des Werks ſelbſt, wie der jüngere Du Cheſne in der Ausgabe deſſelben, (Aimoini Hiſt. Francor. L. IV. c. 42. p. 120. in Hiſt. Francor. Scriptt. Tom. III.) bemerkt hat. Aimoin ſollte die in vielen Büchern zerſtreueten Nachrichten über die Fränkiſche Geſchichte in Ein Werk ſammeln, und in einer beſſern lateiniſchen Schreibart vortragen. Das letztere hat er zum Theil geleiſtet; er drückt ſich großentheils rein und angenehm, und manchmal beinahe zierlich aus. Was aber die erſtere Abſicht betrifft: ſo hat er zwar im Anfange ſeines Werks aus dem Cäſar, Plinius und andern ältern Schriftſtellern,

lern, über Germanien und Gallien gute Nachrichten zusammengetragen; hingegen die älteste Geschichte der Franken fabelhaft erzählt, und auch in der spätern, die er bis in Klodwigs des Zweyten Regierung fortführt, weder eine geschickte Wahl der Begebenheiten getroffen; noch eine Anzahl Fehler vermieden. Doch darf man ihm, scharf geprüft und mit andern verglichen, nicht alle Brauchbarkeit absprechen. Daß Bouquet (in Scriptt. Rer. Gall. et Franc. T. III. pag. 21. sq.) einen verbesserten und mit Anmerkungen begleiteten Abdruck seines Werks besorgt hat, davon bin ich die Anzeige Hambergern (Zuverläss. Nachr. von den vornehmsten Schriftstell. Th. III. S. 713.) schuldig. 814 bis 1072.

Schätzbarer ist Ditmar, Bischof von Merseburg, für die Geschichte. Sein Vater war ein Graf von Walbeck im jetzigen Niedersachsen; ihn ließ man, weil er ungestaltet war, in einem Kloster zu Magdeburg studieren, wo er auch Mönch wurde. Nachher erlangte er die Würde eines Propstes zu Walbeck; eines Kaplans oder Hofgeistlichen bey dem Kaiser Heinrich dem Zweyten, und endlich das gedachte Bißthum im Jahr 1008. welches er bis an seinen Tod im Jahr 1018. verwaltete. Unter der Aufschrift einer Chronik von acht Büchern, hat er die Geschichte Deutschlands unter den deutschen Königen, und größtentheils auch Kaisern, Heinrich dem Ersten, den drey Ottonen und Heinrich dem Zweyten, so fleißig und genau beschrieben, daß er nicht nur als der älteste Meisnische Geschichtschreiber die ersten guten Nachrichten über die Geschichte dieses Landes hinterlassen, sondern auch zur allgemeinen deutschen, selbst Pohlnischen Geschichte sonst nicht anzutreffende Beiträge mitgetheilt hat. Er besaß mehr Gelehrsamkeit, als die meisten Bischöfe seiner Zeit; hatte die

alten Römer gelesen, und flechtet bisweilen aus ihren Dichtern Stellen ein; war etwas mit der Naturlehre und Sternkunde bekannt; versuchte auch wohl zu philosophiren; wie die Stelle von den dreyerley Seelen, der Engel, der Menschen und der Thiere, (L. I. p. 327. ed. Leibnit.) zeigt. Daß er nicht so äußerst abergläubisch und unwissend gewesen sey, wie ein Schriftsteller unserer Zeiten vorgiebt, kann eine andere Stelle seines Werks (L. IV. p. 350.) lehren, wo er bey Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß vom Jahr 989. schreibt: „Ich ersuche alle Christen, es gewiß zu glauben, daß „eine solche Finsterniß nicht von der Hexerey böser „Weiber, oder ihrer Verwegenheit entstehe; oder irgend auf der Welt etwas dazu beitragen könne; sondern daß solches, wie Macrobius und die übrigen „Weisen behaupten, vom Monde herkomme." Damit läßt es sich gar wohl vereinigen, daß Ditmar, nach den Religionsbegriffen seiner Zeit, sich häuffig frommen Ausrufungen und Abschweifungen überläßt; nicht selten Erscheinungen von Engeln und Teufeln erzählt, von Todten weiß, die in der Kirche, wo sie begraben lagen, nächtlichen Gottesdienst hielten; und dergleichen mehr. Uebrigens entschuldigt er seine Fehler damit, (L. I. p. 328.) daß er dieses Werk erst spät unternommen hat, und bittet seinen Nachfolger im Bißthum, es zu ergänzen. Fast jedem Buche hat er seinen Inhalt in leoninischen Hexametern vorgesetzt. An der Schreibart künstelt er zwar merklich, und verdunkelt sie etwas; doch hat sie für denjenigen, der an die gedrechselten Wendungen und schwülstigen Ausdrücke der Schriftsteller des Mittelalters gewohnt ist, nicht so gar viel Undeutlichkeit. Man darf es auch nicht unbemerkt lassen, daß sein Werk noch lange nicht kritisch berichtigt, abgedruckt und hinlänglich erläutert ist. Leibnitz, der die beste Ausgabe davon besorgt hat,

(Ditmarus restitutus, in Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. pag. 323–427.) bediente sich, wie er selbst meldet, (Introduct. in Collect. Script. Hist. Brunsvic. inservient. l. c. p. 18.) nachdem man vorher nur die im Kurfürstlichen Archiv zu Dresden befindliche Handschrift gebraucht hatte, auch der Antwerper, in der, nach dem von ihm gegebenen Beispielen, Ditmar noch vollständiger erscheint. Allein selbst die Dresdner-Handschrift ist bisher nicht genug benützt worden; eine Abschrift von der Vergleichung derselben, welche ich besitze, hat mich belehrt, daß bloß dadurch der Text des Werks noch sehr verbessert, ja selbst ergänzt werden könnte. Daher war einer der besten Kenner der Meisnischsächsischen Geschichte, Christian Schöttgen, (Dissert. de antiquiss. litterar. in tertis super. Saxoniae fatis, p. 272. sq. in eius Opusculis minorib. Hist. Saxonic. illustrantib. Lipsi. 1767. 8.) gesonnen, dieses Werk, nach beiden Handschriften von neuem durchgesehen, herauszugeben. Vielleicht leistet ein andrer geübter Freund jener Geschichte, Hr. M. Ursinus, der Ditmars Geschichte vor kurzem ins Deutsche übersetzt hat, derselben diesen Dienst. J. n. c. 8. 814. bis 1075.

Zween andere deutsche Geschichtschreiber zeichnen sich zum Theil noch vortheilhafter aus. Adelbold, einer von denselben, hatte in der Klosterschule zu Laubes, auch in den Schulen, welche Notger zu Lüttich und Gerbert zu Rheims hielten, mancherley gelehrte Kenntnisse gesammelt. Nachmals zeigte er, obgleich Clericus zu Laubes, nach dem Siegbert von Gemblours, (de Scriptt. Eccles. c. 138.) so ausnehmende Gaben in Geschäften, und selbst im Kriege, daß ihn der Kaiser Heinrich der Zweyte, unter dem Nahmen Proconsul, als seinen Kanzler gebrauchte. Eben dieser Fürst ertheilte ihm im Jahr 1010. das

J. n. C. 814 bis 873.

Bißthum Utrecht, in welchem er im Jahr 1027. ſtarb, nachdem er noch als Biſchof die Güter ſeiner Kirche bisweilen mit Kriegsvölkern, die er anführte, gegen räuberiſche Angriffe beſchützt hatte. Daß er die Geſchichte ſeines Kaiſers beſchrieben habe, daran läßt Siegberts Zeugniß nicht zweifeln; aber es giebt mehr als Ein Werk dieſes Inhalts, das ſonſt unter ſeinem Nahmen ans Licht geſtellt worden iſt. Doch das unächte, erſt hundert Jahre ſpäter geſchriebene, in der Sammlung des Caniſius, (Lectt. Antiq. Tom. III. P. II. p. 23. ſq.) verräth ſich zu ſehr durch ſeine Zeitbeſtimmungen ſelbſt. Von dem ächten Werke hat ſich nur eine einzige Handſchrift in der kaiſerlichen Bibliothek gefunden, aus welchem es der Jeſuit Gretſer (in Divis Bambergenſib. p. 1. ſq.) abdrucken ließ; und Leibnitz hat ſie ebenfalls in ſeine Sammlung eingerückt. (Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 430–441.) Dieſer Gelehrte muthmaaßt nicht unwahrſcheinlich, (Introd. in Collect. Scr. Brunsv. fol. f.[2]) man habe die ächte Schrift darum vernachläßiget, (wie ſie denn auch nur verſtümmelt vorhanden iſt,) weil in derſelben Heinrich mehr wie ein trefflicher Fürſt, als wie ein Heiliger und Wunderthäter, (in welcher für den damaliger Geſchmack erwünſchten Geſtalt er in der unächten Schrift erſcheint,) abgeſchildert wird. In der That iſt es zu bedauern, daß man nur noch die erſten Regierungsjahre Heinrichs von Adelbolden beſchrieben leſen kann, von denen er, wenn gleich nicht in der feinſten Schreibart, nach einem Eingange über die Geſchichtbeſchreibung überhaupt, recht umſtändliche und zuverläßige Nachrichten, wie ſie ſein Staatsbedienter geben konnte, ertheilt.

Wippo iſt der zweyte dieſer Geſchichtſchreiber. Zwar glaubte Jac. Basnage, (Observat. de Wipone, p. 162.

p. 162. T. III. P. I. Lect. Antiq. Canis.) man könne aus einer Stelle ſeines dort abgedruckten Lobgedichts auf den Kaiſer Heinrich den Dritten, worinne er Burgund patriam nennt, ſchließen, daß er aus dieſem Reiche gebürtig geweſen ſey. Allein Schötgen hat dagegen erinnert, (in Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. Tom. VI. p. 326. ed. Patav.) daß in dem Mittelalter jenes Wort nicht mehr als ein Land überhaupt bedeutet habe. Daß er einen Hofgeiſtlichen des Kaiſers Conrads des Zweyten und ſeines eben genannten Sohns abgegeben hat, iſt deſto gewiſſer. Er hat das Leben Conrads, das bis zum Jahr 1039. reichte, beſchrieben, und in demſelben auch das nicht vergeſſen, was unter ſeiner Regierung noch Heinrich verrichtet hatte. (de vita Conradi Salici Imp. in Piſtorii Scriptt. Rer. German. T. III. p. 459. ſq.) Man erkennt in dieſem Werke den Mann, der nicht allein bey Hofe die beſten Nachrichten erfahren, ſondern auch gelernt hatte, wie man ſie zur Geſchichtbeſchreibung anwenden müſſe. Nirgends findet man eine ſo ausführliche und genaue Erzählung, wie in dieſen Jahrhunderten die Wahl eines deutſchen Königs und Kaiſers angeſtellt worden iſt, als bey ihm. Die merkwürdigen Begebenheiten während Conrads Regierung ſelbſt, werden in chronologiſcher Folge, und doch jede beſonders geſtellt, ſo angezeigt, daß man ſowohl mit den handelnden Perſonen, als mit der Verfaſſung der Zeiten bekannt wird: und ſelten blickt der Geiſtliche hervor.

J. R. G. 814 bis 1073.

Zu gleicher Zeit lebte in Frankreich ein Benediktinermönch, Glaber Radulfus, beſonders in den Klöſtern zu St. Germain von Auxerre, und zu Clügny, an deſſen Abt Odilo er ſeine, auf deſſen Befehl aufgeſetzte Fränkiſche Geſchichte in fünf Büchern richtete. Pet. Pithou hat ſie zuerſt ans Licht

gestellt: in Historiae Francorum ab A. C. DCCCC. ad A. MCCLXXXV. Scriptt. vett. XI. p. 1. sq. Francof. 1596. fol.) der jüngere (oder Franz) Duchesne aber hat eben dieselbe mit einer Handschrift neu verglichen, in die Sammlung seines Vaters (Hist. Francor. Scriptt. T. IV. p. 1. sq.) eingerückt. Sie fängt mit dem Jahr 900. an; wird erst seit Hugo Capets Wahl im Jahr 987. umständlicher, und endigt sich im Jahr 1046. Freylich kündigt sogleich der lange theologisch seltsame Eingang (de divina Quaternitate) den Mönch an: und in der Geschichte selbst bleibt er immer sichtbar. Da sind es Wunderzeichen und Entdeckungen von Heiligenreliquien: (L. III. c. 6. p. 30. ed. Rim.) Widerlegungen von Ketzern; (c. 8. p. 33—35.) ein Beispiel, daß es Gott zuweilen, wegen der Sünden der Menschen, den bösen Geistern zulasse, Wunder zu thun: (L. IV. c. 3. p. 42. sq.) bey Gelegenheit von Erscheinungen und Wundern aufgeworfene Fragen: besonders, warum Gott nicht unter dem Gesetze der Gnade so viele ausserordentliche Begebenheiten dieser Art geschehen lasse, als unter dem Mosaischen? (L. V. c. 1. p. 50—54.) und dergleichen mehr, was mir zu vielen Platz einnimmt. Auch sonst ist wenig Ordnung und Zusammenhang in dieser Geschichte. Da unterdessen der Verfasser manche gleichzeitige Begebenheiten seines Vaterlandes, und darunter ziemlich merkwürdige, auch für die Kirchen- und Ketzergeschichte, beibringt: so darf man ihn nicht zu verächtlich behandeln. Wie wenig er von der kirchlichen Gewalt der Päpste einen hohen Begriff gehabt habe, zeigt er (L. II. c. 4. p. 15.) durch den freyen Tadel ihrer Einmischung in die Rechte und den Kirchensprengel eines andern Bischofs.

Sein Zeitgenosse Hermann, mit dem Beinahmen der Gebrechliche, (Contractus) der auch hier einen

einen Platz verdient, ſoll der Sohn eines Schwäbiſchen Grafen geweſen ſeyn. Er wurde in dem Kloſter Reichenau zu den Wiſſenſchaften angeführt, und erlangte, nach dem Trithemius, (de Scriptt. Eccleſiaſt. c. 321. p. 83.) nicht nur große theologiſche Kenntniſſe, ſondern auch faſt allgemeine in der übrigen Gelehrſamkeit, indem er Philoſoph, Dichter, Sternkundiger, Redner und Tonkünſtler war; Griechiſch, Lateiniſch und Arabiſch verſtand; Werke Griechiſcher Philoſophen und Arabiſcher Sterndeuter überſezte; auch mancherley mathematiſche, phyſiognomiſche und phyſikaliſche Schriften hinterließ. Trithemius iſt zwar nicht ſelten in ſeinen Lobſprüchen übertrieben; man hat auch ſeiner Nachricht, daß Hermann Mönch im Kloſter St. Gallen geweſen ſey, mit Recht widerſprochen, da ſich dieſer ſelbſt als einen der Mönche von Reichenau zu erkennen giebt; aber ſeine ausgebreitete Wiſſenſchaft wird durch ſeine Schriften beſtätigt. Er ſtarb im Jahre 1054. Seine Chronik, vom Anfange der Welt bis auf das gedachte Jahr, iſt in kürzern und längern Geſtalten vorhanden. In der vollſtändigſten findet man ſie beym Caniſius; (Lect. Antiq. T. III. P. I. p. 191. ſq. ed. Basn.) aber in der Struviſchen Ausgabe von der Sammlung des Piſtorius (Scriptt. Rer. German. Tom. I. p. 113. ſq.) ſind alle drey Ausgaben des Werks zuſammengeſtellt worden. Urſtiſius, der eine der erweiterten zuerſt ans Licht ſtellte, (in Scriptt. Rer. German. T. I. pag. 229. ſq.) glaubte, daß dieſe Vermehrungen, die hauptſächlich vom Jahr 375. angehen, von dem Verfaſſer ſelbſt in ſpätern Zeiten beigefügt worden wären: und eben dieſer Meynung war auch Gundling. (Gundlingiana, Erſtes Stück, S. 57.) Man kann zwar diejenigen nicht völlig widerlegen, welche annehmen möchten, daß jene, zumal nicht gleichförmigen Zuſäze

J. n. C. 85. 814 bis 1079.

daraus entstanden wären; daß sich einer und der andere Mönch manches zu der Urschrift beigeschrieben habe; wie denn auch das Werk von einem derselben bis zum Jahr 1066. fortgesezt worden ist. Doch gewinnt die erstere Meinung dadurch, daß es oft nicht neu hinzugefügte Nachrichten sind; sondern die kürzern nur mit mehr Umständen bereichert werden. Hermann folgt in den ältern Jahrhunderten größtentheils dem Beda; für die seinem Zeitalter nähern hat er manches Brauchbare aufbewahrt.

n. C. 814 bis 1073.

Bisher sind nur die merkwürdigsten der Lateinischen Geschichtschreiber dieser Zeiten angezeigt worden. Andere, die es weniger, besonders für die Kirchengeschichte sind, konnten hier übergangen werden; auch die zahlreichen Verfasser von Heiligenleben und Märtyrergeschichten, von welchen ohnedieß noch einige ihre besondere Stelle erwarten. In diese lezte Classe gehören selbst manche der eben genannten, wie Aimoin, Adelbold, und andere; unter den übrigen, wie Walafried, Paschasius, Jso, Ado, Notker, Usuard, Damian waren, haben sich einige zum Theil noch mehr Ruhm durch solche Schriften erworben. Ueberhaupt muß jedoch bemerkt werden, daß diese Lebensbeschreibungen von Heiligen gar nicht alle einerley gemeinten Inhalts und Werths sind. Unter den Heiligen dieser Jahrhunderte gab es nicht wenige, die sich an den Höfen und in Staatsangelegenheiten rühmlich hervorthaten. So machte sich der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, seit dem Jahr 923 bis 973. durch den Vergleich, welchen er zwischen dem Könige Otto dem Ersten und seinem Sohne Ludolf, als sie im Jahr 954. bereits im Begriff waren, einander eine Schlacht zu liefern, stiftete, sehr verdient; im folgenden Jahre war er sogar bey der Schlacht gegenwär-

gewärtig, welche Otto in der Nähe der gedachten Stadt über die Ungarn gewann, und vertheidigte Augsburg selbst mit einer Anzahl seiner Soldaten. Unter dem Wuste fabelhafter Erscheinungen und Wunder, womit seine Lebensbeschreibungen angefüllt sind, zieht man diese Beweise seines patriotischen Muthes und seiner Klugheit mit Vergnügen hervor. (Vita et miracula S. Vdalrici, incerto auctore, c. 12. pag. 543. sq. Eiusdem vita edita a Bernone Augiensi Abbate, p. 607. sq. in Marci Velseri Opp. hist. et philologg. Norimb. 1682. fol.) Bald darauf wurde der heilige Bernward berühmt, der seit dem Jahre 993. dreyssig Jahre hindurch das Bißthum Hildesheim verwaltete. Er hat an seinem Lehrer Tangmar einen geschickten Biographen erhalten; dem er es aber nur nach langem Widerstande erlaubte, es zu werden. (Vita S. Bernw. auctore Tangmaro presbytero, eius magistro, pag. 441–463. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) Dieser rühmt seine vortrefflichen Gaben und Kenntnisse; seine Fertigkeit in den mechanischen Künsten, auch im Schreiben und Mahlen, in der Baukunst, und in der Kunst, edle Steine in Gold und Silber zu fassen, (wie wenigstens der Sächsische Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung den Ausdruck arcluforia verstanden hat.) Er sammlete eine zahlreiche Bibliothek von theologischen und weltlichen Schriften, (philosophicorum codicum.) Ausländische Kunstwerke, wie die Schottländischen Gefäße, die an den kaiserlichen Hof zum Geschenke übersandt wurden, ahmte er glücklich nach; auch lernte er, ohne Anführer, die Musivische Arbeit für Fußböden, und feine Dachziegel verfertigen. Die prächtigen von ihm errichteten Gebäude wurden lange bewundert. Er verstand sich etwas auf die Arzneykunde, auf die Scheide- und Schmelzkunst; daher noch gegen den Anfang des

J. n. C. 814 bis 1073.

jetzi-

jetzigen Jahrhunderts, einer seiner Nachfolger im Bißthum, zugleich Kurfürst und Erzbischof zu Cöln, wie Leibnitz meldet, (Introd. in Collect. Scriptt. hist. Brunsvic. inserv. T. I. f. 1.) nach den Denkmälern, die von seiner chymischen Stärke übrig geblieben seyn sollen, forschen ließ. In seinen jüngern Jahren wurde er zum Lehrer des nachmaligen Kaisers Otto des Dritten bestellt; diesem diente er auch in der Folge fleißig in Staatsgeschäften. Da zu seiner Zeit die Normänner, weil sie beide Ufer der Elbe, gegen ihre Mündung zu, mit Schiffen besezt hielten, noch häufig durch Sachsen streiften, und beinahe auch Hildesheim mit ihren Verwüstungen bedrohten: so legte er an den äußersten Gränzen seines Bißthums, wo zwey Flüße sich vereinigen, eine kleine Festung an, deren Besazung, so wie andere ähnliche, von ihm getroffene Anstalten, seinem kirchlichen Gebiete Sicherheit vor solchen Einfällen verschafften.

J. n. C. G. 814 bis 1079.

Außer allen diesen Geschichtschreibern der Abendländer, findet man in diesem Zeitalter noch eine Anzahl ungenannter, die, oder deren Werke nur mit dem Kloster, in welchem sie geschrieben haben, bezeichnet werden. Sie haben fast lauter Jahrbücher für die Fränkische Geschichte, vornehmlich unter den ersten Königen aus dem Karolingischen Hause, hinterlassen. Der merkwürdigste unter ihnen ist der sogenannte Mönch von St. Gallen; eigentlich ein Anekdotenschreiber. Auf Befehl des Kaisers Karls des Dicken, sollte er die Geschichte seines Urgroßvaters, Karls des Großen, beschreiben. Allein, ob er gleich ein Werk unter dieser Aufschrift verfertigt hat; (Monach. Sangallens. de gestis Caroli M. Libri duo, in Canisii Lect. Antiq. T. II. P. III. p. 57–84: ed. Basn. et in Du Chesn. Hist. Francor. Scriptt.

Scriptt. T. II. pag. 107.) ſo iſt es doch mehr eine Sammlung ſonderbarer Vorfälle am Hofe und unter der Regierung dieſes Fürſten, artiger Reden und Einfälle deſſelben, auch anderer Auftritte, woran er Antheil genommen hat; wozu noch ähnliche Nachrichten kommen, die andere Fürſten ſeines Hauſes betreffen. Goldaſt, und nach ihm Basnage, (Obſervat. p. 55. ed. cit.) haben aus wahrſcheinlichen Umſtänden geſchloſſen, daß Notker, Mönch zu St. Gallen, mit dem Beinahmen Balbulus, oder der Stammelnde, alles dieſes, zwiſchen den Jahren 883 und 887. zuſammengetragen habe. Die Glaubwürdigkeit des Sammlers iſt ohngefähr derjenigen gleich, welche andere mündlich fortgepflanzte Erzählungen aus der Geſchichte eines berühmten oder gar bewunderten Fürſten haben, die man immer mehr verbrämt und ausgeſchmückt hat, um ſie deſto ſeltſamer, erſtaunenswürdiger und beluſtigender zu machen. Zwar daß dieſer Mönch nicht unter die gemeinen Anekdotenjäger gehöre, ſieht man daraus, weil er ſich nicht nur in der verlornen Vorrede zum erſten Buche auf drey Männer berufen hatte, denen er ſeine Nachrichten ſchuldig ſey; ſondern auch in der Vorrede zum zweyten, (p. 71. ed. Canis.) einen gewiſſen Adelbert nennt, der einigen Kriegen Karls beigewohnt, und ihm in ſeiner früheſten Jugend über vieles unterrichtet habe. Gleichwohl muß man geſtehen, daß auch manches höchſt Unwahrſcheinliche oder fabelhaft Klingende, und zuweilen etwas offenbar Falſches, untergelaufen iſt. Das erſte Buch enthält kirchliche Geſchichtchen, meiſtentheils ziemlich ärgerliche von unwiſſenden, ſtolzen, üppigen, albernen und laſterhaften Biſchöfen, welche Karl, von dem Verfaſſer Episcopus Episcoporum genannt, (p. 67.) mit ſcharfen Augen verfolgte, im Zaum hielt, und züchtigte. Ein großer Theil davon mag ſich wohl würklich ſo zugetragen

J. R. G. 814 bis 1073.

J. C. 814 bis 1073.

und Kirchengeſchichte der mittlern Zeiten zu erleichtern, (Halle, 1761. 8.) einen Reichthum von ſolchen Beobachtungen aller Art mittheilte. Nachher aber hat Hr. Prof. Rösler in zwo Abhandlungen (Diſſ. de Annalium medii aevi varia conditione, Tubing. 1788. 4. et Diſſ. de critica arte in Annalibus medii aevi diligentius exercenda, ib. 1789. 4.) das Ganze dieſer Unterſuchungen noch methodiſcher umſpannt; beſonders viele feine Bemerkungen über die Aechtheit, die Abſtammung und den Werth der Jahrbücher mittlerer Zeiten vorgetragen, und dadurch den Weg zu bahnen angefangen, auf welchem dereinſt eine kritiſche und zuſammenhängende Ausgabe von den Quellen der Deutſchen Geſchichte veranſtaltet werden kann.

Gegen dieſe Fruchtbarkeit der Abendländer an hiſtoriſchen Schriftſtellern, ſticht die Armuth der Griechen auf dieſem Felde unerwartet genug ab. Freylich fanden bey ihnen die Mönche, nicht wie in der Lateiniſchen Kirche, an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt; ſondern, nach ihrer erſten Beſtimmung, zu ſtrengern Uebungen der Gottſeeligkeit und Handarbeiten verbunden, auch keine ſolche Einladungen, Schriftſteller zu werden. Ueberdieß fehlte es den Griechen nicht an ältern und neuern Geſchichtſchreibern; theologiſche Gegenſtände aber, beſonders Streitigkeiten, beſchäftigten immer einen nicht geringen Theil von ihnen. Unterdeſſen hatten ſie doch am Photius nicht allein den größten Gelehrten dieſes ganzen Zeitalters; ſondern auch einen um die Geſchichte der Wiſſenſchaften unſterblich verdienten Mann. Er ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte her, und erwarb ſich, wie ſelbſt einer ſeiner Gegner geſteht, (Nicetas in vita Ignatii, p. 959. in Harduin. Act. Concil. T. V.) eine faſt allgemeine Gelehrſamkeit. Er

ragte

tagte nicht allein über ſeine Zeitgenoſſen hervor; ſondern man ſchäzte ihn ſelbſt den alten vortrefflichen Männern gleich, welche Griechenland gehabt hatte. Er ſtieg daher auch bis zu den Würden eines Oberſten der kaiſerlichen Leibwache, (πρωτοσπαθάριος) und erſten Geheimſchreibers, (πρωτασηκρήτις) empor; er war auſſerdem erſter Senator der Hauptſtadt. Der Hof und der Senat ſchickten ihn auch einmal als ihren Geſandten an die Aſſyrier. Mittlerweile waren zu Conſtantinopel zwo kirchliche Partheyen entſtanden, die ſich in der Griechiſchen Kirche überhaupt verbreiteten. Als im Jahr 847. der dortige Patriarch Methodius geſtorben war, wurde Ignatius, ein kaiſerlicher Prinz, den man aber, nachdem ſein Vater Michael abgeſezt worden war, zum Verſchnittenen gemacht, und der daher das Mönchsleben ergriffen hatte, deſſen Nachfolger. Allein verſchiedene Biſchöfe, unter denen Gregorius, Erzbiſchof von Syracuſa, der vornehmſte war, bezeigten ihr Mißvergnügen über dieſe Wahl. Ignatius erbitterte ſie dadurch noch mehr, daß er dem Gregorius unterſagte, an ſeiner Weihung Antheil zu nehmen. Seitdem waren die Ignatianer und Gregorianer einander entgegengeſezt; jeder Theil klagte über das Betragen des andern, und über die Verfolgungen, die er von demſelben ausſtehen müſſe; allem Anſehen nach haben auch beide Partheien einander zu ſchwächen oder zu ſtürzen geſucht. Photius war den Gregorianern zugethan; man warf ihm nachmals vor, daß er nach dem Patriarchat geſtrebt, und ſich mit jenen von der Kirchengemeinſchaft des Ignatius abgeſondert habe; er hingegen ſpricht von vielen Leiden, die er und ſeine Freunde von ihren Gegnern ausgeſtanden hätten. Genug, Ignatius beleidigte den mächtigen Staatsbedienten Bardas, der im Nahmen des jungen Kaiſers Michael, ſeines

J. C. 814 bis 1078.

Reſſen, die Regierung an ſich gezogen hatte, indem er ihn, wegen ſeiner willkührlichen Eheſcheidung und eines verdächtigen Umgangs, vom Gottesdienſte ausſchloß. Bardas beredete den Kaiſer, daß er, um freyer regieren zu können, ſeine Mutter und Schweſter von dem Patriarchen, durch Abſcheerung der Haare, in den Nonnenſtand verſezen laſſen möchte. Ignatius gehorchte aber dieſem Befehl nicht; er wurde daher im Jahr 858. abgeſezt, und Photius bekam ſeine Würde. Man erwartet hier wiederum, daß die Anhänger des Ignatius dieſe Veränderung auch den Gregorianern, ja dem Photius ſelbſt, zugeſchrieben haben. Doch, da der leztere in ſeinen Schreiben an den Papſt Nicolaus den Erſten, ja ſogar an den Bardas, ſich umſtändlich darüber beſchwert, daß ihn nicht allein die Biſchöfe und der übrige Clerus wider ſeinen Willen gewählt; ſondern auch der Hof Gewalt wider ihn gebraucht, und ihn ſo lange in Verwahrung habe bringen laſſen, bis er darein gewilligt hätte: ſo ſcheint es nicht, daß man dieſen Gang der Sache bezweifeln dürfe. Photius wurde auch bald von den meiſten Ignatianern als Patriarch anerkannt. Die übrigen von dieſer Parthey drückte Bardas mit ſo vieler Härte, daß ihm Photius deſto nachdrücklichere und wehmüthige Vorſtellungen darüber that, je mehr man dieſes Verfahren auf ſeine Rechnung ſchrieb. Endlich, da die Freunde des abgeſezten Patriarchen ihn mit Schmähungen überhäuften: war er bereits Willens, ſein Amt niederzulegen; aber ſeine Parthey wollte es nicht zugeben. Dieſe Händel verſchlimmerten ſich immer mehr; beide Theile ſprachen auf Kirchenverſammlungen den Bannfluch wider die Oberhäupter ihrer Gegner aus; bis ſich zulezt der Kaiſer an den Papſt wandte, um durch deſſen Vermittelung die Ruhe hergeſtellt zu ſehen: ein Geſtändniß

niß der Schwäche des Hofs, der so wenig über seinen streitsüchtigen Clerus vermochte. Nunmehr aber gewann gar bald alles eine andere Wendung. Aus den Zänkereyen über zwey Patriarchen wurde eine Angelegenheit der Päpste; endlich sogar ein Streit zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche überhaupt, die Grundlage zu der gänzlichen Trennung derselben von einander, die bis auf unsere Zeiten fortwährt. Eben darum müssen auch diese sehr verwickelten Händel unter den wichtigen kirchlichen Streitigkeiten dieses Zeitalters besonders gestellt werden; so entscheidend übrigens der Antheil gewesen ist, den Photius in der Folge daran genommen hat. Hier ist es hinlänglich, zu bemerken, daß seine Hitze eben so viel als die Herrschsucht der Päpste zur Erweiterung derselben beygetragen hat. Er selbst konnte sich auf seinem hohen Platze nicht behaupten. Im Jahr 867. beraubte ihn der Kaiser Basilius desselben, weil er ihm die Ermordung seines Vorgängers Michael freymüthig verwiesen, und zugleich die kirchliche Gemeinschaft versagt hatte. Als aber sein Nachfolger Ignatius im Jahr 877. gestorben war: wurde er auf Befehl eben desselben Kaisers wieder in sein Amt eingesezt. Zum zweytenmal nahm ihm dasselbe der Sohn dieses Fürsten, Leo der Weise, im Jahr 886. weil er beschuldigt wurde, wiewohl gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß er eines von den Mitgliedern einer Verschwörung gewesen sey. Man verwies ihn jezt in ein Armenisches Kloster, wo er um das Jahr 890. oder etwas später, gestorben seyn mag. Am ausführlichsten und unpartheylichsten hat sein Leben und die Geschichte seiner Streitigkeiten Hanke beschrieben. (de Byzantinar. rerum scriptt. graecis, L. I. c. 18. p. 269–396.) 857 bis 1073.

Photius war, ohne jemals im Clerus gewesen zu seyn, auf einmal zur höchsten Stufe in demselben

emporgeſtiegen. Da er unterdeſſen eine ſo ungemeine Gelehrſamkeit mit den trefflichſten Geiſtesgaben verband, und nunmehr theologiſche Schriften mit eben ſo vielem Nachdenken las, als er ſchon in frühern Jahren gewohnt war, ſeiner überaus zahlreichen Büchersammlung ganze Nächte zu wiedmen: ſo gab er keinem an Religionswiſſenſchaft, wie ſie damals erlangt werden konnte, etwas nach. Noch ehe er Patriarch geworden war, hatte er ſich auch ſchon Kenntniſſe dieſer Art genug erworben. Der Beweis davon liegt in dem unſchätzbaren Werke, das er damals, auf Verlangen ſeines Bruders, des Patricius Tarasius, ausfertigte, und das unter dem Nahmen ſeiner Bibliothek, (Βιβλιοθήκη, ἢ Μυριόβιβλον) berühmt iſt. Darinne ſind Auszüge enthalten, welche er aus zweyhundert und achtzig von ihm geleſenen Büchern gemacht hatte, mit ſeinen Urtheilen begleitet. Es herrſcht zwar nicht die geringſte Ordnung in dieſem Werke: Heydniſche und chriſtliche Schriftſteller, aus den älteſten Jahrhunderten der Griechen, und aus den neueſten; Bücher eines ſehr weit von einander abgehenden Inhalts; theologiſche und Liebesgeſchichten, wechſeln mit einander ab; ſelbſt die Schriften von einerley Verfaſſer ſind öfters von einander getrennt worden. Allein der ſo ſehr beſchäftigte Mann ſtellte ſie alle in diejenige Ordnung, in welcher ſie ihm in die Hände gerathen, und von ihm ins Enge zuſammengezogen worden waren. Darunter giebt es nicht wenige, die längſt verloren gegangen ſind; von denen uns daher ſchon die Beſchreibungen, noch mehr aber die reichhaltigen Auszüge, willkommen ſind; wovon man auch in dieſer Geſchichte Beyſpiele geſehen hat. Freylich kommen lange Auszüge aus minder beträchtliche Schriften, und von ſehr wichtigen, die uns die Zeit entriſſen hat, bisweilen nur kurze Nachrichten vor; allein man

nimmt

nimmt billig alles mit Danke an. Die Beurtheilungen, welche Photius nicht selten beyfügt, betreffen die Methode, die Schreibart und den Werth der Bücher überhaupt. Man findet hier oft Gelegenheit, seine Scharfsichtigkeit kennen zu lernen; von manchen angesehenen Kirchenlehrern sagt er seine Meinung so freymüthig, daß sie auch einigen Neuern mißfallen hat; bisweilen möchte er wohl auch der Bewunderung oder dem Ketzerhasse etwas nachgegeben haben. Uebrigens sind es Sprachlehrer und Lexicographen, Redner, Geschichtschreiber, Philosophen, Aerzte, Theologen und Erotische Schriftsteller, mit welchen er die Leser bekannt macht; von Dichtern hat er nur drey der unbedeutendsten beigebracht; ob er gleich selbst Verse schrieb. Fabricius, der eine vollständige Recension aller von ihm beschriebenen Bücher, nebst einigen Erläuterungen über dieselben, mitgetheilt hat, (Biblioth. Graec. Vol. IX. p. 381–519.) wundert sich nicht ohne Grund, daß Photius in diesen critischen Nachrichten von Büchern, wovon er das erste Muster gab, so viele Jahrhunderte hindurch keinen Nachahmer gefunden hat, bis die gelehrten Tagebücher der neuern Zeiten hauffenweise in seine Fußtapfen getreten sind. Man kann hinzusezen, daß vielleicht sein Beyspiel die classificirten Auszüge aus den alten Geschichtschreibern veranlaßt hat, welche, wie oben (S. 130. fg.) gezeigt worden ist, Constantinus Porphyrogenitus im folgenden Jahrhunderte veranstalten ließ; und daß wenigstens in jenen Jahrhunderten critische Bücherauszüge unendlich nöthiger waren, um unzählige Bücher, die man kaum mehr abschrieb, geschweige denn las, vom Untergange zu retten, als in unsern Tagen, wo sie beinahe das Studieren in Recensionenlesen verwandelt haben. Uebrigens ist die Bibliothek des Photius von neuern Herausgebern noch lange nicht nach Würden

J. n. C. 814 bis 1073.

behandelt worden. Zuerst stellte sie David Höschel zu Augsburg im Jahr 1601. Fol. sehr schön gedruckt, mit einigen Anmerkungen, auch andern ungedruckten alten Aufsäzen, und mehr als dreyßig Briefen des Verfassers, ans Licht. Darauf gab sie der Jesuit Andreas Schott eben daselbst im Jahr 1606. in Folio, in seiner lateinischen Uebersezung, die aber ziemlich flüchtig gemacht war, und mit besser gerathenen Erläuterungen, heraus. Aus diesen beiden Ausgaben sind die zwo Griechischlateinischen, oder mit der Uebersezung und den Anmerkungen der gedachten Herausgeber versehenen, zu Genf im Jahr 1613. Fol. und zu Rouen im J. 1653. Fol. zusammengesezt worden. Seitdem haben mehrere Gelehrte, wie zu Leipzig Christian Friedrich Börner, und Johann Heinrich Leich, zu Paris Benediktiner aus der Congregation des heil. Maurus, und noch andere, eine neue Ausgabe dieses Werks theils versprochen, theils zu bearbeiten angefangen, in welchem der Text selbst noch so vieler Hülfe bedarf; ohne daß einer von ihnen diesen Entwurf hätte zu Stande bringen können.

n. C. 814 bis 1073.

Außer seiner Bibliothek, hat Photius vieles andere geschrieben. Seine theologischen Arbeiten, worunter das Werk wider die Manichäer schon in der Geschichte dieser neu auflebenden Parthey angezeigt worden ist, (Th. XX. S. 364.) können erst in der Folge berührt werden. Auch sein berühmtes Handbuch des Kirchenrechts (Νομοκανών) wird erst in der Geschichte der Kirchenverfassung dieser Zeiten seinen gebührenden Platz finden. Unter seinen zwey hundert und acht und vierzig Schreiben, welche mit der Uebersezung und den Anmerkungen des Bischofs Rich. Mountague (oder Montacutius) zu London im Jahr 1651. Fol. gesammelt erschienen sind, giebt es auch nicht wenige, welche die Schrifterklärung und

die

die Griechischen Kirchenrechte betreffen; aber eines derselben wird besonders in der Geschichte seiner Streitigkeiten mit der abendländischen Kirche genauer betrachtet werden müssen. Manche seiner theologischen Aufsäze, Predigten, und ein Griechisches Lexicon, liegen noch in Handschriften verborgen; so wie hingegen andere seiner Werke untergegangen sind. Keiner hat darüber mehr gesammelt, als Fabricius. (l. c. pag. 519–569.) A. n. C. G. 814 bis 1073.

Was der Kaiser Constantinus Prophyrogenitus zum Besten der Geschichtbeschreibung durch das von ihm aufgesezte Leben seines Großvaters Basilius; durch die von ihm veranstalteten Auszüge aus alten Geschichtschreibern, und die ebenfals auf seinen Befehl geschriebene Fortsezung des Theophanes gethan habe, ist bereits an einem andern Orte (oben S. 130–136.) erzählt worden. Die eben genannte Fortsezung des Theophanes, deren Verfasser mit dem Nahmen des Kaisers selbst bezeichnet wird, (Constantini Porphyrog. Continuator) hat die Regierung der vier Kaiser, Leo des Armeniers, Michael des Stammlers, Theophilus, und Michael des Dritten, vom Jahr 813. bis 887. mit guter Kenntniß und Fleiß, wenn gleich sonst nicht vorzüglich, beschrieben. (in Hist. Byzant. Scriptt. post Theophanem. p. 1–97. ed. Ven.) — Gleichfalls nach dem Auftrage jenes Kaisers, hat Josephus Genesius die Reichsgeschichte von Leo dem Armenier bis auf Basilius den Macedonier in vier Büchern erzählt, welche zum erstenmal aus einer Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek, mit Stephan Berglers Uebersezung, zu Venedig, 1733. Fol. gedruckt worden sind. — Ein anderer Fortsezer des Theophanes hat die Geschichte vom Jahr 886. bis 963. unter den Kaisern, Leo dem Sechsten, seinem Sohne Constantis

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ſtantinus, und deſſen Sohne Romanus, fortgeführt. (ibid. p. 162. ſq.) — In eben dieſer Sammlung findet man noch mehr ſolcher Lebensbeſchreibungen von Kaiſern des neunten und zehnten Jahrhunderts; wie vom Simeon Logotheta, (das heißt Hofſchatzmeiſter,) deſſen Geſchichte ſich über acht Regierungen, vom Jahr 813 bis 963. erſtreckt; (l. c. p. 297. ſq.) anderer nicht zu gedenken, welche das Leben berühmter Mönche aufgezeichnet; oder einzelne Begebenheiten umſtändlich erzählt haben; wie Johannes Cameniata, ein Geiſtlicher zu Theſſalonich, der über die Eroberung und Verwüſtung dieſer Stadt durch die Saracenen im Jahr 904. eine beſondere Schrift hinterlaſſen hat. (ibid. pag. 240. ſq.) — Leo der Grammatiker darf auch nicht vergeſſen werden, der um den Anfang des eilften Jahrhunderts die Geſchichte des Theophanes vom Jahr 813 bis 949. fortſezte. (poſt. Theophan. Chronogr. p. 445–510. ed. Paris.) Lauter Schriftſteller, die, wenn man ihren Eifer für die Bilderverehrung, und andere Merkmale des Aberglaubens überſieht, brauchbare Geſchichtſchreiber heiſſen können.

Ein Griechiſcher Mönch um die Mitte des eilften Jahrhunderts, Georgius Cedrenus, trug ein hiſtoriſches Werk von weit größerm Umfange zuſammen: eine Weltchronik, von der Schöpfung an, bis zum Jahr 1057., oder bis auf den Iſaac Commenus. Schwerlich hat man in den neuern Zeiten von einem der Byzantiniſchen Geſchichtſchreiber ſo viel Böſes geſagt, als von dieſem; man kann einige ſolcher Urtheile, die große Gelehrten gefällt haben, beym Cave (Hiſt. litt. ſcriptt. Eccleſ. T. II. p. 143.) geſammelt finden. Es iſt wahr, daß er den Syncellus bis auf die Zeiten Diocletians, den Theophanes bis auf den Michael Europalates, und ſodann den Johannes Protoveſtia-

stiarius beinahe wörtlich abgeschrieben hat; doch nennt er auch diese alle im Eingange zu seiner Geschichte, (p. 2.) als Männer, denen er viel zu danken habe. Die Fabeln und den Mangel an Beurtheilung, welchen man ihm vorwirft, hat er mit einigen andern auf dieser Bahn gemein. Unterdessen hat er aus ältern Schriftstellern nüzliche Nachrichten beygebracht; und daß er die eigentliche Byzantinische Geschichte sorgfältiger als Zonaras vorgetragen habe, gesteht Vossius. (de historicis graecis, L. II. c. 26. d. 295.) Um sein Werk haben sich Jacob Goar und Carl Annibal Fabrot durch ihre Ausgabe, zu Paris, 1647. Fol. wohl verdient gemacht. In derselben stehen auch (p. 807. 868.) Auszüge aus der Geschichte des Johannes Scylizes, welcher Curopalates, oder Oberaufseher des kaiserlichen Pallastes an, von der Zeit an, da Cedrenus aufhört, bis auf den Nicephorus Botoniates. Vossius hatte sich viele Mühe gegeben, zu zeigen, daß auch dieser Schriftsteller vom Cedrenus ausgeschrieben worden sey; indem sie würklich in einem gewissen Zeitraum völlig übereinkommen; (l. c. p. 298. sq.) allein Fabricius scheint richtiger bemerkt zu haben, (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 155. not.) daß es vielmehr Scylizes sey, der ihm das Seinige abgeborgt habe. J. C. 814 bis 1071.

Zu diesen Griechischen Geschichtschreibern kömmt noch ein Patriarch eben dieser Kirche; der aber in einer andern Sprache geschrieben hat. Er ist unter dem Nahmen Eutychius berühmt; der eigentliche Nahme dieses Aegyptiers war Arabisch: Said Jbn Batrik, das heißt Said, der Sohn des Batrik. Da Said in dieser Sprache glückseelig bedeutet: so übersezte er seinen Nahmen in den gleichbedeutenden Εὐτυχὴς; von seinem Vater wird er auch Batricides genannt.

J. n. C. G. 914 bis 1073.

Er erwarb sich zugleich die Wissenschaft eines Arztes und Theologen. Daher wurde er im Jahr 933., in einem Alter von acht und funfzig Jahren, zum Patriarchen der Katholischen oder Melchiten zu Alexandrien gewählt; wo aber auch die Jacobiten ihre kirchlichen Oberhäupter hatten. Nach starken Zwistigkeiten mit seiner Gemeine, starb er im Jahr 940. Ausser einem Buche über die Arzneykunde, und einer Streitunterredung zwischen einem Ketzer und Christen, schrieb er unter der Aufschrift von wohlgefaßten Edelgesteinen, Jahrbücher, vom Anfange der Welt, bis zum Jahr 937. Sie enthalten in den spätern Jahrhunderten viele zur politischen und kirchlichen Geschichte nüzliche Nachrichten, die man sonst nirgends antrifft; wenn man gleich nicht alle seine Erzählungen, zumal aus ältern Zeiten, ohne genauere Prüfung annehmen kann. Johann Selden hat zuerst eine Probe daraus an demjenigen mitgetheilt, was Eutychius von der Gründung des Christenthums zu Alexandrien durch den Evangelisten Marcus meldet, und bis auf die Hinrichtung desselben in jener Hauptstadt fortsezt. (Eutychii — Ecclesiae suae origines, Lond. 1642. 4.) Der Arabische Text mit der Uebersezung geht nur von S. 27–38. in der Vorrede wird von dem Leben und den Schriften des Verfassers gehandelt; die sehr gelehrten Anmerkungen aber betragen beinahe zweyhundert Seiten. Dieser kleine Aufsaz ist allerdings merkwürdig. Zwar kann man es dem Eutychius nicht nachschreiben, daß Marcus den verwundeten Finger eines Schusters zu Alexandrien, Hananias, blos vermittelst seines Glaubens an Christum, wunderthätig geheilt; denselben zum ersten Patriarchen der dortigen Gemeine bestellt, und ihm zwölf Aeltesten an die Seite gesezt habe, welche immer einen aus ihrer Gesellschaft zum

Nach-

Nachfolger desselben wählen sollten. Unterdessen scheint doch die alte Sage, daß Marcus den christlichen Glauben zuerst in der gedachten Hauptstadt gepflanzt habe, nicht ganz verwerflich zu seyn. Einiges aus der Alexandrinischen Kirchenverfassung und Geschichte; die Behauptung, daß der Apostel Petrus das Evangelium Marci, gemeinschaftlich mit diesem, lateinisch aufgesezt; aber diesem zugeschrieben habe; ingleichen eine andere, daß Linus der erste Patriarch der Römischen Kirche gewesen sey; verdienen wenigstens angeführt zu werden. Das ganze Werk des Eutychius hat Eduard Pocock, Arabisch und ins Lateinische übersezt, zu Oxfort im Jahr 1658. in Quart herausgegeben. J. n. C. G. 814 bis 1075.

Für die Philosophie schienen sich in diesen Zeiten noch günstigere Aussichten zu eröffnen; Versuche des eigenen Nachforschens über wichtige Gegenstände derselben, und freyere Anwendung, ihrer Lehren auf die Religionswissenschaft. Zwar unter den Griechen, wo die gleichsam noch lebenden alten großen Muster des edlern Philosophirens den Untersuchungsgeist am leichtesten hätten in Bewegung sezen können, gerade am wenigsten. Gewohnt an ihren Aristoteles, als an den treuesten Begleiter in theologischen Streitigkeiten, dachten sie nicht daran, neue Bahnen zu brechen. Cedrenus (Histor. compend. p. 547. sq. ed. Paris.) und Zonaras schreiben sogar, (Annall. L. XVI. pag. 160. T. II. ed. Paris.) daß die Philosophie im neunten Jahrhunderte unter seinen Mitbürgern beinahe ganz verloschen sey, bis der Cäsar Bardas Lehrer für sie, wie für jede andere Wissenschaft, mit Besoldungen angestellt habe, über welche er den berühmten Philosophen Leo zum gemeinschaftlichen Lehrer sezte. Dieser hatte viele von ihm in der Meßkunst sehr wohl unterrichtete

richtete Schüler. Einer derſelben, den die Araber gefangen nahmen, belehrte ſelbſt ihre Lehrer der Mahkunſt erſt, wie ſie die Lehrſäze derſelben beweiſen müßten. Der Fürſt der Araber erfuhr dieſes, und ſchrieb durch den freygelaſſenen Gelehrten an den **Leo**, daß er auch ihn unterweiſen möchte. Dadurch wurde dieſer dem Kaiſer **Theophilus** bekannt, der ihm das Biſthum Theſſalonich ertheilte; das er aber nachher als ein Bilderfeind verlor. **Conring** muthmaaßt, daß **Bardas** zu dieſen Anſtalten vom **Photius** aufgemuntert worden ſey, der auch ſelbſt Philoſoph war, und in ſeiner Bibliothek nicht wenige Auszüge philoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. (Antiquitt. Academ. Supplem. XXIV. p. 253. ed. Heum.) Gleichwohl ſoll aber die Philoſophie bey den Griechen von neuem geſunken, und erſt um die Mitte des zehnten Jahrhunderts vom **Conſtantinus Porphyrogenitus** wieder hergeſtellt worden ſeyn; wie man oben (S. 129.) aus den beyden gedachten Byzantinern geleſen hat. Einer von den Lehrern ſeines Vaters, **Leo des Philoſophen**, (wenn er nicht Lehrer des vorhergedachten **Leo** war,) **Michael Pſellus** wird unterdeſſen auch als ein ſcharfſinniger Philoſoph gerühmt. Wegen ſeiner unermüdeten Beſchäftigung mit heydniſchen Schriftſtellern, zog man ihn in den Verdacht, daß er ſelbſt zu ihrer Religion übergetreten ſey; daher ließ er ſich noch in ſeinen ſpätern Jahren vom **Photius** im Chriſtenthum unterrichten. **Leo Allatius** (de Pſellis et eorum ſcriptis Diatriba, c. 9. p. 7. ſq. in Fabricii Biblioth. Graec. Vol. V.) glaubt, daß er viele philoſophiſche Schriften aufgeſezt habe, welche jezt dem jüngern **Michael Pſellus**, der um den Ausgang des eilften Jahrhunderts berühmt war, zugeſchrieben werden; beſonders die paraphraſtiſchen Erklärungen mehrerer Bücher des **Ariſtoteles**, ein

S. n. C. 814 bis 1073.

Buch

Buch von den Steinen, und andere mehr. Aber dieses beruht nur auf Muthmaaßungen.

In den Abendländern war unter andern Ursachen, welche dem Fortgange der Philosophie schadeten, auch diese schon seit geraumer Zeit gewesen, wie bereits Brucker (Hist. crit. Philos. T. III. p. 599.) angemerkt hat, daß man glaubte, sie wäre in dem Kreise der sieben freyen Künste hinlänglich enthalten. Seit dem Augustinus, der über die Anfangsgründe dieser Künste Bücher schrieb, (Chr. KGesch. Th. XV. S. 266.) haben Cassiodorus, (Th. XVI. S. 150.) Beda, (Th. XIX. S. 72.) Alcuin, (ebendas. S. 84.) und andere mehr, theils ähnliche Anweisungen zu denselben verfertigt; theils den Unterricht darinne auf alle Art befördert. Man theilte aber jezt diese Künste in zwo Classen; so wie man sie nach und nach in gewissen Gedächtnißversen zusammenfaßte, von denen dieser der kürzeste ist: Lingua, tropus, ratio, numerus, tonus, angulus, astra. Die drey ersten darunter, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, wurden als die nothwendigsten für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens angesehen, und unter dem Nahmen Trivium begriffen. Die vier übrigen aber, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, die man Quadrivium nannte, sollten zu den höhern Kenntnissen führen. Diese Künste, sagt einer der feinsten Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, (Iohann. Sarisberiens. in Metalog. L. I. c. 12. p. 758. Lugd. Bat. 1639. 8.) indem er auch der eben beschriebnen Abtheilung gedenkt, sollen bey unsern Vorfahren von solcher Bedeutung gewesen seyn, daß sie jedem Leser den Weg öffneten; den Verstand zu allem aufrichteten, und zureichten, die Schwierigkeiten aller vorzulegenden Frager aufzulösen. Auf dieselben kam es also auch beym Anfange dieses

J. C. 814 bis 1073.

Zeit-

J. n. C. 814 bis 1073.

von allen dieſen Nachrichten haben die Benediktiner-verfaſſer eines ſchäzbaren Werks (Hiſt. littér. de la France, Tome IV. p. 512. ſq.) angegeben. Auſſerdem daß ſich Fredegis als Theologe und lateiniſcher Dichter gezeigt hat, philoſophirte er auch in einem Schreiben an die Gelehrten in Karls Palaſte, auf eine ſonderbare Art. (Epiſtola de nihilo et tenebris, ad proceres palatii, in Stéph. Baluzii Miſcellaneis, L. I. p. 403–408. Paris. 1678. 8.) Er will hier, ſagt er zuerſt, die von vielen erörterte, aber wegen ihrer Schwierigkeiten unentſchiedene Frage unterſuchen: ob das Nichts etwas Würkliches ſey, oder nicht? und glaubt ſie deswegen bejahen zu müſſen, weil jeder beſtimmte Nahme etwas bedeute; auch wegen des Zeugniſſes der Schrift, daß Gott alles aus Nichts erſchaffen habe. Doch geſteht er ſelbſt, daß die Vernunft hier noch einiges unbegreiflich finde. Darauf ſucht er zu beweiſen, daß die Finſterniß eine würkliche Subſtanz ſey. Hier beruft er ſich aber bloß auf Schriftſtellen, wo geſagt wird, daß die Finſterniß auf dem Abgrunde gelegen habe; daß man ſie in Aegypten fühlen konnte; daß Gott Licht und Finſterniß von einander getrennt habe; daß es eine äußere Finſterniß gebe; daß zur Zeit des Leidens Chriſti eine Finſterniß gemacht worden ſey; und dergleichen mehr.

Mit einer weit größern Anlage von Scharfſinn, Unterſuchungsgeiſt und Freymüthigkeit trat einige Zeit darnach Johannes Scotus, oder Erigena, auf: der eigentliche Philoſoph dieſes Jahrhunderts, und der erſte philoſophirende Theologe der Abendländer in einem ſonſt ungewöhnlichen Verſtande. Ehemals haben ihn viele vor einen Schottländer gehalten, und ſelbſt auf Ayre, als ſeine Schottiſche Geburtsſtadt, gerathen, von welcher der Nahme Erigena herzuleiten ſey. Man hat

hat aber endlich erkannt, daß Scotus und Erigena im Grunde einerley, nemlich einen Irländer, anzeige. Seine Zeitgenossen, in deren Schriften er vorkömmt, haben ihn ebenfals davor gehalten; auch standen im siebenten und achten Jahrhunderte die Mönche dieser Insel, wie anderswo (Th. XIX. S. 54.) bemerkt worden ist, im Ruf einer vorzüglichen Gelehrsamkeit. Von ihnen mag also auch Johann einen brauchbaren Unterricht erhalten haben; wenn er gleich, wie jeder vortreffliche Kopf, sich selbst das meiste schuldig war. Er kam nachmals in das Westfränkische Reich: nach einigen ältern Schriftstellern zwar erst um das Jahr 870.; allein da er in weit frühere daselbst entstandene Streitigkeiten verwickelt wurde: so muß man seine Ankunft darinne wenigstens zwanzig Jahre früher ansetzen. Karl der Kahle, der damals über jenes Reich regierte, ein Freund der Wissenschaften, nahm ihn selbst an seinem Hof, zu einer gewissen Freundschaft und Vertraulichkeit auf; er ehrte an ihm den Gelehrten, und liebte den scherzhaften Kopf, der sich sogar derbe Freyheiten gegen ihn erlaubte. So fragte ihn einmal Karl, als er ihm gegen über bey Tische saß, und etwas vorgenommen hatte, das der Fränkischen Höflichkeit nicht gemäß war, um ihm einen Verweis zu geben: Was ist vor ein Unterschied zwischen einem Scot und Sot? (das leztere bedeutet in dem eben sich bildenden Französischen einen Thoren.) Kein anderer, antwortete Scot, als der Tisch; und der König lachte bloß darüber mit den übrigen Gästen. (Matthaei Westmonast. Flores Historiar. p. 171. Francof. ad Moen. 1601. fol.) Unterdessen ließ er auch von ihm die Schriften des vermeinten Areopagitischen Dionysius ins Lateinische übersezen, und ihn in dem seit einiger Zeit ausgebrochenen Streit über das Abendmahl, seinen Lehrbegriff schriftlich erklären; so wie er

J. n. C. 814 bis 1073.

es auch in einem andern über die Prädeſtination
J. C. auf Verlangen angeſehener Biſchöfe, that. Doch da
814 er in dieſen Schriften, wie man in der Folge ſehen
bis wird, Meinungen vortrug, welche bald der einen
1073. Parthey höchſt irrgläubig zu ſeyn ſchienen; bald über-
haupt der nach und nach eingeführten Rechtgläubigkeit
widerſprachen: ſo wurde er nicht allein bey ſeinen Le-
ben als ein Ketzer beſtritten; ſondern ſogar die eine ſei-
ner Schriften lange nach ſeinem Tode zum Feuer ver-
urtheilt. Die Gewogenheit ſeines Königs ſchützte ihn
vor andern Gefahren ſicher. Ob er das Fränkiſche
Reich noch vor dem Tode dieſes Fürſten, der im Jahr
877. erfolgte, verlaſſen; oder in demſelben ſein Leben
geendigt habe? darüber iſt in den neuern Zeiten ge-
ſtritten worden. Nach einer alten Erzählung, die ſich
dem eilften Jahrhunderte aufgezeichnet wurde, und
ſich auch bey dem vorher angeführten Engliſchen
Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts, Mat-
thäus von Weſtmünſter, findet, (l. c. p. 270.) hat
Johann Scot, weil er nunmehr ſo übel berüchtigt
war, nach England zu dem Könige Alfred, dem groſ-
ſen Gönner der Gelehrten, gereiſet, der ihm auch eine
Lehrſtelle zu Oxford ertheilt hat. Darauf gieng er
nach Malmesbury; wo ihn aber, nach einigen Jah-
ren, ſeine Schüler mit ihren eiſernen Griffeln erſtachen.
Die Franzöſiſchen Benediktiner, welche in dem erſtge-
nannten Werke (Hiſt. littér. de la France, T. V. p.
416. ſq.) recht gute Nachrichten von ihm, nur mit
einem zu gehäſſig verketzernden Blicke, geſammelt ha-
ben, halten es vor unwahrſcheinlich, daß er Karln,
ſeinen großen Wohlthäter, verlaſſen haben ſollte; ſie
berufen ſich auf Verſe, welche zeigen, daß er noch ge-
gen das Ende des Jahrs 872. in deſſen Reiche gelebt
habe. Ja ſie wollen ſogar mit Mabillon auf die
Spur gekommen ſeyn, daß man in jener alten Sage

Jo-

Johann Scot, der niemals Mönch oder Clericus gewesen sey, auch nicht unter den Gelehrten genannt werde, welche Alfred in sein Reich zog, mit dem gelehrten Johann, einem gebohrnen Sachsen, den dieser Fürst um das Jahr 884. aus Frankreich zu sich rief, zu seinem Caplan ernannte, ihm auch eine Abtey gab; der aber auf eine grausame Art umgebracht wurde, vermischt habe. Auf diese Gründe läßt sich zwar zum Theil antworten; doch ist auch durch dieselben die ältere Erzählung sehr wankend geworden. J. C. 814 bis 1073.

Johannes Scotus war im Griechischen und lateinischen geübt; er hatte den Plato und Aristoteles in ihrer Ursprache gelesen; auch andere alte philosophische Systeme kennen gelernt. Er versuchte aber auch seine Kräfte auf dieser Bahn in einem besondern Werke, welches er von der Eintheilung der Natur, (oder eigentlich der Naturen, περὶ Φύσεων μερισμῶν, wie er es nannte,) überschrieben hat. Es ist zum erstenmal von Thomas Gale zu Oxfort im Jahr 1681. in Folio, mit einem Anhange aus den Schriften des heil. Maximus, herausgegeben, und seitdem nicht wieder gedruckt worden. Gleich Anfangs theilt der Verfasser die Natur aller Dinge in vier Classen: erstlich in die Natur, welche erschafft, und nicht erschaffen wird; zweytens in diejenige, welche erschaffen wird, und erschafft; drittens in die, welche erschaffen wird, und nicht erschafft; endlich in die, welche weder erschafft, noch erschaffen wird. Seine Hauptabsicht aber ist, darzuthun, daß die erschaffenen Naturen einst in die unerschaffene zurückkehren, und nach dem Ende der Welt nur Gott und die Ursachen aller Dinge in ihm übrig bleiben werden; so wie vor der Schöpfung auch nur er, und diese Ursachen in ihm, vorhanden gewesen wären. In den drey ersten Büchern geht er die drey ersten Arten der Naturen oder Wesen durch,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

um im vierten jene Rückkehr, ohngeachtet der fürchterlichen Schwierigkeiten, welche ſich, wie er ſagt, (pag. 161.) dabey finden, auſſer Streit ſezen zu können. Dieſes Lehrgebäude, das unter dem Nahmen des Emanations-Syſtems ſo berühmt iſt, hat er theils aus ältern Griechiſchen Philoſophen, theils aus den jüngern Alexandrinern, beſonders aber aus den von ihm überſezten Schriften des unächten Dionyſius geſchöpft, und mit ſeiner chriſtlichen Theologie, ſo gut es ihm möglich war, vereinigt. Gott iſt ihm das Weſen von allen Dingen; er iſt allein wahrhaftig da. Von ihm kann eigentlich nichts geſagt werden, weil er allen Verſtand, alle ſinnliche und vernünftige Bedeutungen überſteigt. Seyn und thun iſt bey ihm einerley; wenn wir alſo hören, daß Gott alles mache: ſo müſſen wir es ſo verſtehen, Gott ſey in allen Dingen, als ihr Weſen. Er war alſo auch nicht eher, als er alles gemacht hat; wäre er eher da geweſen: ſo würde das Machen für ihn eine Zufälligkeit ſeyn, und man müßte Bewegung und Zeit in ihm denken. (L. I. p. 1. 38. 42. L. III. p. 103. 105.) Alles Erſchaffene iſt ewig in Gott, als in ſeiner Urſache, wie alle Zahlen in der Einheit (monas) ewig da ſind. Sein Schüler getrauet ſich zwar kaum, den widerſprechenden Satz daraus herzuleiten, daß alles ewig und doch auch gemacht ſey; beſonders aber die natürliche Folgerung: Gott iſt alles, und alles iſt Gott, als welche ſelbſt weiſen Männern ungeheuer vorkommen werde; (L. III. p. 111.) aber er beweiſet ihm aus der Rechenkunſt, oder aus den Geheimniſſen der Zahlen, daß, da dieſe alle, nach ihrer Kraft und Macht, in der Monas von Ewigkeit ſind, jene Sätze auch wahr ſeyn müſſen. Unter dem Nichts, aus welchem geſchaffen worden iſt, verſteht er (L. III. p. 127.) die unausſprechliche, unbegreifliche und unzugängliche Klarheit

der

der göttlichen Natur, dem menschlichen und englischen Verstande unbekannt, die, an sich gedacht, weder ist, noch war, noch seyn wird. Wenn sie aber durch eine unaussprechliche Herablassung in dasjenige, was ist, auf vielerley Art gesehen wird: so wird ihr Daseyn allein in allem gefunden; sie ist, war, und wird darinne seyn. Wegen ihrer Unbegreiflichkeit wird sie mit Recht vor allem andern Nichts genannt. Man kann daher auch gar wohl sagen, daß Gott alles gemacht habe, und in allem gemacht sey. (l. c. pag. 128.) Nach der Auferstehung wird sich die Natur selbst mit ihren Ursachen in Gott bewegen: denn Gott wird alles in allem seyn, wenn nichts als er allein seyn wird. Dieses wird eigentlich die fünfte Rückkehr der menschlichen Natur seyn. Die erste ist die Auflösung des Körpers in die vier Elemente; die zweyte erfolgt in der Auferstehung, wenn jeder seinen eigenen Köper aus denselben zurückerhält; die dritte, wenn der Körper in Geist verwandelt werden wird; und die vierte, wenn die ganze Natur des Menschen in ihre ursprünglichen Ursachen, welche stets und unveränderlich in Gott sind, zurückkehren wird. (L. V. p. 232.) Ausser diesen Hauptbestandtheilen des Werks, giebt es in demselben noch eine Anzahl sonderbarer Deutungen biblischer Geschichten und Lehrsätze. So behauptet der Verfasser, (L. II. p. 49. sq.) der Mensch würde nicht, nach Art der Thiere, in die beiden Geschlechter getheilt worden seyn, wenn er nicht gesündigt hätte; sondern er würde sich eben so wie die Engel, durch Zahlen des Verstandes, vermehrt haben; aber dereinst im Paradiese, oder im ewigen Leben, werde dieses wieder aufhören. Die ganze erste Geschichte des Menschen versteht er allegorisch; bereichert aber dasjenige, was er darüber bey den Griechischen Kirchenvätern fand, gar sehr mit eigenen Einfällen. (L. IV. p. 207. sq.) Von

J. n. C. G. 814 bis 1078.

K. G. 814 bis 1073.

den Strafen der Verdammten glaubt er, (L. V. pag. 265.) daß sie nicht an einem gewissen Orte der von Gott geschaffenen Natur zu suchen sind; sondern in den verkehrten Bewegungen der bösen Willen und verdorbenen Gewissen, in der späten und unfruchtbaren Buße, und in der Aufhebung aller Macht, Böses zu thun; wenn gleich die heftige Neigung dazu immer noch fortdauere. Daß er eben diese Strafen der Gottlosen und der Teufel ein Ende nehmen läßt, und behauptet, die menschliche Natur Christi habe sich nach seiner Auferstehung in seine Gottheit verwandelt; gehörte auch unter die unerhörten Meynungen seiner Zeit. Kurz, dieses Werk ist voll von Funken eines philosophischen Geistes, der sich freyer zu erheben sucht; den aber unsichere Führer, schwankende Grundsätze, magere Spitzfindigkeiten, düstere Einbildungskraft, und Hang zur Mystik, wie zum Geheimnißvollen überhaupt, meistentheils nur zu einem wilden Feuer erwärmen, und selten zur Belehrung für die Welt leuchten lassen. So gut es dem Verfasser öfters gelingt, rein und fließend zu schreiben; so führen ihn doch seine sophistischen, und nicht selten schwärmerischen Grübeleyen noch öfters in eine verworrene Dunkelheit, welche das Lesen seiner Schrift selbst nachdenkenden Köpfen an vielen Stellen zur Pein macht. Nach dem kurzen Abrisse, der von seinem Lehrbegriffe ertheilt worden ist, wird man sich nicht wundern, daß er als ein Vorläufer des Spinoza im Pantheismus angesehen worden ist; wenn er gleich mit diesem nur, so zu sagen, die Aussenseiten gemein hat. Mosheim muthmaaßt zwar, (Institutt. Hist. Eccles. antiq. et recent. p. 323.) er möchte wohl nicht anders gedacht haben, als die nachmals sogenannten Realisten; nur daß er sich undeutlich ausgedrückt habe. Aber eben die deutlichsten seiner Stellen, welche vorher beygebracht worden sind, schei-

scheinen etwas mehr zu sagen. Unmöglich konnte das Buch eines Mannes, der nicht einmal Theologe von Stande war, und sich doch so ausserordentliche Freyheiten in der Theologie nahm; auch schon überdies den damals schon verhaßten Griechen weit mehr als den Lateinischen Theologen, und als ihr ersriger Bewunderer folgte, bey den herrschenden Rechtgläubigen Beyfall finden. Noch im dreyzehnten Jahrhunderte ist es von dem Papste Honorius dem Dritten, auf Verlangen eines Erzbischofs von Sens, als ketzerisch verdammt, und öffentlich verbrannt worden. Eine andere Schrift des Johann Scot vom Anschauen Gottes, ist noch in Handschriften verborgen. Auch glaubt man nicht unwahrscheinlich, daß wir ihm den Auszug aus einem Buche des Macrobius (de differentiis et societatibus graeci latinique verbi, in Macrobii Opp. pag. 555. sq. Lugd. Bat. 1628. 8.) zu danken haben. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Es regte sich auch sonst in diesem Jahrhunderte die Freyheit zu philosophiren einigermaaßen. Heiric, oder Héric, auch Ericus genannt, ein Mönch zu St. Germain d' Auxerre, sogar ein Kirchenheiliger, Verfasser eines langen Lateinischen Gedichts über das Leben des heiligen Germanus, Bischofs der gedachten Stadt, auch einer Sammlung von Wundergeschichten desselben, der um das Jahr 881. gestorben ist, machte dennoch einen merkwürdigen Versuch dieser Art. Er entwickelte sehr deutlich das methodische Zweifeln, welches nachher vom Carteſius den Nahmen bekommen hat; wie die Französischen Benediktiner, bey welchen man Nachrichten von seinem Leben antrifft, (Hist. litt. de la France, T. V. p. 553. sq.) aus den Bollandisten (Acta Sanctor. mens. Iulii, T. V. pag. 249) gezeigt haben. Allein man erachtet leicht, daß diese kleine Geisteserschütterung zwischen

den Mauern eines Kloſters bald wieder unterdrückt
J. n. C. G. werden mußte.

814 bis 1073.

Noch weniger war das zehnte Jahrhundert dem Fortgange der Philoſophie günſtig. Kann man es gleich nicht völlig ſo eiſern und finſter für die Wiſſenſchaften nennen, wie es die meiſten Neuern nachdem Cardinal Baronius ausgegeben haben, auf welchen der tiefſte Verfall der päpſtlichen Würde und Regierung zu dieſer Zeit einen ſehr unangenehmen Eindruck gemacht haben mag; ſo darf man es doch keineswegs darum mit andern unter die lichtvollen Jahrhunderte des Mittelalters ſezen, weil es eine Roswitha, einen Bruno von Cöln, einen Ratherius, Luitprand, Wittekind, Gerbert und Abbo von Fleury hervorgebracht hat. Sie waren nur Ausnahmen von der weit verbreiteten Unwiſſenheit und Trägheit, welche ſelbſt den größten Theil des Clerus und der Mönche ergriffen hatten. Die beträchtliche Anzahl ſchreibender Hände in dieſem Jahrhunderte iſt mehr ein Beweis, wie dunkel es in den Köpfen ausgeſehen habe, die dazu gehörten. Von allen Theilen der Philoſophie wurde nur die Dialektik bearbeitet; wie trocken und ſeicht aber dieſe geweſen ſey, haben die Verfaſſer eines oftgenannten Werks (Hiſt. litt. de la Fr. Tom. VI. p. 64. ſq.) erwieſen. Sie wurde freylich in den Schulen dieſer Zeit gelehrt; Gerbert und Abbo ſchrieben auch über dieſelbe. Was ſich von der Arbeit des erſtern erhalten hat, (in Mabillon. vett. Analect. T. I. p. 121–123.) verräth blos eine Bemühung, die Lehrſätze des Porphyrius aufzuklären: und Abbo erwarb ſich den Ruhm, einige ſyllogiſtiſche Knoten ſehr geſchickt aufgelöſet zu haben. Dieſe ſogenannte Dialektik beruhte eigentlich, auſſer der Philoſophie des Porphyrius, nur auf der Abhandlung von den

Kates

Kategorien, welche man dem Augustinus beilegte, und auf den Auslegern des Martianus Capella. Hin und wieder las man auch Uebersezungen einiger Schriften des Plato und Aristoteles, wie vom Timäus des erstern, und von des zweyten Anweisung zur Auslegung; ingleichen Bücher des Cicero: und verstand sie nicht. T. II. S. 814 bis 107

Dennoch fehlte es nicht sowohl an Gaben zu philosophiren, als an der wahren Methode, glücklichen Unterstüzung, und an der Leichtigkeit, so viele Schwierigkeiten, die sich dieser Beschäftigung widersezten, aus dem Wege zu räumen. Bisweilen äusserte sich daher eine Neigung zu Untersuchungen; oder es ließ sich eine sinnreiche Hypothese blicken; aber alles blieb ohne Folgen. Daß die berühmte Nonne zu Gandersheim, Roswitha, mitten in einem ihrer Lustspiele, auf eine Meinung gerathen ist, welche sich nicht weit von Leibnizens vorherbestimmter Harmonie entfernt, habe ich schon anderswo bemerkt. (Lebensbeschreib. berühmter Gelehrten, Erster Theil, S. 5.) Sogar der alte Streit der Academia, des Lyceum und der Stoa, über die allgemeinen Begriffe der Dialektik: Geschlecht, Art, Unterschied, Eigenthümliches und Zufälliges, kam wieder in eine kleine Bewegung. Gunzo, ein Clericus zu Novara im obern Italien, den die Französischen Benediktiner etwas gezwungen zu einem Franken machen, (l. c. p. 388. sq.) frägt die Mönche zu Reichenau in einem Schreiben, (in Marten. et Durand. Collect. ampliss. monument. vett. T. III. pag. 304.) ob sie lieber dem Aristoteles glauben wollten, daß jene Universalien nicht würklich vorhanden wären? oder dem Plato, der ihre Würklichkeit gelehrt habe? „Jeder von beiden, sezt er hinzu, steht in grossem Ansehen, so daß man sich kaum unterstehen darf, einen dem andern an Würde vorzuziehen.“ Uebri-

gens hat Gunzo in dieſem langen Schreiben, welches er gegen das Jahr 960. aufſetzte, um ſich wider die bittern Vorwürfe zu vertheidigen, die ihm ein Mönch in dem Kloſter St. Gallen, wegen eines von ihm bey ſeiner Durchreiſe daſelbſt begangenen lateiniſchen Sprachfehlers gemacht hatte, denſelben nicht allein mit noch weit mehr Heftigkeit und Bitterkeit behandelt; ſondern auch bey dieſer Gelegenheit ſo viele Beleſenheit in alten Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern, auch ſo manche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ausgekramt, daß man wohl ſieht, er ſey einer von den vielen Köpfen geweſen, die für ein elendes Zeitalter unfruchtbar bleiben mußten. Zuletzt, nachdem er ſeinen Gegner tüchtig gemißhandelt hat, bittet er Gott für denſelben in zwey und dreyſſig nicht ſchlechten Hexametern.

J. C. 814 bis 1073.

Mit dem eilften Jahrhunderte über fieng ſich der Zuſtand der Philoſophie in den Abendländern auf eine vielverſprechende Art zu ändern an. Zwar blieb ſie auch in demſelben, bis beynahe zu ſeinem Ausgange hin, innerhalb der Gränzen der Dialektik eingeſchloſſen. Auguſtinus, und die übrigen vorher gedachten lateiniſch redenden Philoſophen, waren noch bis gegen die Mitte des Jahrhunderts, darinne die Hauptanführer. Allein damals kamen die Schriften des Ariſtoteles aus Spanien nach Frankreich, wo ſie ſich viele Verehrer erwarben. Keiner von allen dieſen iſt ſo berühmt geworden, als Berenger, (oder Berengarius) Archidiakonus zu Angers. Sein ſcharfſichtiger Forſchungsgeiſt führte ihn ſogar zur Beſtreitung der bereits ziemlich herrſchend gewordenen Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahl. Da er dieſes mit philoſophiſchen Waffen that: ſo bedienten ſich ſeine vornehmſten Gegner, Lanfrank, Lehrer der Kloſterſchule zu Bec in der Normandie, nachher Abt zu Caen in eben dieſem

Lan-

Lande, endlich seit dem Jahre 1070. Erzbischof von Canterbury, und Adelmann, Bischof zu Brescia, eben derselben, um ihn zu widerlegen. Die freyere Anwendung der Philosophie auf die Theologie nahm nun ihren Anfang. Da auch Lanfrank, als Dialekticus, (unter welchem Beynahmen man ihn vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete,) seinem Gegner allerdings gewachsen war; diese Methode Beyfall und Nachahmer fand; besonders aber unter Lanfranks Schülern, Anselmus, sein Nachfolger in dem gedachten Erzbißthum, noch am Ende des eilften Jahrhunderts, die Metaphysik zuerst mit einigem Glücke bearbeitete: so hatte alles dieses große Folgen. Es bildete sich schon jezt die Grundlage der Scholastischen Philosophie und Theologie. Doch diese Hauptveränderung hängt mit der Geschichte der Religionswissenschaft und der theologischen Streitigkeiten dieses Zeitalters so genau zusammen, daß davon und von den vornehmsten Gelehrten, die daran Antheil gehabt haben, auch nur in derselben Nachricht ertheilt werden kann.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Fast um gleiche Zeit wurde der Anbau der Philosophie noch durch den Ausbruch einer Streitigkeit angefeuert, welche im vorhergehenden Jahrhunderte gleichsam unter der Asche geglimmt hatte. Aus der gedachten Uneinigkeit über die allgemeinen Begriffe der Dialektik entstanden nach und nach die beiden Partheyen der Nominalisten und Realisten, welche mehrere Jahrhunderte hindurch so viele Unruhen gestiftet; aber auch auf die Theologie so großen Einfluß behauptet haben. Man glaubt gewöhnlich mit Du Boulay, (Hist. Vniverſ. Paris. T. I. p. 443.) daß diese philosophischtheologische Sekten der Streitigkeit Berengars ihren Ursprung zu danken haben, indem manche seiner Anhänger, als sie ihn öfters verdammt, und den-

dennoch ſeiner Meinung getreu ſahen, verſchiedene Ausflüchte und künſtliche Diſputirmethoden geſucht hätten, um wenigſtens einigen Schein der Wahrheit für ſich zu behalten. Mosheim hält dieſes, ob es gleich ohne allen Beweis geſagt iſt, doch darum vor wahrſcheinlich, weil die unterſcheidende Behauptung der Nominaliſten ſich ſehr bequem zur Vertheidigung von Berengars Lehrbegriffe benützen laſſe. (l. c. p. 393.) Aber dieſer Grund iſt in den neueſten Zeiten weniger gültig geworden, nachdem man die Lehre dieſes berühmten Philoſophen vom Abendmahl in einer etwas andern Geſtalt, als Mosheim, kennen gelernt hat. Uebrigens hat Du Boulay in einem alten Bruchſtücke der Franzöſiſchen Geſchichte (Hiſt. Franc. Fragment. a Roberto ad mortem Philippi I. Regis, pag. 90. apud Du Chesn. T. IV.) an einem gewiſſen Sophiſten, (das heißt, im Ausdrucke dieſer Zeiten, vorzüglichen Gelehrten und Dialektiker,) Johannes, den erſten Anführer der Nominaliſten ausfindig gemacht; (qui eandem artem ſophiſticam *vocalem* eſſe diſſeruit,) und eben daſelbſt werden auch ſeine Schüler, Rotbert zu Paris, Roſcelin zu Compiegne, und Arnulf zu Laudun, angegeben. Nach ſeiner Vermuthung war es der Leibarzt des Königs Heinrichs des Erſten, der im Jahr 1060. geſtorben iſt. So viel iſt gewiß, daß die Nominaliſten ſich gar bald vermehrten. Sie hatten Männer von trefflichen Gaben unter ſich, und ihre Vorſtellungsart war blendend. So anſtößig es vielen vorkam, daß ſie eine Wiſſenſchaft blos von Nahmen, nicht von Sachen, zugaben: ſo ſchien es doch hinwiederum, daß weder die würklich, aber zufällig vorhandenen Dinge der Gegenſtand einer eigentlichen Wiſſenſchaft ſeyn; noch weniger die allgemeinen Begriffe davon würkliche Dinge heiſſen könnten. Unterdeſſen verunglückte ihnen

J. n. C. 814 bis 1073.

der

der Gebrauch ihrer Spitzfindigkeiten in der Theologie: und von dieser Seite war es, daß ihre Gegner sie hauptsächlich verhaßt machten. Weder sie, noch die Realisten, blieben in der Folge völlig bey ihrer ersten Meinung; aber die Beschreibung dieser Abwechselungen gehört nicht hieher. Brucker hat die ganze Geschichte dieser philosophischen Streitigkeit theils in einem besondern Buche, (Hist. Philosoph. doctrinae de Ideis, Aug. Vindel. 1723. 8.) theils in seinem Hauptwerke (Hist. crit. Philos. T. III. pag. 904. sq.) vorgetragen. J. n. C. 814 bis 1073.

Neben der Philosophie hatten die mathematischen Wissenschaften in diesen Jahrhunderten gleichfals einiges Glück. Auch sie, oder eigentlich nur einige derselben, waren zwar in dem engen elementarischen Kreise der sieben freyen Künste eingeschlossen; doch wurde bisweilen eine derselben noch besonders bearbeitet. In den lezten Jahren Karls des Großen, und wenigstens noch bis gegen das Jahr 830. hin, lebte in der Nähe von St. Denys, in einer einzelen von den übrigen Mönchen abgesonderten Celle, (oder als ein sogenannter Reclusus,) Dungal, wahrscheinlich ein Irländer. Er hatte in jüngern Jahren Unterricht in der Religion gegeben; aber auch in seiner Einsamkeit beschäftigte er sich mit den Wissenschaften, und stand besonders im Ruf astronomischer Kenntnisse. Karl ließ ihn daher im Jahr 811, um seine Meinung über die beiden Sonnenfinsternisse fragen, welche sich im vorhergehenden Jahre ereignet haben sollten. Dungal sagte dieselbe in einem Schreiben an den Kaiser, das in der Sammlung das Dachery befindlich ist. (Spicileg. sive Collectio vett. aliquot Scriptt. T. I. p. 324–328. ed. a. 1723.) Ob er gleich, wie der Französische Mathematiker, Ismael Boulliaud, am angeführten Orte bemerkt hat, die vorgelegte Frage

weder

J. n. C. 814 bis 1073.

erzählt. Mit gröſſerm Rechte ſteht man ihn, nebſt ſeinem Zeitgenoſſen Gerbert, als eine Stütze der Gelehrſamkeit in ſeinem Vaterlande an; wenn er gleich in jenen Jahrhunderten, wo man zu leicht etwas groß auf dieſem Felde fand, ungebührlich geprieſen worden iſt. Er hat viel geſchrieben; wovon aber das meiſte noch ungedruckt in Handſchriften verborgen iſt; oder ſich gar verloren hat. So findet ſich ſeine Erläuterung und Verbeſſerung von dem Oſtercyklus des Victorius in der Vaticaniſchen Bibliothek; nur die Vorrede zu derſelben hat Martene (Thesaur. anecdot. T. I. p. 118. ſq.) bekannt gemacht. Er ſezte aber nachmals die Arbeit jenes Gelehrten bis auf ohngefähr tauſend fünfhundert und fünf und neunzig Jahre fort, und ſuchte zugleich den Dionyſianiſchen Cyklus zu berichtigen. Dieſe Schrift hat ſich unter dem Nahmen des Beda erhalten; und ſteht in der Sammlung ſeiner Werke. (Decennovalis Circuli. T. I. Opp. p. 256. ſq.) Ein ähnlicher Aufſaz von ihm, unter der Aufſchrift: de ratione calculi, und in einer andern Handſchrift: de computo epiſtola et tractatus, iſt auch noch in jener Bibliothek befindlich. Auſſerdem hat er von der Sternkunde überhaupt; vom Lauf der Sonne und des Mondes, und von den übrigen Planeten; einen Auszug aus der aſtronomiſchen Schrift des Germanicus, und andere Arbeiten dieſes Inhalts, hinterlaſſen. In einem Werke über die Dialektik löſte er die Schwierigkeiten bey den Syllogismen geſchickt auf. Eine andere ſeiner Schriften (Rudimenta puerilia, oder: de regulis,) faßt eine Sprachlehre in ſich. Sein Auszug des Lebens der Römiſchen Biſchöfe aus dem Anaſtaſius iſt mit einem ähnlichen Buche, unter Luitprands Nahmen, auf die Nachwelt gekommen. An einem andern Orte wird ſeine Sammlung von Kirchengeſezen beſchrie-

schrieben werden. Merkwürdig sind noch besonders seine Briefe, welche seine und seiner Zeitgenossen Geschichte gut aufklären. Vierzehn derselben, nebst seiner Schutzschrift stehen in der Sammlung des Franz Pithou. (Cod. Canonum vet. Eccl. p. 391. sq. Paris. 1687. fol.) Ein anderes seiner Schreiben ist theils vom Balüze, (Miscellan. L. I. p. 409. sq.) theils vom Mabillon in seinen Werken über die Geschichte seines Ordens herausgegeben worden; eben dieser hat noch eines (Annal. Ord. S. Bened. T. IV. p. 687.) ans Licht gezogen. Der Geschichtschreiber Aimoin war ein Schüler des heil. Abbo; er hat das Leben desselben beschrieben; (in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. VI. P. I. p. 30. sq.) und daraus haben die Französischen Benediktiner einen Auszug, mit sehr vielen Zusäzen, verfertigt. (Hist. litt. de la France, T. VII. p. 159. sq.) J. C. 814 bis 1073.

Alle aber, welche sich in diesem Zeitalter den mathematischen Wissenschaften ergaben, übertraf darinne Gerbert. Zwar gehört ihm auch seine Stelle unter den Päpsten; da er aber diese Würde nur sehr wenige Jahre bekleidet, und desto mehr in seinem übrigen Leben auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit gewürkt hat: so müssen auch diese seine Verdienste hier entwickelt werden. Gerbert war in Auvergne gebohren, und ergriff das Mönchsleben in seiner allerersten Jugend, in einem Kloster zu Aurillac. Nachdem er daselbst einigen Grund in den freyen Künsten gelegt hatte, bat er seinen Abt um Erlaubniß, sie in andern Ländern noch mehr studieren zu dürfen. Dieser schickte ihn zu dem Grafen von Barcellona, Borel, der ihn wiederum einem Bischof Hatton übergab, dem er in der Mathematik viel zu danken hatte. Die Nachbarschaft der Araber hatte in diesen Gegenden von

Spanien, die damals noch zum Fränkischen Reiche gehörten, jetzt Catalonien und Roussillon heissen, für den gründlichern Anbau der Gelehrsamkeit vortheilhafte Folgen gehabt. Ja Gerbert reiste sogar zu den Arabern nach Sevilla und Cordua; bey ihnen scheint er erst in der Mathematik, Physik, und in andern Wissenschaften, die höhern Kenntnisse und die neuen Entdeckungen entweder gelernt, oder die Spur dazu gefunden zu haben, die man nachmals an ihm so sehr bewunderte. Um das Jahr 968. gieng er, in Gesellschaft Borels und Hairons, nach Rom. Hier wurde er dem Kaiser Otto dem Ersten bekannt, der ihm die Abtey Bobbio im obern Italien ertheilte. Doch die Einkünfte derselben waren so sehr verschleudert worden, daß er mit seinen Mönchen kaum den nöthigen Unterhalt hatte; auch verursachten es manche Verdrießlichkeiten, die er daselbst ausstand, daß er in sein Vaterland zurückkehrte, ohne diese Abtey völlig aufzugeben. Adalbero, Erzbischof von Rheims, machte ihn nun zu seinem Geheimschreiber, und vertrauete ihm die Aufsicht über die erzbischöfliche Schule an, weswegen er Scholaris Abbas genannt wurde. Diese machte er zu der blühendsten und berühmtesten seiner Zeit; so mannichfaltig und trefflich waren seine Unterweisungen, so zahlreich seine Schüler, unter denen sich auch Robert, Prinz des Königs Hugo Capet, und nachmals selbst König, befand. Gerbert verbreitete seine Wissenschaft auch in die Klöster zu Aurillac, Tours, Sens, und andere mehr; sammlete eine ansehnliche Bibliothek; seine Schule pflanzte sich durch eine Reihe vorzüglich geschickter Männer im eilften Jahrhunderte fort: und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn einen Wiederhersteller der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande nennt.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Wäh-

Während dieser Hauptbeschäftigungen nahm er auch an Staatsbegebenheiten, selbst auswärtigen, einen ziemlich lebhaften Antheil. Aus Dankbarkeit der kaiserlichen Familie der Ottonen zugethan, von denen ihn der Zweyte um das Jahr 984. da er eben in Italien anwesend war, vor sich und vielen andern mit einem Deutschen aus Magdeburg, Otrik, disputiren ließ, und ihn vor seinen Lehrer erkannte; suchte er besonders dem Dritten aus derselben, der in seiner Kindheit gar sehr auf dem Throne wankte, theils im Nahmen seines Erzbischofs, theils mit eigner Thätigkeit, treue Freunde unter den Großen zu verschaffen. Es giebt sogar Ausdrücke in seinen Briefen, (zum Beispiel, Epist. L. p. 801. in Du Chesn. Scriptt. Hist. Franc. T. II.) woraus man schließen könnte, er habe für ihn mehr empfunden, als für seine Westfränkischen Könige. Daß er auch einen, wenigstens ausserordentlichen Lehrer des jungen Kaisers abgegeben habe, ist bereits oben (S. 124.) angezeigt worden. Unterdessen hatte ihn sein Erzbischof so lieb gewonnen, daß er sich Mühe gab, ihn zum Nachfolger zu erhalten. Allein nach seinem Tode wurde Arnulf, ein unehelicher, kaum zwanzigjähriger Sohn des Königs Lothars, dazu gewählt: und Gerbert fuhr fort, bey ihm eben die Stelle, wie bey seinem Vorgänger, zu bekleiden. Doch Arnulf, der seinem Vatersbruder, dem Prinzen Karl, die Stadt Rheims übergab, wurde deswegen, auf Betrieb des Königs Hugo Capet, von einer Kirchenversammlung des Jahrs 991. als ein Verräther abgesezt. Gerbert, der sich ehemals eifrig genug für Karln erklärt hatte, (Epist. X. P. II. pag. 830. l. c.) wandte sich nun desto mehr auf die Seite des Königs Hugo. Diesen Gesinnungen hatte er es zu danken, daß er jezt Erzbischof von Rheims ward, womit auch die Würde eines königlichen Kanzlers verbunden war;

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Spanien, die damals noch zum Fränkischen Reiche gehörten, jetzt Catalonien und Roussillon heissen, für den gründlichern Anbau der Gelehrsamkeit vortheilhafte Folgen gehabt. Ja Gerbert reiste sogar zu den Arabern nach Sevilla und Cordua; bey ihnen scheint er erst in der Mathematik, Physik, und in andern Wissenschaften, die höhern Kenntnisse und die neuen Entdeckungen entweder gelernt, oder die Spur dazu gefunden zu haben, die man nachmals an ihm so sehr bewunderte. Um das Jahr 968. gieng er, in Gesellschaft Borels und Hattons, nach Rom. Hier wurde er dem Kaiser Otto dem Ersten bekannt, der ihm die Abtey Bobbio im obern Italien ertheilte. Doch die Einkünfte derselben waren so sehr verschleudert worden, daß er mit seinen Mönchen kaum den nöthigen Unterhalt hatte; auch verursachten es manche Verdrießlichkeiten, die er daselbst ausstand, daß er in sein Vaterland zurückkehrte, ohne diese Abtey völlig aufzugeben. Adalberō, Erzbischof von Rheims, machte ihn nun zu seinem Geheimschreiber, und vertrauete ihm die Aufsicht über die erzbischöfliche Schule an, weswegen er Scholaris Abbas genannt wurde. Diese machte er zu der blühendsten und berühmtesten seiner Zeit; so mannichfaltig und trefflich waren seine Unterweisungen, so zahlreich seine Schüler, unter denen sich auch Robert, Prinz [redacted] Königs Hugo Capet, und nachmals selbst König, befand. Gerbert verbreitete seine Wissenschaft auch in die Klöster zu Aurillac, Tours, Sens, und andere mehr; sammlete eine ansehnliche Bibliothek; seine Schule pflanzte sich durch eine Reihe vorzüglich geschickter Männer im eilften Jahrhunderte fort: und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn einen Wiederhersteller der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande nennt.

§. 11.
§. 12.
814 bis 1003.

Während dieser Hauptbeschäftigungen nahm er auch an Staatsbegebenheiten, selbst auswärtigen, einen ziemlich lebhaften Antheil. Aus Dankbarkeit der kaiserlichen Familie der Ottonen zugethan, von denen ihn der Zweyte um das Jahr 984. da er eben in Italien anwesend war, vor sich und vielen andern mit einem Deutschen aus Magdeburg, Otrik, disputiren ließ, und ihn vor seinen Lehrer erkannte; suchte er besonders dem Dritten aus derselben, der in seiner Kindheit gar sehr auf dem Throne wankte, theils im Nahmen seines Erzbischofs, theils mit eigner Thätigkeit, treue Freunde unter den Großen zu verschaffen. Es giebt sogar Ausdrücke in seinen Briefen, (zum Beispiel, Epist. L. p. 801. in Du Chesn. Scriptt. Hist. Franc. T. II.) woraus man schließen könnte, er habe für ihn mehr empfunden, als für seine Westfränkischen Könige. Daß er auch einen, wenigstens ausserordentlichen Lehrer des jungen Kaisers abgegeben habe, ist bereits oben (S. 124.) angezeigt worden. Unterdessen hatte ihn sein Erzbischof so lieb gewonnen, daß er sich Mühe gab, ihn zum Nachfolger zu erhalten. Allein nach seinem Tode wurde Arnulf, ein unehelicher, kaum zwanzigjähriger Sohn des Königs Lothars, dazu gewählt: und Gerbert fuhr fort, bey ihm eben die Stelle, wie bey seinem Vorgänger, zu bekleiden. Doch Arnulf, der seinem Vatersbruder, dem Prinzen Karl, die Stadt Rheims übergab, wurde deswegen, auf Betrieb des Königs Hugo Capet, von einer Kirchenversammlung des Jahrs 991. als ein Verräther abgesezt. Gerbert, der sich ehemals eifrig genug für Karln erklärt hatte, (Epist. X. P. II. pag. 830. l. c.) wandte sich nun desto mehr auf die Seite des Königs Hugo. Diesen Gesinnungen hatte er es zu danken, daß er jezt Erzbischof von Rheims ward, womit auch die Würde eines königlichen Kanzlers verbunden war;

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ne Aemter mit Ehren, und hörte damals an Gelehrſamkeit ſeines Gleichen nicht. Zwar theologiſche war es am wenigſten, worinne er ſich hervorthat; obgleich ſein in der Folge zu beſchreibendes Buch vom Leide und Blute Chriſti keinen gemeinen Schriftſteller verräth. Als Philoſoph wird er freylich ſehr gerühmt; und auch Neuere haben dieſe Lobſprüche wiederholt. Wenn man aber überhaupt den ſcharfſichtigen Geiſt mit dem Eifer, philoſophiſche Unterſuchungen auszubreiten, und ſeine Fertigkeit, ſpitzfindige Fragen zu erörtern, ausnimmt: ſo läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben, das ihm die Philoſophie zu danken hätte. Deſto glücklicher bearbeitete er die mathematiſchen Wiſſenſchaften; die doch im Grunde auch zu dem Gebiete des Philoſophen gehören; oder vielmehr ihn zu dem höchſten Grade der Gründlichkeit und Gewißheit führen, die er in ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft ſelten erreicht. In die Rechenkunſt, Meßkunſt und Sternkunde war er beſonders tiefer eingedrungen. Ueber die erſtere hat er viel geſchrieben; wovon aber nichts ans Licht gekommen iſt. Er gedenkt ſelbſt einer Abhandlung über die Theilung oder die Brüche der Zahlen. (Ep. CLXI. p. 827.) In Handſchriften finden ſich noch andere ſeiner arithmetiſchen Aufſätze; und darunter auch ſeine Rythmomachia, oder ſein Zahlenkampf: eine Art von Zahlenſpiel, welches mit dem Schachſpiel einige Aehnlichkeit hat. Oudin (Supplem. de Scriptn. eccleſ. p. 323.) gab zuerſt vor, daß dieſe kleine Schrift in des Herzogs Auguſt von Braunſchweig, unter dem Nahmen Guſtavus Selenus, im Jahr 1616. zu Leipzig in Fol. herausgegebenen Rythmomachia, oder Schachſpiel, eingerückt worden ſey; und ihm ſchrieben es ſehr gelehrte Männer nach, bis Hamberger (Zuverl. Nachrichten von den vornehmſten Schriftſtellern, Th. III. S. 810.

214 bis 1673.

S. 810. fg.) diesen Irrthum aufgedeckt hat. Aber nichts ist in dieser Gattung berühmter, obgleich von niemanden gesehen, als Gerberts Rechentisch, oder Abacus. Vielleicht enthielter nichts anders als arithmetische Tabellen, auf welchen die verschiedenen Zusammensezungen der kleinern oder sogenannten Arabischen Zahlzeichen abgebildet waren. Wenigstens ist dieses der gemeinen Meinung gemäß, nach welcher Gerbert jene Zeichen zuerst bey den Arabern in Spanien erlernt, und sodann den christlichen Europäern mitgetheilt habe; obgleich Athanas. Kirchers Vermuthung, daß sie erst im dreyzehnten Jahrhunderte mit den astronomischen Tafeln des Königs von Castilien Alfons des Zehnten in das übrige Europa gekommen sind, deswegen viel wahrscheinlicher ist, weil man sie erst seit dieser Zeit in Schriften gebraucht antrifft. Hingegen erzählte man sich in den nächstfolgenden Jahrhunderten nach dem Gerbert, die ausschweifendsten Dinge von seinem Rechentische. Nach dem Wilhelm von Malmesbury, (de rebus gestis Regg. Anglor. L. II. c. 10. pag. 65. Francof. 1601. fol) und dem Mönch Alberich, der ihn abschrieb, (Chronic. P. II. ad a. 988. p. 30. in Leibnit. Access. Historic. T. II.) entwandte Gerbert zuerst den Saracenen ihren Abascus, worinne gelehrt wird, was das Singen und Fliegen der Vögel bedeute; wie man Schattenbilder aus der Hölle heraufbannen müsse; und was nur die menschliche Neubegierde Schädliches oder Heilsames zu wissen begehrt. Nachdem er denselben unter dem Kopfkißen seines Lehrers des Nachts weggestohlen hatte, verbarg er sich damit unter einer Brücke, in freyer Luft hängend; als er aber an das Meer gekommen war, beschwor er den Teufel, ihm zu erscheinen, und versprach ihm beständige Treue, wenn er ihn gegen alle Nachsezung schützen wollte, welches auch geschah. Man merkt wohl, J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

daß die bisher unbekannten Figuren des Rechentisches eine von den Ursachen gewesen seyn mögen, Gerberten vor einen Zauberer zu halten.

Von dem, was er für die Meßkunst geleistet hat, läßt sich etwas mehr sagen. Der Benediktiner Pez hat sein Handbuch derselben ans Licht gestellt; (Geometria, in Pezii Thesauro Anecdotor. noviss. T. III. P. II. p. 1–82.) es ist, ohne an Entdeckungen Anspruch zu machen, doch das deutlichste und gründlichste, was seit dem Verfall der Gelehrsamkeit über diesen Gegenstand geschrieben worden war. Er lehrt darinne den Begriff, den Nuzen, die Methode dieser Wissenschaft, und ausser ihren Grundsäzen, auch die Art, alle in derselben vorkommende Aufgaben auszuführen, nicht allein mit aller, für Anhänger nöthigen, Sorgfalt; sondern auch durch beigefügte Figuren, dergleichen er sich in Italien vorzüglich schöne verschafft hatte. Boethius war einer von seinen Führern; er übertrifft ihn aber an Vollständigkeit und Genauigkeit. Es ist wiederum nicht schwer zu begreifen, wie ein Mann, der nicht nur in diesem Buche zeigte, sondern es auch im täglichen Leben mag zu erkennen gegeben haben, daß er die Höhe eines Thurms oder Baums, die Menge Wassers in einem Brunnen, und dergleichen mehr, aufs genaueste wisse, in den Verdacht gerathen sey, durch verbotene Künste eine solche Wissenschaft erlangt zu haben.

Zwey Bücher Gerberts über die Verfertigung des Astrolabium, und eines Quadranten, welche vom Trithemius (Chronic. Hirsaug. T. I. p. 140.) angeführt werden, und noch in Handschriften der Sorbonne übrig sind, beweisen seine astronomische Kenntnisse. Aber seine kleine Schrift, wie man eine Erdkugel verfertigen müsse, deren eben dieser Schriftsteller

steller auch gedenkt, ist würklich gedruckt worden. (de sphaerae constructione, in Mabillonii vett. Analectis, T. II. p. 212–215.) Gerbert scheint sogar Erfinder astronomischer und mechanischer Werkzeuge gewesen zu seyn. Zwar die Erfindung von Uhren mit Rädern und Gewichten, die ihm ein neuerer Franzose beigelegt hat, ist, wie die Französischen Benediktiner bewiesen haben, (Hist. litt. de la Fr. l. c. p. 609.) unerweislich. Aber wenn Ditmar von ihm meldet, (Chron. L. VI. p. 399. ed. Leibnit.) er habe, nachdem er das Erzbißthum Rheims verloren hatte, während seines Aufenthalts an dem Hofe Otto des Dritten zu Magdeburg, eine Uhr verfertigt, deren Bewegung er nach dem von ihm durch eine Röhre (per fistulam) beobachteten Polarstern (stella, nautarum duce,) bestimmte: so kann man dieses kaum anders verstehen, als daß er ein mit Gläsern versehenes Fernrohr gebraucht habe, von dem ihm die Erfindung gebühren würde. Man sieht ihn auch als den ersten an, der eine Wasserorgel erbauet habe; ohne daß doch die Nachricht davon zuverläßig und umständlich genug wäre. Er stand überhaupt im Ruf höherer Entdeckungen und Künste; er scheint sie aber auch nicht ungern wißbegierigen Köpfen mitgetheilt zu haben.

n. C. 814 bis 1078.

Alle diese Umstände, vermuthlich auch das unerwartete und große Glück, welches er in wenigen Jahren seit seiner Absezung machte; die ihm abgünstige Parthey, und sein abergläubisch unwissendes Zeitalter, erzeugten und verstärkten den schon gedachten Vorwurf der Zauberey gegen ihn, der so viele Jahre hindurch stehen geblieben ist. Läßt es sich gleich nicht völlig darthun, daß derselbe von seinen Zeitgenossen herrühre; so ist es doch immer wahrscheinlich genug. Aber der erste, der ihn, so viel man jezt weiß, in Schriften als

einen Schwarzkünſtler vorgeſtellt hat, iſt der Cardinal Benno gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, in ſeiner mit ziemlicher Heftigkeit gegen Gregor den Siebenten aufgeſezten Lebensbeſchreibung dieſes Papſtes; wo er auch frühere Päpſte der Zauberey beſchuldigt. Seitdem haben, wie zum Theil ſchon oben bemerkt worden iſt, Hugo von Flavigny und Wilhelm von Malmesbury im zwölften Jahrhunderte, im dreyzehnten Alberich, und andere mehr, ſelbſt noch Platina, der doch eine Bedienung am päpſtlichen Hofe bekleidete, um den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, (Hiſt. de vitis Pontiff. Rom. in Silveſtro II. pag. 124. Lovan. 1572. fol.) die gemeinen Sagen davon wiederholt und geſammelt. Glaubt man ihnen: ſo hat Gerbert, vermöge ſeines gedachten Bündniſſes mit dem Teufel, viele von den Heyden vergrabene Schäze entdeckt; beſonders auf dem Felde des Mars zu Rom; er ſoll ſich, unter einem gewiſſen Einfluſſe der Geſtirne, einen Kopf gegoſſen haben, der ihm auf ſeine Fragen mit Ja und Nein antwortete; ihn aber dadurch betrog, daß er ihm vorſtöhnte, er werde nicht eher ſterben, bis er die Meſſe zu Jeruſalem geſungen habe; da es doch eine Kirche dieſes Nahmens zu Rom gab, wo er ſich durch das Singen der Meſſe eine tödtliche Krankheit zuzog; und was der albernen Erzählungen mehr ſind. Wenigſtens haben ihm dieſelben einen Platz in der bekannten Schuzſchrift des Naude erworben. (Apologie pour les grands hommes ſoupçonnez de Magie, c. 19. p. 389. ſq. à Amſterd. 1712. 8.) Reg. n. C. 814 bis 1073.

Auch ſonſt war Gerbert nicht der Mann ſeines Jahrhunderts. Er ſah weit über daſſelbe hinaus, und blendete es mehr, als daß er es hätte erleuchten können. Bey Gelegenheit ſeiner Abſezung zu Rheims,

die

die ein Werk des Papstes war, schrieb er mit einer Freymüthigkeit gegen denselben, die ihn in den Augen des Cardinals Baronius gänzlich unwürdig gemacht hat, Papst zu heissen. (Annal. Eccles. a. 999. n. 2. sq. p. 949. T. X. ed. Colon.) Unter den wenigen, die an der Aechtheit der neuaufgebrachten Decretalen zweifelten, war auch er. (Epist. ad Wildebold. Episc. Argent. pag. 113. sq. in Synodo Eccles. Gallicana habita Durocorti Remorum, ab Hugone et Roberto Rege, Francof. 1600. 8.) Er verstand das Griechische; war wohl bekannt mit den alten Römischen Schriftstellern, und schrieb auch, bis auf seltnere Stellen, welche den Rost des Zeitalters an sich tragen, als ein geschickter Nachahmer derselben: bald in einer gedankenreichen Kürze, wie in seinen meisten Briefen; bald zierlicher und wortreicher, wie in den eben gedachten Akten der Synode zu Rheims. Seine Briefe sollten auch ihres Inhalts wegen neu gesammelt und bearbeitet werden. Gerade der merkwürdigste von allen der erstgenannte Brief an den Bischof Wildebold, findet sich in keiner ihrer Sammlungen vollständig; und andere, die darinne ganz fehlen, haben die Französischen Benediktiner (Hist. litt. de la Fr. T. VI. p. 595. sq.) angezeigt. Ein artiges lateinisches Gedicht auf den berühmten Boethius, (in Baron. Annall. Eccl. ad a. 526. n. 18. p. 134. T. VII. ed. Col.) zeugt auch von Gerberts Dichtergaben. J. n. C. 974 bis 1073.

Andere Wissenschaften lagen zwar nicht gänzlich in den Abendländern darnieder; erhoben sich aber auch zu keiner sichtbaren Größe und Stärke. Bey der Rechtsgelehrsamkeit kam das meiste auf die kirchlichen oder geistlichen Rechte an: und welche Sammlungen für dieselben angestellt worden sind; welche Hauptveränderung sogar im Kirchenrechte jetzt vor-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

vorgegangen ist; wird an einem schicklichern Orte gezeigt werden. Aber es war nichts Ungewöhnliches, daß Cleriker und selbst Mönche mit dem canonischen Rechte auch die Kenntniß des bürgerlichen, und besonders des Römischen, zu verbinden suchten. Sie war ihnen nöthig, um beide in Uebereinstimmung mit einander zu bringen, welche nicht immer so gar leicht bewürkt wurde. In dieser Absicht schrieb Photius seinen Nomocanon; die Fränkischen Capitularien konnten auch eine Anleitung dazu heissen. Gar häuffig wurden aus Clerikern, als beinahe den einzigen Gelehrten, Richter, Sachwalter und Notarien, die sich daher mit den bürgerlichen Gesezen und Formularien wohl bekannt machen mußten. In keinem Lande blieb das alte Römische Recht mehr in Ansehen, als in Italien. Die lange Zeit herrschende Meinung, als wenn es auch daselbst untergegangen wäre; und erst im zwölften Jahrhunderte, seit dem Irnerius, und der Entdeckung der jezt sogenannten Florentinischen Pandekten, wieder aufgelebt sey, ist nunmehr bereits lange verworfen worden. Das einzige kann zugegeben werden, wie ein großer Mann des vorigen Jahrhunderts bereits angemerkt hat, (Conring. de origine Iuris German. c. 20.) daß, auf Betrieb des Clerus, der Codex und die Novellen Justinians, in denen er seine Vorrechte und Freyheiten beisammen hatte, weit mehr als die Pandekten, gebraucht worden sind. Aus gleicher Ursache wurde auch, nach Hincmars Versicherung, (Epist. IV. c. 6.) das lezte Buch des Theodosianischen Codex, (Sextus decimus liber legum) mit den Synodalgesezen bey der Regierung der Kirche vereinigt. Wenigstens las de Marca (de concord. Sacerdot. et Imper. L. III. c. 6. n. 2. p. 160. ed. Paris.) diese Stelle so in der Mainzer Ausgabe von Hincmars Briefen; aber in der Sirmondischen (Tom.

(Tom. poſter. Ep. XLIV. c. 33. p. 739.) findet man, an Statt jener Worte, folgende: etiam et per ſacras leges; jener Gelehrte müßte denn eine andere Stelle angeführt haben, die ich jezt nicht entdecken kann. Gewiß aber iſt es, daß die Rechtsgelehrſamkeit, worunter man die Kenntniß der Langobardiſchen und Römiſchen Geſeze verſtehen muß, in Italien, hauptſächlich mit dem eilften Jahrhunderte einen lebhaftern Gang erhalten hat. Hr. Jagemann hat gezeigt, (Geſch. der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, Dritten Bandes Erſter Theil, S. 182. fg.) daß das glückliche Beſtreben vieler Italiäniſchen Städte gegen den Anfang des gedachten Jahrhunderts, nach größern Freyheiten und dem Rechte, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen, die Nothwendigkeit hervorgebracht habe, ſich genauer um Rechte zu bekümmern, auf deren gerichtliche Anwendung jeder Bürger Anſpruch machen konnte. Zu Ravenna alſo, zu Bologna, zu Piſa, zu Pavia, und in andern Städten Italiens, wurden ſogar rechtliche Schulen errichtet, die auch aus andern Ländern, zumal aus der Provence, einen ungemeinen Zulauf hatten. Lanfranc, der nachmals ſo berühmte Theologe, erklärte ſeit dem Jahr 1032. mit ſeinem Amtsgenoſſen Garnier zu Pavia öffentlich den Codex Juſtinians, und ſezte auch eine Sammlung von Rechtsſprüchen und Regeln auf, welche für Rechtsgelehrte und Obrigkeiten ſehr nüzlich war. Als er ſich hierauf nach Frankreich gewandt hatte: eröffnete er auch zu Avranches in der Normandie eine ſolche Rechtsſchule, bis er nach einiger Zeit ein Mönch wurde. (Hiſt. Litt. de la France, T. VII. pag. 151.) Von der wichtigen Verbeſſerung der Geſezgebung und Rechtswiſſenſchaft, welche in dieſen Jahrhunderten von Griechiſchen Kaiſern veranſtaltet wurde, iſt bereits oben (S. 125. fg.) Nachricht ertheilt worden.

J. R. G. 814 bis 1073.

Auch

J. n. C. 814 bis 1073.

Auch die Arzneykunde regte ſich auf mancherley Art in dieſem Zeitalter. Die Griechen beſaßen zwar einen großen alten Reichthum an vortrefflichen Werken über dieſelbe, und begnügten ſich jezt meiſtentheils daran. Doch ſelbſt durch die Mittheilung deſſelben an andere Nationen machten ſie ſich verdient genug. So war es jezt Johannes Meſue, ſonſt auch Johannes Damaſcenus, von den Arabern Johanna Meſuach genannt, ein chriſtlicher Syrer, der die Araber mit jenen Schäzen bekannt machte. Er lebte zu Bagdad unter dem Chalifen Al Raſchid, und bis auf einen ſeiner Nachfolger Motawakkel, aber bis zum Jahr 841. überſezte die Schriften Griechiſcher Aerzte ins Arabiſche; verfertigte eigene, und hielt auch Vorleſungen über mehrere Wiſſenſchaften. Man hat gezweifelt, ob er ſeine Bücher Griechiſch oder Arabiſch aufgeſezt habe. Aber es iſt ausgemacht, daß ſie aus ſeiner arabiſchen Urſchrift theils ins Griechiſche, theils ins lateiniſche überſezt worden ſind. In ſolchen lateiniſchen Ueberſezungen ſind noch einige derſelben übrig, denen man die Eigenſchaft geſchickter Auszüge aus den größten Aerzten der Griechen, mit einigen eigenen Erfahrungen verbunden, zugeſteht. (Gregor. Abulfarai Hiſt. Dynaſtiar. p. 155. ſq. Oxon. 1663. 4. Ioh. Leonis Africani de viris quibusdam illuſtribus apud Arabes Libellus, c. 1. pag. 259. ſq. in Fabric. Biblioth. Graec. Vol. XIII. Fabricius l. c. p. 256. ſq.)

In den Abendländern blieb die Arzneywiſſenſchaft faſt ein Eigenthum der Mönche. Zween Aebte des Fränkiſchen Reichs um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurden vor ausnehmende Kenner derſelben gehalten. (Hiſt. litt. de la France, T. IV. pag. 274.) Gerbert beſaß unter ſeinen vielen Kenntniſ-

sen auch diese, besonders von Augenkrankheiten: und Fulbert, sein Schüler, kam darinne noch weiter; er gab selbst Arzneymittel, bis er Bischof von Chartres wurde. (Ibid. T. VI. pag. 44. 66.) Auch Bischöfe und Aebte übten diese Kunst bisweilen aus. Gilbert Maminor, Bischof von Lisieux, wurde daher in den spätern Zeiten des eilften Jahrhunderts, von dem Englischen Könige, Wilhelm dem Eroberer, zu seinem Leibarzte gewählt. (Ibid. Tom. VII. p. 134.) Aber ein methodischer Unterricht wurde doch darüber in keiner Schule des Fränkischen Gebiets ertheilt. Man lernte die Arzneykunde aus einigen Büchern; oder von Männern, die durch dieselbe berühmt waren; von der Naturlehre hatte man gar keinen Begriff. Der erste Schein eines günstigern Schicksals für diese Kunst brach im untern Italien an. Hier war die Stadt Salerno schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts durch ihre trefflichen Aerzte berühmt worden. Allem Ansehen nach hatten sich diese durch die Schriften und Beispiele der Araber, welche dort und in dem benachbarten Sicilien so mächtig waren, gebildet. Aber keiner trug mehr dazu bey, die Heilungskunst der Araber in Italien und andern abendländischen Gegenden beliebt und gewissermaaßen herrschend zu machen, als im eilften Jahrhunderte Constantinus, den man von seiner Vaterstadt Carthago den Beinahmen des Africaners gab. Nach der Erzählung des Petrus Diakonus, Mönchs zu Monte Cassino, im zwölften Jahrhunderte, die freylich einen romanhaften Anstrich hat, und von der gewöhnlichen Unwissenheit der damaligen Europäer in Absicht auf die Länder und Nationen der übrigen Welttheile zeugt; vermuthlich aber vom prahlenden Constantinus selbst herrührt, (Petr. Diacon. de viris illustrib. Casinensib. c. 23. p. 180. sq. in Fabricii Biblioth. Eccles.) reiste

J. n. C. 814 bis 1073.

er

n. C. 814 bis 873.

er aus Wißbegierde zuerſt nach Babylon, wo er die Grammatik, Dialektik, Phyſik, Geometrie, Arithmetik, Mathematik, Aſtronomie, Necromantie und Muſik der Chaldäer, Araber, Perſer und Saracenen aufs vollſtändigſte erlernte. In gleicher Abſicht begab er ſich nach Indien, Aethiopien und Aegypten; alle in dieſen Ländern blühende Wiſſenſchaften und Künſte machte er ſich eigen. Nachdem er neun und dreyſſig Jahre auf dieſen Reiſen zugebracht hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück. Doch ſeine Mitbürger trachteten ihm, wegen ſeiner bewundernswürdigen Gelehrſamkeit, nach dem Leben; man hielt ihn vor einen Zauberer, wie andere hinzuſezen. Er flüchtete ſich daher nach Salerno, wo er eine Zeit lang als ein Bettler verkleidet lebte. Endlich erkannte ihn der daſelbſt angekommene Bruder der Königs von Babylon; und der Herzog Robert Guiſcard nahm ihn als Geheimſchreiber an ſeinen Hof. Aber Conſtantinus ſehnte ſich nach einer gelehrten Muße; er wurde Mönch in dem Kloſter Monte Caſſino. Hier arbeitete er theils an Ueberſezungen Arabiſcher und Griechiſcher Werke von der Arzneykunſt; theils an eigenen: von beiden Claſſen iſt noch viel vorhanden, und im ſechszehnten Jahrhunderte zu Baſel und Lyon herausgegeben worden. Seine Ueberſezungen, wie von den Aphoriſmen des Hippokrates, und andere mehr, ſind zwar nicht ohne Fehler; doch war es immer verdienſtlich, die den Europäern ganz unbekannten Araber, und für ſie beinahe verlornen Griechen, für ſie verſtändlich und brauchbar genug gemacht zu haben. In ſeinen eigenen Schriften ſind es faſt lauter Auszüge aus denſelben, die man lieſt: und er geſteht dieſes zum Theil. Allein er geht noch viel weiter: ſein Lehrgebäude der Arzneykunde (Loci communes) iſt ganz aus dem Araber Haly Abbas oder Iſaac ausgeſchrieben;

ohne

daß er ſeinen Nahmen ein einzigesmal genannt hätte. Da er unterdeſſen viel Wiſſenſchaft, Sprachkenntniß und Eifer für ſeine Kunſt beſaß; auch durch ſeine Arbeiten einen nicht unerheblichen Nutzen ſtiftete: ſo kann man dieſes Verſchweigen für ein ſolches Zeitalter vielleicht verzeihlich nennen. **Conſtantinus** wurde nach dem Jahr 1060. berühmt. Er gab der Arzneywiſſenſchaft ein neues Leben in den Abendländern; die Aerzte, welche in ſeine Fußtapfen traten, und ſich ſeiner Schriften bedienten, wurden etwas methodiſcher, gelehrter, zum Beobachten fähiger, als ihre Vorgänger; und er legte dadurch den Grund zu der **medicinischen Schule von Salerno**, die ſeit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts ſo viel Ruhm und Anſehen erlangt hat. (Fabricii Biblioth. Graec. Vol. XIII. pag. 123. ſq. Hiſtoire de la Médécine depuis Galien juſqu'au commencement du ſeizième Siècle, par I. Freind, Troiſième Partie, p. 1. ſq. à Leide, 1727. 4. Jagemann l. c. S. 167. fg.) Daß unterdeſſen Conſtantinus nicht der einzige geweſen ſey, der dieſen Weg vorgezeichnet hat, lehrt das Beiſpiel ſeines Zeitgenoſſen **Gariopontus**, der den **Galenus** und andere alte Aerzte mit Prüfung benützte. (Fabric. Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. III. p. 17. ſq. ed. Pat.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Noch konnte man das Griechiſche Kaiſerthum auch als den vaterländiſchen Sitz der zeichnenden und bildenden Künſte anſehen. Man ſah noch im eilften Jahrhunderte einige der herrlichſten Kunſtwerke des alten Griechenlandes zu **Conſtantinopel**; wie den **Olympiſchen Jupiter des Phidias**, die **Venus** aus **Cnidus** vom **Praxiteles**, und andere mehr. (Winckelmanns Geſch. der Kunſt des Alterthums, S. 429. der Dresdn. Ausg.) Neue, die man verfertigte, zeugten nicht minder von der Erfindungskraft

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Künstler, als von der Prachtliebe des Hofs. Einer derselben, der Bischof **Leo**, im neunten Jahrhunderte, goß einen goldenen Baum, unter dessen Zweigen goldene Vögel saßen, die durch ein Triebrad bewegt, einen melodischen Gesang hören ließen; während daß ein goldener Löwe in der Nähe, auf gleiche Art in Bewegung gesezt, zu brüllen anfieng. Allein der verschwenderische Kaiser **Michael** ließ diese so sehr bewunderten Kunststücke einschmelzen. Gleichwohl sah noch hundert Jahre später **Luitprand**, als Gesandter **Berengars** an den Kaiser **Constantinus**, da er Gehör bey demselben hatte, ähnliche Kunstwerke mit einem nur kleinen Unterschiede. Es war ein ehern er, aber vergoldeter Baum, auf welchem eherne und vergoldete Vögel saßen, welche, jeder nach seiner Gattung, sangen; eben solche Löwen, die den kaiserlichen Thron bewachten, erhoben ihr Gebrülle: und dieser Thron veränderte sich bald zu einer ungeheuern Höhe, bald zu einer gewöhnlichen. (Zonarae Annales L. XVI. p. 157. ed. Paris. Simeon. Logothetae Annales, p. 327. ed. Venet. Luitprand. de reb. Impp. et Regg. L. VI. c. 2. p. 108. ed. Antverp.) War gleich der Geschmack in diesen Künsten bey den Griechen nunmehr etwas ins Kleinliche und Spielende gefallen; so fehlte es ihm doch nicht an beständiger Nahrung im Aeußerlichen der Gottesverehrung: und die völlige Wiederherstellung der Heiligenbilder in ihren alten Rang war selbst für den Zustand der Künste wichtig.

Die **westlichen Europäer**, welche diese Aufmunterung mit den Griechen gemein hatten, fuhren fort, unermeßliche Schäze, wie an Kirchengebäude überhaupt, also besonders an den Schmuck von jeder Art in denselben, zu verwenden. Ein Hauptbeyspiel davon geben die kostbarsten Kunstwerke ab, welche von den Päpsten allein, nach dem **Anastasius**, im neunten

Jahr-

Jahrhunderte, in die Kirchen Roms geschenkt worden sind: die von den Altären herabhängenden goldenen und silbernen Kronen, (regnum) die silbernen Kreuze, Leuchter, Schüsseln, und unzähliches andere mehr. Ein fürchterliches Vorurtheil, das im zehnten Jahrhunderte herrschend zu werden anfieng, verursachte zwar, daß man in vielen Gegenden keine neue Kirchen bauete, und die alten baufällig hinsinken ließ. Die Meinung, welche schon Gregor der Große gehabt hatte, wie seine Briefe beweisen, (Chr. KGesch. Th. XVI. S. 282.) daß das Ende der Welt nahe sey, gewann jezt weit mehr Stärke, weil man sich einbildete, es sey in der heil. Schrift selbst vorhergesagt, daß gleich nach dem Jahr 1000. der Antichrist erscheinen, die Welt untergehen, und das jüngste Gericht erfolgen werde. Unterdessen fanden sich doch selbst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Männer von Einsicht, die diesen Wahn bestritten. Ausser einer Stelle des berühmten Abbo, Abts von Fleury, (in Apologet. ad Hugonem Regem, p. 401. in Cod. Canonum Eccl. Rom. e biblioth. Pithoei, Paris. 1687. fol.) welche dieses beweiset, giebt es ein besonderes Schreiben des Westfränkischen Mönchs Adso, an die Königinn Gerberga, Gemahlinn Ludwigs jenseit des Meers her, (d'Outremer) wenigstens schon um das Jahr 950. aufgesezt; das man aber weit ältern Schriftstellern beygelegt hat; wie es denn auch deswegen unter Alcuins Werken (p. 1216–1219. Paris. 1617. fol.) steht. Er beantwortet darinne die Frage dieser Fürstinn wegen des Antichrists; verwirft zwar die beiden Meinungen, in welche man sich damals theilte, daß derselbe entweder von einer Jungfrau gebohren, oder von einem Bischof und einer Nonne gezeugt werden sollte; weiß aber sonst manches von der Geschichte desselben vorauszusagen, und macht endlich

J. n. C. G. 814 bis 1073.

den Schluß, daß, da die Ankunft deſſelben noch nicht
so nahe ſeyn könne, weil erſt der große Abfall von der
Religion vorhergehen müſſe, auch das Ende der Welt
noch nicht befürchtet werden dürfe. Genug, nachdem
das Jahr 1000. vorübergegangen war, ohne daß dieſe
Beſorgniß eingetroffen wäre, fieng man mit einem
neuen Eifer an, vornehmlich in Frankreich und Ita-
lien, die Kirchen, ſelbſt die es noch nicht bedurften, die
Klöſter und Capellen wieder aufzubauen. (Glabri Ro-
dulphi Hiſtor. L. III. c. 4. pag. 27. ap. Duchesn. T.
IV.) Da man alſo hierzu eine große Menge Bau-
meiſter nöthig hatte: legten ſich viele Biſchöfe und
Aebte ſelbſt auf dieſe Kunſt, und führten ihre kirchli-
chen Gebäude auf. Einer dieſer Biſchöfe, Beren-
ger, in der jezigen Grafſchaft Rouſſillon, reiſte ſogar
nach Jeruſalem, um die Kirche über dem vermeinten
Grabe Chriſti abzuzeichnen, nach welcher er die ſeinige
erbauete. Conrad, Biſchof von Utrecht, lockte ei-
nem Frießländiſchen Baumeiſter das Geheimniß ab,
auf moraſtigem Grunde feſt zu bauen, und benüzte ſol-
ches für ſeine Cathedralkirche. Helinand, Erzbi-
ſchof von Lyon, legte im Jahr 1050. eine Brücke
über die Saone an. Man nennt noch mehrere, auch
Mönche, welche durch ihre Geſchicklichkeit in der Bau-
kunſt berühmt wurden: und wenn man gleich zweifeln
könnte, ob Künſtler, die für das eilfte Jahrhundert
vortrefflich waren, es auch noch jezt zu heiſſen verdie-
nen; ſo verrathen doch einige ihrer noch vorhandenen
Gebäude, wie die prächtige Kirche, welche der Abt
Wilhelm zu Dijon ſeit dem Jahr 1001. errichtete,
und wovon noch das runde Hauptgebäude, von einer
dreyfachen Reihe Säulen unterſtüzt, übrig iſt, einen
feinern Geſchmack, der ſich entweder nach Römiſchen
Muſtern in Frankreich, oder durch die Bekanntſchaft
mit den Italiäniſchen, gebildet hatte. (Hiſt. litér. de

la France, T. VII. p. 139. ſq.) Kaum mittelmäßig hingegen ſcheinen die Mahler, Bildhauer, und andere ähnliche Künſtler dieſer Zeit in Frankreich geweſen zu ſeyn. Daher vermachte ein Biſchof von Auxerre, Gottfried, denjenigen Clerikern Präbenden an ſeiner Cathedralkirche, welche ſich in der Mahlerey, Goldſchmiedkunſt, im Glasmachen, und in andern Künſten, die zur Ausſchmückung der Kirchen am nöthigſten waren, üben würden. (Ibid. p. 142.) In Italien, wo man ſo viele muſterhafte Kunſtwerke des Alterthums vor den Augen hatte, gieng man überdieß auch nunmehr zu der erſten Quelle, zu den Griechen, zurück. Als Deſiderius, Abt von Monte Caſſino, nachmals Papſt Victor der Dritte, die Kirche dieſes Kloſters im Jahr 1066. mit einer ungemeinen Pracht aufbauete: ließ er von Conſtantinopel Künſtler kommen, welche die Muſiviſche Arbeit, und die Kunſt, Fußböden mit vielfältigem Marmor zu täfeln, verſtanden; (ars muſiaria et quadrataria,) und damit dieſe über fünfhundert Jahre lang in Italien vernachläßigten Künſte nicht ferner untergehen möchten, veranſtaltete er, daß viele Knechte des Kloſters dieſelben lernen mußten. Die Franzöſiſchen Benediktiner folgern daraus, (l. c.) daß die bildenden Künſte überhaupt während ſo vieler Jahrhunderte eben ſowohl in Italien, als in Frankreich, in Verfall gerathen wären. Hr. Jagemann aber behauptet, (Geſch. der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, Dritten Bandes Erſter Theil, S. 248. fg.) daß der Schriftſteller des zwölften Jahrhunderts, der dieſes ſagt, (Leo Marſicanus, zulezt Cardinalbiſchof von Oſtia,) nur die beiden ausdrücklich genannten Künſte, nicht aber auch die übrigen, gemeint habe; indem ja Italien in den nächſtfolgenden Jahrhunderten gar nicht arm an Mahlern, Bildhauern, und Baumeiſtern, ſelbſt an

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Künſtlern in einer gewiſſen Gattung des Muſiviſchen, geweſen ſey. Es ſcheint jedoch immer das Verhältniß übrig zu bleiben, daß die Italiäner für die andern Abendländer in allen dieſen Künſten eben das vorgeſtellt haben, was die Griechen in Anſehung ihrer waren. Einer der ſcharfſichtigſten Männer unſerer Zeiten (Leſſing vom Alter der Oelmahlerey, Braunſchweig, 1774. 8.) glaubte in dieſen Jahrhunderten am Theophilus Presbyter ſogar den Erfinder dieſer Art zu mahlen entdeckt zu haben, deren Urſprung gewöhnlich weit jünger angegeben wird.

Ueber keine aber von allen Künſten wurde in dieſem Zeitalter ſo viel geſchrieben, als über die Muſik; ſie gewann auch eine merkwürdige Erleichterung, die man als eine Art von Reformation anſehen konnte. Genau verbunden mit dem öffentlichen Gottesdienſte, und zu den beſondern Uebungen der Mönche und Canonicorum nothwendig, hatte ſie zwar ſchon längſt einen gewiſſen Grad von Wichtigkeit; aber die Einführung des Römiſchen Kirchengeſangs durch Karln den Großen in ſeinem Reiche, deren anderswo (Th. XX. S. 154. fg.) gedacht worden iſt, ſcheint noch mehr Nacheiferung für die Tonkunſt überhaupt hervorgebracht zu haben. Dieſe veränderte ſich nicht mit jenem im Fränkiſchen Reiche. Aber ihre Hochſchäzung ſtieg; man fieng an, ſie die erſte unter allen Künſten zu nennen; Gelehrte glaubte man dadurch zu ehren, wenn man ſie als Kenner derſelben darſtellte; ſie wurde auf allen Schulen, auch von Männern, wie Gerbert und Abbo waren, gelehrt; vom Hucbald, ihrem Zeitgenoſſen, einem Mönche des Kloſters St. Amand, der ſogar Erfinder für dieſelbe war. Ein anderer Mönch zu Reome, oder Moutier St. Jean, im neunten Jahrhunderte, Aurelianus, ſchrieb ein Buch über die Muſik, von welchem Martene und

Die

Dürand (Collect. ampliss. monum. vett. T. I. pag. 123–125.) nur eine Probe haben abdrucken lassen; aus welchem aber gute Kenntnisse hervorblicken. Er dringt unter andern sehr darauf, daß man den Tonkünstler eben so genau vom Sänger unterscheiden müsse, als die Vernunft von einer körperlichen Kunst. In eben demselben Jahrhunderte war ein Schüler Rabans, Johann, Mönch zu Fulda, der erste, der den künstlichen Gesang bey den Deutschen harmonisch einrichtete. Andere können übergangen werden; aber nicht Guido von Arezzo. Dieser Mönch zu Pomposa, in der Nähe von Ravenna, lehrte daselbst die Musik, nach der von ihm um das Jahr 1026. erfundenen Methode, mit so glücklichem Fortgang, daß er dem Neide und der Verfolgung seiner Mitbrüder nicht entgehen konnte. Er verließ also sein Kloster, um den Clerus einiger Kirchen im Gesange zu unterrichten. De Papst Johann der Neunzehnte, auch der Zwanzigste genannt, der von seiner neuen Kunst gehört hatte, rief ihn deswegen zu sich, und machte selbst die Probe davon, indem er nach derselben sogleich einen Vers singen lernte. Guido sollte sie auch dem Römischen Clerus beybringen; er verließ aber Rom um einer Krankheit Willen, und scheint in sein Kloster, wo er einen günstigern Abt bekommen hatte, gestorben zu seyn. Seine Erfindung trug er in einer Schrift: Micrologus, sive Libri duo de Musica, vor, wovon das erste Buch prosaisch, das zweyte in zweyerley Versarten abgefaßt ist. Obgleich bisher nur Auszüge daraus mitgetheilt worden sind; so kennt man doch dieselbe genugsam; auch Sigbert von Gemblours hat sie bereits beschrieben. (Chronograph. ad a. 1028. p. 831. T. I. Scriptt. Rer. Germ. Pistorii.) Er führte ein System von zwey und zwanzig diatonischen Tönen ein, und theilte es in sieben Hexachorde, oder Leitern von sechs auf einander

J. n. C. G. 814 bis 1075.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der folgenden Tönen, ab, denen er die Anfangssylben der ersten sechs Zeilen eines damals gebräuchlichen Lobgesangs auf den heil. Johannes (ut re mi fa sol la) unterlegte; so daß mi fa allezeit unter dem halben Tone, der sich in jedem dieser Hexachorde von der dritten zur vierten Stufe befindet, zu stehen kam. Durch diese Methode, welche man davon die Solmisation genannt hat, und deren Entwickelung bey andern Schriftstellern zu suchen ist, wurde die Erlernung des richtigen Gesangs sehr erleichtert. In spätern Zeiten aber, als die Musik neue Erweiterungen erhielt, ist dieselbe, wegen der bey ihr sich häuffenden Schwierigkeiten, größtentheils verlassen worden. (Sulzers Allgemeine Theorie der schönen Künste, Zweyter Theil, Art. Solfeggiren, Solmisiren, Solmisation, S. 682. fg. Leipzig, 1775. 8. Martin. Gerbert. de cantu et musica sacra, Tom. II. p. 42. sq. 67. sq. Hist. litt. de la France, T. V. p. 98. sq. T. VI. p. 71. sq. T. VII. p. 143. sq. Jagemann l. c. S. 161. fg.)

Was aber eigentlich in der Geschichte der Künste und Wissenschaften bey jeder Nation die erste Stelle einnehmen sollte, der Zustand ihrer gemeinen und schriftstellerischen Sprachen, ihrer Beredtsamkeit und Dichtkunst, weil derselbe ein sicheres Merkmal ihres Geschmacks und Witzes, der einheimisch, möglichst fruchtbaren Bearbeitung ihrer Geistesgaben abgiebt; das gehört auch hier nur in die letzte Stelle. Keine der abendländischen Nationen hatte noch eine gebildete, zum Dienste der feinen Künste und der Gelehrsamkeit tüchtige Sprache. Selten machten sie von den ihrigen einen solchen Versuch: und auch dieser blieb tief unter demjenigen stehen, was Griechen und Römer, selbst Hebräer und Araber, durch den Anbau ihrer Sprachen geleistet hatten. Ihre unzählichen Schriftsteller drückten sich in einer fremden, gelehrt und geist-

lich

lich seyn sollenden Sprache meistentheils schlecht aus. Die Griechen aber, welche bloß in der ihrigen schrieben, erreichten ihre berühmten Vorfahren darinne bey weitem nicht.

J. C. 814 bis 1073.

Lateinisch also schrieben nicht mir fast alle Gelehrte oder Cleriker dieser Jahrhunderte; sondern im Anfange dieses Zeitraums wurde auch eben diese Sprache noch von vielen aus den niedern Volksclassen in Ländern der ehemaligen Römischen Botmäßigkeit verstanden. Aber mit dem neunten Jahrhunderte hörte dieses auf. Im zehnten gab es schon Bischöfe genug, denen das Latein fremd war: und daß **Aymon**, Bischof von **Verdun**, seine Anrede an die Synode zu **Mouson** im Jahr 995. im **Gallischen**, das heißt, in dem immer mehr aufwachsenden **Französischen**, gehalten hat, (gallice concionatus est, Concil. Mosomens. apud Harduin. Tom. VI. P. I. p. 734.) kam wohl nicht bloß von der Anwesenheit einiger vornehmen Laien her; sondern von der wenigen Uebung der Bischöfe, unter welchen auch Deutsche waren, im Lateinischen. Um es als Büchersprache benützen zu können, sorgte man desto mehr. Seit dem neunten Jahrhunderte wurden über dieselbe **grammatische Schriften**, **Glossarien** und **Lexica** in ziemlicher Anzahl verfertigt. **Rabanus Maurus** machte einen Auszug aus der Sprachlehre des **Priscianus**; (Opp. T. I. p. 28. sq.) seine Erklärungen lateinischer Wörter, welche die Theile des menschlichen Körpers bezeichnen, durch Fränkischdeutsche, (Glossae latino-barbaricae de partibus humani corporis, p. 66. sq. in Goldasti Rer. Alamannic. Scriptt. T. II. Francof. et Lipf. 1730. fol.) sind auch für unsere Sprache brauchbar; und sein kleiner Aufsatz allgemeinern Inhalts, (de inventione linguarum, ab hebraea usque ad theodiscam, et novis antiquis, (ibid. p. 68–70.) erstreckt sich bis auf

Abkürzungszeichen und Monogrammen. Iso, ein berühmter Mönch zu St. Gallen, auch im neunten Jahrhunderte, der als Vorsteher der dortigen Schule, sich vorzüglich den Beynahmen eines Lehrers, (Magister) erwarb, scheint Verfasser des Lateinischen Lexicons zu seyn, welches unter dem Nahmen seines Schülers, des Bischofs von Costnitz, Salomo, noch in Handschriften vorhanden ist. (Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. IV. p. 193. ed. Patav.) Unter vielen andern Verfassern solcher Wörterbücher, auch über die Lateinische Bibelübersezung, Werke des Fleisses, aber einer sehr mäßigen Gelehrsamkeit, verdient wenigstens Papias, ein Lombarde um die Mitte des eilften Jahrhunderts, angeführt zu werden, dessen Elementarius, sonst auch Vocabulista oder Lexicon catholicum genannt, von ihm zum Gebrauch seiner Söhne aufgesezt, zwar manche schlechte Stellen hat, aber auch einiges enthält, was man anderswo nicht findet, und im funfzehnten Jahrhunderte einigemal gedruckt worden ist. (Fabricii Biblioth. Lat. Tom. III. p. 404. sq. ed. Ern.)

n. C. 814 bis 1073.

Unzählige aber verfertigten in diesem Zeitalter sogenannte Lateinische Gedichte; ihre Menge war nur darum so groß, weil fast niemand mehr wußte, was Dichtkunst sey. Man scandirte, obgleich auch nicht immer richtig; man versificirte, halb im Römischen, halb und noch mehr im Kirchenlatein, Gegenstände der Bibel und der Religion, Heiligenlegenden, Geschichten der Bißthümer und Klöster, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Kirchenlieder, Staats- und Kriegsbegebenheiten, und vieles andere mehr. Alles dieses, auf eine erträgliche Art zusammengesezt, schien so leicht zu seyn, und machte auch mehr Vergnügen, als die holperichte Prose dieser Zeiten. Dazu kam, daß man sich jezt besonders in Leoninischen, oder in

der

der Mitte und am Ende sich mit einander reimenden Versen, gefiel; ein so angenehmes Geklingel reizte sehr viele, ihre Kräfte darinne zu versuchen. Vermeinte poetische Kunststücke wurden auch gezimmert. Keines bewunderte man mehr, und auf keines mag sich auch sein Verfasser mehr eingebildet haben, als Rabans Buch de mysterio (oder de laudibus) S. Crucis. Opp. T. I. p. 273. sq.) Es sind acht und zwanzig geheimnißvolle Bilder, mit Versen angefüllt, und von einer prosaischen Auslegung begleitet: sinnreich, wenn man will, und mühsam; aber auch höchst gezwungen. Noch in den neuern Zeiten hat man dieses Werk mit Lobsprüchen überhäuft; unter andern hat es auch Marcus Welser zu Augsburg, im Jahr 1605. besonders herausgegeben. Milo, ein Mönch zu St. Amand, wo er im Jahr 872. starb, sehr fertig im Versificiren, und in einzelen Stellen nicht unglücklich, wie sein vom Oudin ans Licht gezogenes Gedicht beweiset, (Conflictus veris et hiemis, Commentar. de Scriptt. Eccl. antiq. T. II. pag. 326. sq.) schrieb auch ein solches Kunststück zur Ehre des heil. Kreuzes, in Gestalt einer Kugel zusammen, das seine Klosterbibliothek vor einiger Zeit noch aufbehielt. (Hist. litt. de la Fr. T. V. p. 415.) Die Wuth der lateinischen Versmacherey war so groß, daß man sogar am Ende einer Urkunde vom Jahr 835. drey Hexameter findet, durch welche ein gewisser Rotmar der Nachwelt die Versicherung gab, daß er diese Urkunde geschrieben habe. (ib. T. IV. p. 275. 276.) Ein Verzeichniß also von den lateinischen Dichtern dieser Jahrhunderte mitzutheilen, würde, wenn es gleich-beynahe lauter kirchliche Schriftsteller waren, von sehr geringem Nutzen seyn. Ziemlich vollständig ist dasjenige, welches Polykarp Leyser in seinem bekannten Werke, (Historia poetarum et poematum medii aevi, pag. 214.

J. C. 814 bis 1072.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

214–355.) eingerückt hat. Auſſer den Lebensumſtänden der Verfaſſer, giebt er auch ihre einzelen Gedichte an; bringt die Anfangsverſe derſelben, zuweilen auch gröſsere Proben daraus, bey; einige hat er auch zuerſt aus der Handſchrift bekannt gemacht. Nur zeigt er das Eigenthümliche eines jeden Dichters nicht, ſo weit es der Mühe werth war; daher lehrt er auch nicht die vorzüglichern von dem groſsen Schwarme unterſcheiden.

Denn allerdings giebt es einige unter ihnen, die entweder durch eine flieſsende Verſification und reinern Ausdruck; oder durch eine kleine poetiſche Anlage und nicht zu verachtenden Witz hervorragen; manche ſind auch von andern Seiten merkwürdig. So verdient Theodulf etwas ausgezeichnet zu werden. Er ſcheint in Italien von einem Gothiſchen Geſchlechte abgeſtammt zu ſeyn. Karl der Groſse zog ihn um das Jahr 781. in ſein Reich, und ertheilte ihm bald darauf die Abtey Fleury, nebſt dem Bisthum Orleans. Er war würdig, beyde zu beſitzen: denn nicht leicht arbeitete damals, auſſer Alcuin und Karln ſelbſt, unter den Franken ein Mann von Anſehen ſo eifrig an der Reformation des Clerus, als er. Seine Vorſchriften an die ihm untergebenen Pfarrer (Capitula ad Presbyteros parochiae ſuae, p. 665. ſq. in Sirmondi Opp. T. II. ed. Venet.) legen ein Zeugniſs davon ab; Proben daraus, wie überhaupt von ſeiner aufgeklärten Denkungsart, ſind ſchon in der Geſchichte des vorhergehenden Zeitraums angeführt worden. (Th. XIX. S. 57. Th. XX. S. 182. fg.) Man ſieht ihn auch als den beſten Dichter ſeines Jahrhunderts an: und in der That ſind ſeine Verſe ſeinen proſaiſchen Aufſätzen vorzuziehen. Die Leichtigkeit, mit welcher ſie ihm gelingen; viele ſeine Gedanken, nützliche Lehren und

an-

anmuthige Bilder sind das Eigene derselben; wenn ihn gleich der Dichtergeist selbst nur selten angehaucht hat. Diese Gedichte, meistentheils in Elegieen abgefaßt, hat **Sirmond** (l. c. p. 737–884.) am brauchbarsten herausgegeben. In den sechs Büchern, aus welchen sie bestehen, herrscht auch viele Mannichfaltigkeit. So enthält das erste Buch eine lange Ermahnung an die Richter, ihre Pflicht zu thun, voll treffender und starker Stellen. Im zweyten Buche findet man unter andern den berühmten Gesang, dessen zwölf erste Verse noch am Sonntage **Palmarum** in der Römischen Kirche, bey der Palmenprocession angestimmt werden: Gloria, laus et honor tibi sit, Rex, Christe, Redemtor. Das erste Gedicht des dritten Buchs besingt die Bezwingung und Bekehrung der **Avaren** durch **Karln den Großen**. Von den übrigen mag das kleine Gedicht wider die Wallfahrten (L. V. c. 4. p. 855.) die Denkungsart und Dichterfähigkeit des Verfassers schildern: Non tantum isse iuvat Romam, bene vivere quantum, Vel Romae, vel ubi vita agitur hominis. Non via credo pedum, sed morum ducit ad astra; Quis quid ubique gerit, spectat ab arce Deus. **Theodulf**, der bey **Karln** sehr viel gegolten hatte, erhielt sich auch in gleicher Gewogenheit bey dessen Sohne **Ludwig dem Frommen**, bis zum Jahr 818. Da wurde er beschuldigt, an der Empörung **Bernhards**, Königs von Italien, und Brudersohns des Kaisers, Antheil genommen zu haben. Er leugnete dieses zwar stets; verlor aber doch sein Bißthum, nebst seinen übrigen Gütern, und wurde in ein Kloster zu **Angers** verwiesen. Im Jahr 821. ward er loß gesprochen, und bekam alles wieder; allein der Tod nahm es ihm in eben demselben Jahre von neuem. Seine Lebensumstände und Schriften haben die Französischen Benediktiner (Hist. litt. de la Fran-

J. n. L. G. 814 bis 1073.

France, T. IV. pag. 459–474.) am sorgfältigsten beschrieben.

n. C. G. 814 bis 1073.

Ein anderer lateinischer Dichter, der hier auch nicht vergessen werden darf, ist **Walafried**, mit dem Beynahmen **Strabo** oder **Strabus**, (der Schielende,) Abt des Klosters **Reichenau**, seit dem Jahr 842. wo er aber schon im Jahr 849. wenig über vierzig Jahr alt, starb. Die erstgedachten Gelehrten haben ihm ebenfals ein würdiges Denkmal gesezt. (l. c. T. V. p. 59–76.) Er war allerdings einer der gelehrtesten Männer des neunten Jahrhunderts, mit den alten Römern wohl bekannt; auch im Griechischen nicht unerfahren. Die Klosterschule zu **Reichenau**, der er anfänglich vorstand, brachte er in große Aufnahme. Seine Arbeiten über die heil. Schrift, und sein Buch von den Kirchencärimonien, können erst an einem andern Orte beschrieben werden. Ueberhaupt schrieb er im lateinischen besser, als die meisten seiner Zeitgenossen; seine mehresten Schriften aber bestehen aus Gedichten, welche beym **Canisius** (Lectt. antiq. T. II. P. II. p. 184–274. ed. Basn.) am vollständigsten gesammelt sind. Wenige derselben erheben sich zu einer gewissen Größe; die längsten sind dem Andenken von Heiligen gewiedmet. Besonders ist das größte von allen eine Beschreibung des berühmten Gesichts, welches dem Mönche **Wettin** zu **Reichenau** wiederfahren seyn sollte, und welches **Hetto**, Bischof von **Basel**, bald nach seinem im Jahr 824. erfolgten Tode, schon prosaisch aufgezeichnet hatte. (l. c. p. 205–220.) Ohngeachtet der fabelhaften Grundlage, machen doch die lebhaften Schilderungen der Sitten jener Zeit, und andere historische Züge, dieses Gedicht noch einiger Aufmerksamkeit werth. Dreist hat man mit Recht die Stelle gefunden, worinne der Verfasser **Karln den Großen**, (unter dessen Sohne er schrieb,)

wegen

wegen seiner Unkeuschheit, nach dem Tode bestrafen läßt: Contemplatur item quendam lustrante pupilla, Ausoniae quondam qui regna tenebat et altae Romanae gentis, fixo consistere gressu, Oppositumque animal lacerare virilia flautis, Laetaque per reliquum corpus lue membra carebant. (l. c. p. 212.) Die übrigen dieser Gedichte enthalten Gesänge auf christliche Festtage, auf Apostel und Märtyrer; oft bestehen sie nur aus wenigen Zeilen, und betreffen bald große, bald sehr kleine Gegenstände dieser Zeiten. Aber eines muß man von allen andern ausnehmen: den kleinen Garten Walafrieds. (Hortulus, ad Grimaldum, coenobii S. Galli Abbatem, p. 266–274.) In den übrigen ist eine gewisse Ungleichheit sichtbar; bisweilen auch Dunkelheit und Härte; dieses ist das ausgearbeiteteste, das er hinterlassen hat. Er hatte ein Gärtchen angebauet, und beschreibt hier so artig und geschickt die Pflanzen, Blumen und Gewächse, welche er darinne gezogen hatte, wie Salbey, Raute, Mohn, Kürbis, Melonen, Fenchel, Wermuth, Minze, Betonienkraut, Lilien, Rosen, und dergleichen mehr, nach ihren Eigenschaften, Nutzen, auch medicinischem Gebrauche, daß man dieses Gedicht mit Vergnügen liest.

J. n. L. G. 816 bis 1075.

Im zehnten Jahrhunderte war Luitprand, dessen in seinen Geschichtbüchern eingestreueten Gedichte bereits oben S. 168.) bemerkt worden sind, ein noch witzigerer Nachahmer der Alten; er läßt darinne zuweilen auch seiner Satyre freyen Lauf. — Allein die Nonne Roswitha, die auch schon unter den Geschichtschreibern dieser Zeiten vorgekommen ist, kann selbst in einem vorzüglichern Verstande eine Dichterinn heissen. Nicht wegen der gereimten Hexameter, in welchen sie die Regierungsgeschichte Otto des Ersten, ingleichen einige Heiligen- und Märtyrergeschichten, besun-

gen

gen hat; ſondern als die Verfaſſerinn der erſten dramatiſchen Gedichte in Deutſchland. Unzufrieden darüber, daß die Luſtſpiele des Terentius ſo häufig geleſen, und daraus manche freyere und wollüſtige Vorſtellungen begierig eingeſogen wurden: entſchloß ſie ſich, in einer Nachahmung derſelben vielmehr die Tugend des chriſtlichen Frauenzimmers ſiegen zu laſſen. Sie ſchrieb alſo ſechs Luſtſpiele; Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Abraham, Paphnutius, Fides et Spes, die man, nebſt ihren übrigen Schriften, am beſten in Heinr. Leonh. Schurzfleiſchens Ausgabe, (zu Wittenberg, 1707. 4.) geſammelt und erläutert findet. Freylich ſind es keine eigentlichen Luſtſpiele; es ſind in Handlung gebrachte Geſchichten, die man auch Trauerſpiele, oder nur dialogiſirte Erzählungen nennen könnte. Die Liebe wird in dieſen Schauſpielen von der Religion überwunden; die Bekehrung der Heyden zum Chriſtenthum, oder der Chriſten zu einem gottſeeligen Leben; ja ſogar der Märtyrertod, machen die Entwickelung derſelben aus. Aber als die erſten Verſuche dieſer Art, denen es an Erfindungskraft, Witz, gelehrten Kenntniſſen und angenehmer Schreibart nicht fehlt; auch alles dieſes von einer Nonne, und aus einem ſolchen Jahrhunderte, bleiben ſie immer ſchätzbar. — Zu dieſen allen kann man noch einen grammatiſchen Dichter in England aus dem eilften Jahrhunderte, Johann von Garlandia, oder Garlandius, ſezen. Er hat zwar mancherley Gedichte geſchrieben, die noch faſt alle in Handſchriften verborgen ſind, wie Fabricius zeigt: (Biblioth. Lat. med. et inf. aevi, T. III. p. 18. ſq.) aber inſonderheit einige über die Orthographie, den Accent, ein Opus aequivocorum, und ein Opus ſynonymorum. Dieſes leztere hat Leyſer (l. c. p. 312–339.) aus einer Wolfenbütteliſchen Handſchrift ans Licht geſtellt:

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und

und einiger Werth für Sprache und Wörterbücher kann ihm nicht abgesprochen werden.

J. H. L. G. 814 bis 1078.

So viel, im Grunde unendlich mehr, als hier angezeigt werden kann, wurde in der lateinischen Sprache versificirt; eine und die andere **Volkssprache** wandte man doch auch nunmehr zu einem ähnlichen Gebrauche an. Was im vorhergehenden Zeitraum, wie in dessen Geschichte gezeigt worden ist, (Th. XIX. S. 113. fg.) nur erst einigen Anfang genommen hatte, die Ausbildung des **Französischen** aus der verstümmelten und ausgearteten lateinischen Sprache, die man das **Bauernlatein** oder die **Romanische Mundart** (Lingua Romana Ruſtica, le Roman, le Romancier, la Langue Romance, und so weiter,) nannte, das hatte im gegenwärtigen schon einen sichtbarern und schnellern Fortgang. Seit dem neunten Jahrhunderte mußte das alte Latein dem **Romanischen** im täglichen Umgange unter den Westfranken, oder nachmaligen Franzosen, weichen. Ob sie gleich eine deutsche Sprache in dieses Land mitgebracht hatten; so war doch seit so vielen Jahrhunderten unter Galliern und Römern daselbst die lateinische Grundlage des **Romanischen** so allgemein festgesezt; nach und nach auch beym Gottesdienste, in Abfassung von Gesezen und Urkunden, so herrschend geworden, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Ueberwinder auch hierinne, wie in andern Dingen, sich allmählich nach den Ueberwundenen richteten. Daß jedoch auch Deutsche, Normännische, und andere ausländische Wörter in dieses sich verschlimmernde Latein eingedrungen sind; beweiset noch der Platz, den sie im Französischen einnehmen. Unterdessen schrieb man doch erst seit dem zehnten Jahrhunderte jene erdichtete Erzählungen von kriegerischen und verliebten Abentheuern im Roma-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

nischen, die davon den Nahmen der Romane erhalten haben. Im eilften Jahrhunderte wurden auch andere Schriften und Uebersezungen aus der lateinischen Sprache in dieser abgefaßt. Die Gedichte oder gereimten Erzählungen und Volkslieder in derselben vervielfältigten sich. Nun kamen auch jene Provencalischen Dichter, die unter dem Nahmen der Troubadours oder Trouverres (Finder oder Erfinder, einem recht angemessenem Nahmen für Dichter,) so berühmt geworden sind; obgleich der älteste, den man genauer kennt, ein Graf von Poitiers, und Herzog von Aquitanien, erst am Ende des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hatten zwar von der Provence die Benennung; aber in Languedoc, Dauphinee, und Aquitaine wurde diese Romanische Poesie noch viel eifriger bearbeitet. Ihre Sprache, gleichsam das Französische in seiner Kindheit, war rauh, und blieb es auch noch viele Jahrhunderte; sehr mittelmäßig waren auch ihre dichterischen Gaben, und an feinerem Geschmack mangelte es ihnen fast gänzlich; gleichwohl bewunderte man sie, weil sie Denkungsart, Sitten und Lieblingsneigungen ihres Zeitalters nur zu lebhaft mahlten. Diese Sprache gieng im eilften Jahrhunderte mit den Normännischen Eroberern von England auch in diese Insel hinüber, und verdrängte daselbst das Angelsächsische im öffentlichfeyerlichen Gebrauche auf geraume Zeit. Andere Normänner führten sie im untern Italien und in Sicilien ein; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die dortigen Dichter, gemeinschaftlich die Sicilianischen genannte, durch die Romanischen erweckt worden sind; ob sie gleich in ihrer gemeinen Sprache, der Italiänischen, die sich auch erst recht aus den Trümmern der lateinischen erhob, dichteten. Selbst in Spanien, wo sich die vornehmste einheimische Mundart, die Castiliani-

lianiſche, auf gleiche Art bildete, wurde doch das Provencaliſche, das man auch das Limoſiniſche nannte, in mehrern Provinzen eine übliche Sprache. (Hiſt. litt. de la France, T. VI. p. 54. ſq. T. VII. p. 128. ſq. Hiſtoire littéraire des Troubadours, à Paris, 1774. 3 Voll. 12. Jagemanns Verſuch über den Urſprung der Italiäniſchen Sprache, (S. XIII. fg. l. c.) J. C. 814 bis 1073.

Freyer im Gebrauche ihrer urſprünglichen Sprache, und nicht wie alle die eben angeführten Nationen, durch Römiſche oder andere Ueberwinder genöthigt, eine fremde Sprache, noch dazu in ihrer ganzen Verunſtaltung anzunehmen, waren die Oſtfranken des ausſchließenden Nahmens der Deutſchen deſto würdiger. So ungeſchliffen noch auch ihre Sprache, oder vielmehr die verſchiedenen Mundarten derſelben waren; ſo macht es doch Vergnügen, in der älteſten Urkunde derſelben, vom Jahr 842. die Fränkiſche Mundart neben dem Bauernlatein der Weſtfranken zu ſehen. In beiden zugleich iſt die Formel des Bundes aufgeſezt, welchen die beiden Brüder und Söhne Ludwigs des Frommen, Ludwig, (nachmals der Deutſche, oder Stifter des Deutſchen Reichs,) und Karl (der Kahle genannt, Stifter des Weſtfränkiſchen Reichs,) einander bey Straßburg zuſchworen. (apud Duchesn. T. II. p. 381. ſq. et in Schilteri Scriptt. Rer. Germ. p. 113. ſq.) Jeder bediente ſich dabey der in ſeines Bruders Reiche gewöhnlichen Sprache, um von deſſen Kriegsheere verſtanden zu werden: ſo geläufig waren ſie ihnen beide. Ludwig ſchwor alſo in dem kauderwelſchen oder Romaniſchem Latein: Pro Deo amur, et pro Chriſtian poblo et noſtro commun ſalvament, u. ſ. w. und Karl dagegen im Fränkiſchen: In Godes Minna, ind durch tes Chriſtianes ſolches, ind unſer bedhero Gehaltniſſi, u. ſ. w.

Freher, der am angeführten Orte dieſe Urkunde ſehr wohl erläutert hat, zeigt unter andern, wie ſehr die Franzoſen ſchuldig ſind, die Deutſche Sprache, als ihre erſte Mutterſprache, zu achten, und Deutſchland als ihr Ilium zu ehren.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aber, was noch merkwürdiger iſt, zu einer Zeit, da der Clerus in den Abendländern nur das Latein als eine gelehrte und Bücherſprache angeſehen wiſſen wollte, verſuchte es ein patriotiſcher Deutſcher Mönch und Prieſter Otfried, der Deutſchen eben dieſen Rang zu verſchaffen; und munterte ſeine Mitbürger zu ihrer Verfeinerung auf. Er trat zeitig in das Kloſter Weiſſenburg im Elſaß; Rabans Ruf aber bewog ihn, ſich gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, eine Zeit lang in deſſen Unterricht nach Fulda zu begeben. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er Vorſteher der Schule ſeines Kloſters. In dieſem Amte that er ſich durch mannichfaltige Gelehrſamkeit, ſehr nüzlichen Unterricht und Schriften, zwiſchen den Jahren 840 und 870. hervor. Trithemius, der nach ſeiner Art glaubwürdige und unrichtige Nachrichten von ihm unter einander gemiſcht hat, (de Scriptt. Eccleſ. c. 290. p. 76. ed. Fabric. et Chron. Hirsaug. T. I. ad a. 843. p. 19. ad a. 863. p. 28. ſq.) verſichert, daß er, nach dem Beyſpiel Karls des Groſſen, die Barbarey der Deutſchen Sprache auf grammatikaliſche Regeln zurück zu führen geſucht, und ſolches auch zum Theil würklich geleiſtet habe; daher könnten aber auch ſeine Schriften, ſelbſt von Kennern dieſer Sprache, nicht wohl verſtanden werden. An Statt dieſes Urtheils, das ſelbſt etwas unverſtändlich iſt, (wenn man es nicht aus den Veränderungen erklären will, welche die deutſche Sprache vom neunten bis zum ſechszehnten Jahrhunderte hin, erlitten hat,) muß man

man lieber Otfrieden ſelbſt hören. Er hat die Geſchichte der vier Evangeliſten, auf eine ihm eigene Art, in Verſen oder Reimen der Fränkiſchen Mundart (in Frenkisga zungun) beſchrieben. Die erſte Zuſchrift dieſes Werks hat er in gleichen Verſen an den König Ludwig den Deutſchen, oder, wie er ihn nennt, Ludwig den Wackern, voll Weisheit, der ganz Oſtfranken ſo regiert, wie es einem Fränkiſchen Könige geziemt, (Ludwig ther ſnello, Thes wisdames follo, Er oſtarrichi rihtit al, So Franckono Kuning ſca,) gerichtet, und mit Lobſprüchen deſſelben, wie auch mit Wünſchen für ihn, angefüllt. In der zweyten Zuſchrift an den Erzbiſchof von Mainz, Luitbert, welche in erträglicher lateiniſcher Proſe abgefaßt iſt, meldet er demſelben, daß ihn einige angeſehene Männer, die ſich an den unzüchtigen Liedern in der Landesſprache ärgerten, und beſonders eine ehrwürdige Frau, Judith, gebeten hätten, einen Theil der Evangelien für ſie Deutſch (Theotisce) aufzuſezen, um durch das Abſingen davon, jenen weltlichen Geſängen auszuweichen; ſie hätten auch darüber geklagt, daß, da die alten Römer die Thaten ihrer Vorfahren beſungen, auch chriſtliche Dichter in lateiniſcher Sprache die Reden und Wunder Chriſti geprieſen hätten, gleichwohl die Deutſchen zu ſolchen Arbeiten zu träge geblieben wären. Er habe daher einen Theil der Evangelien Fränkiſch (Francisce) zuſammengeſezt, bisweilen auch geiſtliche und ſittliche Worte eingemiſcht, und ſey zwiſchen jenen vier Geſchichtſchreibern in der Mitte einher gegangen; ſo daß er aus jedem das Merkwürdigſte zu einer zuſammenhängenden Geſchichte Chriſti gezogen habe. Die Urſache, warum er daraus fünf Bücher gemacht habe, ſey dieſe, weil die heilige vierfache Gleichheit der Evangeliſten, die Ungleichheit unſerer fünf Sinne ziere, und zum Himm-

J. C. 814 bis 1073.

liſchen erhebe. Darauf hält er ſich lange bey der Barbarey der deutſchen Sprache auf, die ſich gar nicht unter die Zucht von Regeln bringen laſſe, ingleichen bey den Schwierigkeiten in derſelben zu ſchreiben, und alles gehörig auszudrücken. Sie werde freylich, ſezt er hinzu, vor bäuriſch gehalten, weil noch niemand darinne geſchrieben, noch ſie mit einiger Kunſt bearbeitet habe; da man hingegen, wunderbar genug, in fremden Sprachen den geringſten Fehler vermeide; aber es ſey doch billig, daß auch in derſelben der Schöpfer gelobt werde. In einer dritten Zuſchrift an den Biſchof von Coſtnitz, Salomo, welche, gleich der erſten aus akroſtichiſchen Fränkiſchen Verſen beſteht, kommen Dankſagungen und Wünſche an dieſen ſeinen Lehrer vor. Noch im erſten Capitel des erſten Buchs erklärt ſich der Verfaſſer ausführlich darüber, warum er dieſes Werk in deutſcher Sprache geſchrieben habe. Griechen und Römer, ſagt er, haben ſo viele ſchöne Gedichte hinterlaſſen; auch die Bibel in ihren Sprachen ſo geſchickt erklärt; warum ſollen die Franken allein dieſes vernachläßigen? Ihre Sprache ſchicke ſich ebenfals dazu; ſie geben jenen Nationen an Tapferkeit nichts nach; ihr Land iſt fruchtbar, auch reich an allerley Metallen; ſie beſitzen Fähigkeiten zu mancherley Gutem; thun alles mit Gott, und lieben ſein Wort. Deſto mehr hat er ſich entſchloſſen, Chriſti Lob in ihrer Sprache zu ſingen. Sein rühmlicher Eifer iſt in der That das Beſte, was man zu ſeiner Ehre ſagen kann. Er hat, mit Hülfe der lateiniſchen Ueberſezung von den vier Evangelien, ſo viel daraus genommen, als ihm gut dünkte, und es nach Auguſtins und Gregors des Großen Anleitung theils etwas weitſchweifig paraphraſirt, theils geiſtlich und moraliſch gedeutet. Auch bringt er manchmal ſonderbare Ergänzungen der Geſchichte bey; wie wenn der Engel Gabriel die Jungfrau Maria

in

in der einen Hand den Pſalter haltend, mit der andern feine Fäden wirkend, antrifft. (L. I. c. 5. v. 17. ſq.) Das ganze Werk endigt ſich mit einer Abſchilderung des jüngſten Gerichts und des himmliſchen Reichs, auch einer vierten Zuſchrift an zween Mönche zu St. Gallen. Matthias Flacius gab es zuerſt mit einer Lateiniſchen und Deutſchen Vorrede zu Baſel, 1571. 8., aber mangelhaft, heraus. Nachher iſt es von Johann Schiltern mit einer Lateiniſchen Ueberſetzung, (die aber nicht, wie die Franzöſiſchen Benediktiner in ihrer ſonſt guten Nachricht vom Otfried behaupten, Hiſt. litt. de la France, T. V. pag. 372. eben ſo gereimt iſt, wie die Urſchrift,) Anmerkungen und einer Vorrede zum Drucke bereitet; doch erſt lange nach ſeinem Tode durch ſeinen würdigen Schüler, Johann Georg Scherz, genau mit Handſchriften verglichen, und noch mehr erläutert, in eine ſchätzbare Sammlung (Ioh. Schilteri Theſaurus Antiquitt. Teutonicar. eccleſiaſt. civil. litterariar. T. I. p. 1–400. Ulmae, 1726. fol.) eingerückt worden. Da der größere Werth dieſes Buchs auf den Sprachalterthümern beruht: ſo wäre es zu wünſchen, daß Dieterichs von Stade angefangene, ſehr ſorgfältige Bearbeitung deſſelben vollendet, oder auch nur der fertige Theil davon gedruckt worden wäre.

J. C. 814 bis 1071.

Otfried ſcheint alſo der erſte geweſen zu ſeyn, der einen ſolchen Verſuch über die Bibel in Deutſcher Sprache machte. Indeſſen findet ſich doch eine alte Nachricht, (de translatione divinorum librorum in theudiscam linguam, iussu Ludovici Pii facta, in Duchesn. Scriptt. Hiſt. Franc. T. II. p. 326.) durch welche dieſer Ruhm ſtreitig wird. Nach derſelben trug es Ludwig der Fromme einem Sachſen, (vermuthlich Sächſiſchem Prieſter) der bey ſeiner Nation den Ruf eines geſchickten Dichters (non ignobilis vates)

J. C. 814 bis 873.

hatte, auf, von der ganzen heiligen Schrift eine poetiſche Ueberſezung in ſeiner Landesſprache zu verfertigen, damit auch Ungelehrte dieſelbe leſen könnten. Er vollzog auch dieſen Befehl in einem ganz artigen Ausdrucke (ſatis faceta eloquentia) dergeſtalt, daß er die vorzüglichſten bibliſchen Geſchichten von der Schöpfung an, bis zum Ende der Bibel, poetiſch beſchrieb; manches myſtiſch deutete, und das ganze Werk in gewiſſe Leſeabſchnitte theilte. Freylich iſt die Muthmaaßung der Franzöſiſchen Benediktiner (l. c. pag. 369.) nicht wahrſcheinlich, daß in dieſer Nachricht Otfried mit dem Sächſiſchen Dichter vermiſcht, und aus Ludwigs Sohn oder Nachfolger er ſelbſt gemacht worden ſey; auch hat ſie bereits Joh. Frick (Praef. gener. ad T. I. Theſauri Schilt. p. VIII.) verworfen. Ein Umſtand macht gleichwohl jene Nachricht etwas verdächtig: dieſer, daß alle Unterthanen Ludwigs des Frommen ein in der Sächſiſchen Mundart geſchriebenes Buch gebraucht haben ſollten; und Otfried wäre doch immer der erſte, der im Fränkiſchen etwas dergleichen über die Bibel geleiſtet hätte. Denn das Bruchſtück einer weit ältern Fränkiſchen Ueberſezung von Iſidors zu Hiſpalis Werk wider die Bosheit der Juden, das noch vorhanden iſt, (in Theſ. Schilter. T. I. P. II. pag. 1–12.) und einiges über die zweyfache Geburt Chriſti, auch über die Dreyeinigkeit enthält, kann ihm nicht entgegengeſtellt werden. Er hatte übrigens, wenn man dem Trithemius trauen darf, (Chron. Hirs. l. c. pag. 29.) auch Deutſche und Lateiniſche Sinngedichte, ingleichen viele Predigten und Briefe hinterlaſſen.

Wenigſtens kann die paraphraſtiſche, aber proſaiſche, Ueberſezung der Pſalmen, die man in den neueſten Zeiten dem Mönche Notker zu St. Gallen, mit dem Beynahmen Labeo, (oder Großlippe)

lippe) zuschreibt, und die Schilter wieder übersezt und erläutert hat, (Translatio barbarica Psalterii Notkeri tertii, in Schilt. Thes. T. I. P. I. p. 2–157.) nicht jene poetische Uebersezung des gedachten biblischen Buchs seyn, welche Otfried nach dem Trithemius (l. c.) hinterlassen haben soll. Das hat Bernh. Franck, Capitular des Klosters St. Gallen, (Diss. Hist. crit. de auctore theotiscae paraphrasis Psalterii, ap. Schilt. l. c. p. VII. sq.) hinlänglich bewiesen; so wie auch dieses, daß es unter den drey Notkern, die sich im erstgenannten Kloster bekannt gemacht haben, der dritte gewesen sey, der im Jahr 1022. gestorben ist. Der älteste unter denselben, den man wegen seiner stotternden Sprache Balbulus nannte, starb im Jahr 912. Er verbesserte den Kirchengesang nach dem Römischen; schrieb selbst geistliche Lieder, von denen einige beym Canisius (Lectt. antiq. T. II. P. III. p. 190. sq.) stehen, und darunter eine besondere Gattung, die er zuerst verfertigt haben soll; (Liber Sequentiarum, in Pezii Thes. Anecdotor. noviss. T. I. P. I. p. 17. sq.) auch noch andere Bücher. Nicht wenige glauben, daß er auch Verfasser der oben (S. 189.) beschriebenen Anekdoten von Karln dem Großen sey, die unter dem Nahmen eines Mönchs von St. Gallen gedruckt worden sind. Er ist endlich unter die Heiligen versezt worden. Der zweyte berühmte Notker dieses Klosters, der um das Jahr 975. gestorben ist, war zugleich Arzt und Mahler, von welchen Kenntnissen man ihm die Beynahmen, überdieß noch den besondern, Piperis granum, wegen seiner ernsten und strengen Gemüthsart, gab; und sezte auch geistliche Lieder auf. Von beiden geben Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. V. p. 143. sq. ed. Pat.) und Franck (l. c. p. XIV.) und besonders von dem ersten die Französischen Benediktiner, (l. c. Tome

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

VI. p. 134. sq.) brauchbare Nachrichten. Der dritte Notker, von dem hier die Rede ist, hat seiner Umschreibung der Psalmen, deren Sprache von der Otfriedischen, nach Fricks richtigem Urtheil, so sehr verschieden ist, als Luthers Bibelübersezung den sechszig Jahre vor ihm erschienenen, rauhen Uebersezungen derselben, sehr oft noch besondere Erläuterungen beygefügt, in welchen auch nicht selten Lateinische Wörter und Redensarten eingestreuet, doch zugleich übersezt sind. Bisweilen bringt er auch zwo Lateinische Uebersezungen von Einer Stelle bey, die er gleichfals zweymal übersezt; sie sind aus den verschiedenen Ausgaben und Verbesserungen der alten Lateinischen Bibelübersezung gezogen. An zwo Stellen mag man Notkers Methode kennen lernen. Die eine ist Ps. II. v. 7. Dominus dixit ad me: filius meus es tu; ego hodie genui te, id est, sine tempore. (ana zit.) — Min fater chad ze mir, min sun bist tu, hiuto gebar ih tih. Gote ne ist nehein zit praeteritum, (irgangen) noh futurum. (chumftig) Imo ist hiuto, al daz io geschah, alde noh gescehen sol. Pediu ist sin son hiuto geborn. Die andere ist aus Ps. XCVI. v. 8. Tollite hostias, et introite in atria eius. — Nement opher (diu imo gerisen) unde gant mit dien in sina houa. (Choment) mit lacrimis, (trahinin) unde mit corde contrito, (firmulitimo herzin) in sine houa, die ze sinemo hus leitent. Innont iuh ze Apostolis (biscoufin) ze praedicatoribus (andren prediaren) daz sie iuh pringen in sanctam Ecclesiam, diu sin hus ist. Ausserdem hat man auch von Notkern ähnliche Uebersezungen und zum Theil Erläuterungen biblischer Gesänge, des Vater Unser, des Apostolischen und Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, welche in die mehrmals angeführte Sammlung (l. c. p. 257–267.) eingerückt worden sind.

Wil-

Willeram, zuweilen auch Walram genannt, ist der dritte Deutsche Bibelüberseʒer in diesem Zeitalter. Weil er eine Zeit lang die Philosophie mit besonderm Ruhm zu Paris gelehrt haben soll: so ist seiner bereits in der Geschichte dieser berühmten Schule (oben S. 146. fg.) gedacht worden. Eben daselbst hat man auch gesehen, wo dieser Deutsche Benediktinermönch sonst gelebt, und daß Fabricius, oder vielmehr Schöttgen, (in der Fortsezung von dem Werke des erstern,) das Mersburg, wo er nach dem Trithemius Abt gewesen seyn soll, in Schwaben gesucht hat. Da unterdessen ein weit älterer Schriftsteller als Trithemius, (Anonym. Mellic. de Scriptt. Eccles. c. 78. p. 153. in Fabric. Biblioth. Eccl.) ihn zum Abt von Ebersperg in Baiern macht; diese Bestimmung auch durch eine Handschrift seines Werks aus dem gedachten Kloster selbst, und fast aus seinen Zeiten bestätigt wird, wie Freher (in Ioh. Schilteri Annot. de Willeramo, in Schilt. Thes. T. I. P. I. ante Willer. Paraphr. in Scherzii Praef.) gezeigt hat: so scheinen jene Angaben dadurch völlig berichtigt zu seyn. Willeram war sieben und dreyssig Jahre Abt, und starb wahrscheinlich im Jahr 1085. Er schrieb eine zweyfache Paraphrasis des Hohenliedes Salomons: die eine in lateinischen Leoninischen Hexametern; die andere prosaische und Deutsche, mit vielen untermischten lateinischen Redensarten. In der nicht schlecht lateinisch geschriebenen Vorrede klagt er über den Verfall der Gelehrsamkeit, besonders der biblischen Auslegung; rühmt aber Lanfrancs zu Bec Unterricht in dieser Wissenschaft, die er auch durch seine Arbeit zu befördern gesucht hat, zu welcher er alles aus den Kirchenvätern nahm. Seine lateinischen Verse fließen ziemlich gut; die oft noch ausführlichere Deutsche Umschreibung folgt meistentheils den mystischen Deutungen derselben.

J. n. C. 814 bis 1075.

selben. Den Gang von beiden lehrt einigermaaßen die Stelle C. I. v. 4. Attrahe me post te, me solam nil scio posse. Sic unguentorum currens in odore tuorum, Advoco quos possum comitatum pergere nostrum; In sua quae struxit me Rex cellaria duxit, Significans per spem, quae tradet post mihi per rem. — Zuich mih nah dir, so lofon wir in demo stanke (statt Wohlgeruch) dinero salbon. Ih bekennon min unkraft, uone dannan hilf mir mit dinen gnadon so scunt ih andera ze dinemo vuega. Der Kuning leitota mih in sine gegademe. Ih uueiz nu in fide et spe, die gnada die er noh gibet in re. Schilters, Scherzens und anderer Anmerkungen haben auch über diese Schrift, die unter einer besondern Aufschrift in der Schilterischen Sammlung auf 69 Seiten gedruckt worden ist, Licht genug verbreitet. Es giebt in dieser Sammlung noch andere Aufsätze aus dem achten und neunten Jahrhunderte, in mehr als einer deutschen Mundart: hauptsächlich Uebersezungen, und mit den bisher beschriebenen immer nur noch geringfügige Versuche, der Deutschen Sprache Feinheit und geschmeidige Anwendbarkeit auf Wissenschaften und Künste, besonders auf Religionsbegriffe und Andachtsübungen, zu verschaffen. Aber dieser kleine Anfang versprach doch genug, wenn gute Köpfe aus mehrern Ständen fortfuhren, sie zu so mannichfaltigen Absichten zu gebrauchen.

Viel Trieb und Neigung fast für alle Wissenschaften und Künste regten sich also auch in diesen Jahrhunderten unter den abendländischen Christen; Fleiß und Arbeitsamkeit im Sammeln, einige Anstrengung in Nachforschungen, selbst bisweilen Erfindungskraft, waren damit verbunden. Es fehlte nicht an Männern von vorzüglichen Geistesfähigkeiten; und der Schrift-

Schriftsteller gab es eine unvergleichbar größere Anzahl, als bisher angeführt worden sind. Und dennoch wurde durch alles dieses für die Gelehrsamkeit nicht viel mehr gewonnen, als daß ihr gänzlicher Untergang verhütet ward; daß manche wissenswürdige Nachrichten auf die Nachwelt gebracht wurden; auch wohl einige wichtige Untersuchungen in Bewegung kamen; aber ohne erhebliche Früchte zu tragen. Es dauerte noch die Einschränkung gelehrter Beschäftigungen auf einen einzigen Stand; die daraus entstehende einseitige Behandlung der Gelehrsamkeit, die falsche oder seichte Methode derselben, und der Mangel an Denkungsfreyheit fort. Eine einzige dieser Ursachen hat bisweilen, auch noch in den neuesten Zeiten, dem Wachsthum oder der Nutzbarkeit ganzer Wissenschaften geschadet. Wenn sie gleich daher unter den Griechen nicht alle zusammentrafen; so ist es doch eben so wenig zu verwundern, daß sie in der Gelehrsamkeit keine Fortschritte machten; oder gar zurückwichen. Ihr unzeitiger Stolz auf die Vorzüge ihrer Nation, und ihr kleinlicher, streitsüchtiger Geschmack, müssen hier auch in Anschlag gebracht werden. J. n. E. G. 814 bis 1078.

Bey einer weit geringern Aufmunterung, und sogar unter manchen abschröckenden Umständen, hörten doch die unter so vielen Nationen zerstreueten, bald geschützten, bald verfolgten und flüchtigen Juden nicht auf, einen Theil der Wissenschaften nach ihren Bedürfnissen zu bearbeiten. An Statt daß die Christen, von welchen sie gehaßt und oft zu ihrer Religion genöthigt wurden, sich zur Erleichterung dieser sogenannten Bekehrungen mit dem Hebräischen bekannt gemacht hätten, waren es die Juden allein, welche mitten unter ihnen von dieser und andern morgenländischen Mundarten Kenntnisse besaßen. Zwar blieb auch bey den Ju-

J. n. C. G. 814 bis 873.

Juden die Gelehrsamkeit fast nur ein Eigenthum der Religionslehrer. Aber bey einer Nation, die beinahe von allen bürgerlichen Aemtern, Würden und Lebensarten ausgeschlossen war, kein Vaterland und keine selbstständige Verfassung hatte, führt dieses seine natürliche Entschuldigung mit sich. Bisweilen sieht man Jüdische Aerzte an den Höfen christlicher Fürsten; die aber der Religionshaß und die Eifersucht der Christen sehr verschwärzt zu haben scheinen. So ist das leere Gerücht, daß der Kaiser Karl der Kahle im Jahr 877. von seinem Arzte Zedekias, der zugleich ein Zauberer gewesen seyn soll, vergiftet worden sey, von den Fränkischen Annalisten (Annales Bertin. ad a. 877. p. 252. Annal. Metens. ad a. eund. p. 317. ap. Duchesn. T. II.) fortgepflanzt worden. Doch läßt der Verfasser der Fuldischen Jahrbücher (ad a. e. p. 50. ap. Freher. T. I.) diesen Fürsten bloß an einer Krankheit sterben.

Durch die seit Jahrhunderten berühmten höhern Schulen der Juden zu Sora und Pumbeditha wurde auch jezt noch großentheils ein beständiger Sitz für die Wissenschaften unter ihnen erhalten. Das Verzeichniß der Vorsteher dieser Schulen im neunten und zehnten Jahrhunderte hat Hottinger (Hist. Eccles. N. Test. P. I. p. 660. sq. P. II. p. 140. sq.) mitgetheilt. Ihr Ansehen war so groß, daß die den Arabern untergeordneten Oberhäupter der Nation, denen man den Nahmen Oberhaupt der Gefangenen, oder des Exilium beylegte, wie anderswo (Th. VII. S. 414. der 2ten Ausg.) gezeigt worden ist, ihre Befehle auch wohl von denselben unterzeichnen ließen, um ihnen einen gesezmäßigen Werth zu geben. Es finden sich sogar Beyspiele, daß beide nur eine Person ausgemacht haben. (Hist. des Iuifs, par Basnage. T. IX.

P. I.

P. I. pag. 102. 103. à la Haye, 1716. 12.) Noch immer gehörten jene Vorſteher zu der ſo verehrten Claſſe der erhabenen Lehrer, (רבנן) welche ſeit dem Jahr 697. mit dem R. Chanina, Rector der Schule zu Pumbeditha, ihren Anfang genommen hatten. Aber ſie endigte ſich auch nunmehr mit dem R. Hai Gaon Bar Rav Scherira, der im Jahr 1038. ſtarb. (I. C. Wolfii Biblioth. Hebraea, Vol. I. p. 273. ſq.) In dieſen Schulen ſchränkte ſich eigentlich der öffentliche Unterricht auf den Talmud ein, und dauerte jährlich nur zwey Monathe. Am Ende eines jeden kündigte der Rector ſeinen Schülern an, welche Maßichta aus demſelben er ihnen bey der neuen Eröffnung erklären werde, die ſie unterdeſſen durchgehen ſollten: und der größte Theil des Jahrs war ihrem Privatfleiſſe überlaſſen. Doch von Zeit zu Zeit wurde der blühende Zuſtand dieſer Schulen durch Uneinigkeit der Lehrer und Partheyen ſehr geſtört. Andere Urſachen, ſelbſt die Schickſale des Chalifats, kamen hinzu; Verfolgungen drückten die Juden, und ihre vorzüglichere Schule zu Sora gieng bereits bald nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts; die Pumbedithaniſche aber ohngefähr hundert Jahre ſpäter zu Grunde. (Hotting. l. c. P. II. p. 140. ſq. 506. ſq. Basnage l. c. p. 100. ſq. 114. ſq.)

J. n. C. 814 bis 1038.

Dieſes Unglück brachte eine Art von gelehrter Wanderung hervor. Die Lehrer der Juden, nunmehr unter dem Nahmen רבנים bekannt, fanden ihre Zuflucht mehr in den Abendländern, und beſonders in Spanien, wo auch die Regierung der Ommijaden, die von den großen Chalifen zu Bagdad aus dem Hauſe der Abbaßiden unabhängig waren, ſie begünſtigte. In den ſpätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts kauften die dortigen Juden einen ihrer Mitbrüder

aus

aus der Morgenländern, Moſes, den Seinigen ab, die ihn an der Küſte ausſezten. Blos mit einem Sacke bekleidet, wovon man ihm nachmals den Beinahmen gab, ſezte er ſich in den Winkel einer Schule zu Cordua; ſagte aber bald ſeine Meinung über alle vorgelegte Fragen mit ſo vielem Scharfſinne, daß ihm den Vorſteher der Schule ſeine Stelle überließ. Er wurde auch zum Richter ſeiner Nation ernannt. Gleichwohl wollte er in ſein Vaterland zurückkehren; allein der Chalif Hakim oder Alchakim erlaubte es ihm nicht. Dieſer Fürſt ſah es aus Staatsurſachen ungern, daß ſeine jüdiſchen Unterthanen, denen der Talmud noch wenig bekannt war, bey entſtehenden Streitigkeiten ihre Abgeordneten nach Bagdad ſchickten, um Entſcheidungen daher zu holen. Moſes, der ihnen jenes Buch erklärte, machte ſolche Reiſen überflüſſig. Er ſtand ſeiner Schule bis zum Jahr 997. vor, da ihm ſein Sohn in dieſem Amte nachfolgte. Hakims Sohn, Haſchem der Zweyte, oder nach andern Hakim ſelbſt, ließ ſogar den Talmud durch einen Schüler des Moſes, den Rabbi Joſeph Ben Iſaac Ben Scharnes, ins Arabiſche überſezen: allem Anſehen nach nicht bloß aus Neubegierde für ſich; ſondern eben ſo ſehr, um das Leſen deſſelben den Juden ſeines Gebiets zu erleichtern, welche die dortige Landesſprache redeten; aber das alte Hebräiſche erſt mit Mühe erlernen mußten. Ein anderer ihrer Lehrer im eilften Jahrhunderte R. Iſaak Ben Jacob Alphesi, ein gebohrner Africaner, der aber in ſeinen ſpätern Jahren zu Cordua lebte, wo er im Jahr 1103. neunzig Jahre alt ſtarb, verfertigte einen Auszug aus dem Talmud, der ſo beliebt wurde, daß ſelbſt die angeſehenſten Rabbinen Erläuterungen darüber ſchrieben. Dieſe Partheyen der Jüdiſchen Lehrer, die Rabbanim, welche dem Geſeze Moſis unzählige mündliche Zuſäze

säze beyfügten, war also freylich die herrschende; aber die Karäer, denen alle diese Zusäze verhaßt waren, regten sich doch, wenn gleich in weit geringerer Anzahl, gegen jene immer noch. Eine andere Bewegung von Wichtigkeit verursachte unter den Spanischen Juden im eilften Jahrhunderte das alte Verbot ihrer Lehrer, welches aus der Furcht vor ansteckender Abgötterey entstanden war, daß keiner von ihrer Nation seinen Sohn das Griechische lernen lassen sollte. Die Ursache dieses Verbots war schon längst weggefallen; Tausende von Juden sprachen ohnedem Griechisch in den Ländern, wo es die gemeine Sprache war: und nicht wenige von ihnen hatten auch bereits die darinne über verschiedene Wissenschaften geschriebenen Bücher benüzt. Daher wagte es der R. Salomo zu Barcelona, den Bannfluch, durch welchen jenes Verbot unterstüzt worden war, nur auf diejenigen einzuschränken, welche vor ihrem zwanzigsten Jahre Griechisch studieren würden. Der Rabbi Mar hingegen hob auch dieses auf: und seitdem legten sich desto mehr Juden auf die Gelehrsamkeit der Griechen. (Basnage l. c. p. 129. sq. 143. sq. Wolf. l. c. Vol. I. p. 660. II. p. 926. Ejusd. Notitia Karaeorum ex Mardochaeo, Hamburg. 1714. 4. ibid. Iac. Triglandii Diatr. de Secta Karaeor. p. 161. sq.) J. N. C. G. 814 bis 1078.

Schriftsteller gab es also auch genug unter den Juden in diesem Zeitalter; nur sind die allermeisten, so nüzlich sie auch damals ihrer Nation seyn mochten, für christliche Gelehrte nicht bemerkenswerth. Denn ob sie gleich zum Theil mancherley Gelehrsamkeit besaßen; so haben doch ihre Schriften jezt einen geringen Werth. Fünf berühmte Isaak gab es zu gleicher Zeit im eilften Jahrhunderte in Spanien. Einer derselben, R. Isaak Ben Baruch, oberster Vorsteher

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Synagoge zu Cordua, seit dem Jahr 1069. unterrichtete den König von Granada in der Mathematik, und hinterließ eine Erläuterung schwerer Stellen des Talmud. (Wolf. l. c. Vol. I. p. 651. sq.) Ein anderer von ihnen, R. Jsaak, Sohn des R. Jacob Alphesi, ist bereits vorher genannt worden. Der R. Samuel Ben Chophni, der im J. 1054. gleichfals zu Cordua starb, hat, ausser einigen Schriften über das Mosaische Recht, auch einen allegorischen Commentarius über die fünf Bücher Mosis aufgesezt. (Wolf. Vol. I. p. 1096.) Doch einer verdient vor den übrigen ausgezeichnet zu werden: der Rabbi Saadias Gaon. Ihn rief das Oberhaupt der Exulanten, David, im Jahr 927. aus seinem Vaterlande Aegypten, und bestellte ihn zum Rector der Schule zu Sora, welche schon zu sinken drohte. Zwischen ihnen beiden aber erhob sich, zwey Jahre darauf, eine so gewaltige Mißhelligkeit, daß Saadias, um den Nachstellungen wider sein Leben zu entgehen, sich an einen verborgenen Ort flüchten mußte. In demselben arbeitete er mehrere seiner Schriften aus; kam nach sieben Jahren wieder zum Besitze seines Amtes, und starb im Jahr 942. Er war der erste Sprachlehrer der Juden; allein seine Schriften dieses Inhalts sind alle untergegangen: vermuthlich, wie man glaubt, weil sie durch die folgenden weit übertroffen wurden. Dagegen ist seine Arabische Ueberseżung des Pentateuchus, zwar eben nicht die genaueste, einigemal, besonders in der Pariser Polyglotte, im sechsten Bande, und am vollständigsten im ersten der Waltonischen, mit der Uebeseżung des Gabr. Sionita, herausgegeben worden. Seine Erklärung des Buchs Hiob, auch Arabisch geschrieben, ist wenigstens in einer Handschrift noch vorhanden; und seine Commentarien über das Hohelied und den Daniel, in Hebräi-

scher

ſcher Sprache, hat man ans Licht geſtellt. Eben ſo iſt auch ſein Arabiſch abgefaßtes Buch vom Glauben in einer Hebräiſchen oder Rabbiniſchen Ueberſezung gedruckt worden. Von dieſen und andern ſeiner Schriften hat Wolf (l. c. Vol. I. p. 932. ſq.) umſtändlich gehandelt. Mögen doch ſeine Arbeiten über die Bibel nur mittelmäßig ſeyn; die Juden waren doch zu dieſer Zeit die einzigen, welche das Alte Teſtament erträglich zu überſezen oder zu erklären verſtanden. J. L. G. 814 bis 1075.

Sie brachten aber auch in dieſen Jahrhunderten einen betrügeriſchen Schriftſteller hervor, der ſehr berühmt, und ſeiner Nation ſehr ehrwürdig geworden iſt; über den ſich ſelbſt die chriſtlichen Gelehrten der neuern Zeiten in ihrem Urtheil getheilt haben. Unter dem Nahmen Joſephs, Sohns des Gorion, wollte ein Unbekannter vor ihren alten Geſchichtſchreiber Joſephus angeſehen ſeyn. Er ſchrieb in Hebräiſcher Sprache ein Werk von ſechs Büchern, in denen, von der Schöpfung an, die Geſchichte mehrerer, beſonders Europäiſcher, Nationen, Alexanders des Großen, des Römiſchen Reichs; am ausführlichſten aber der Juden, unter ihrem zweyten Tempel, bis zur Zerſtörung deſſelben durch den Titus, erzählt wird. Er hat dieſelbe theils aus bibliſchen, chriſtlichen und Römiſchen Quellen, theils aus apokryphiſchen, und vornemlich aus dem ächten Joſephus; vielleicht gar nur aus einer Lateiniſchen Ueberſezung ſeiner Werke, wie man es wahrſcheinlich gemacht hat, geſchöpft. Darunter ſteht aber ſo manches, was dem eben genannten Geſchichtſchreiber widerſpricht, offenbar falſch, fabelhaft oder unglaublich iſt; ſo vieles aus weit ſpätern Jahrhunderten, wie die Meldung der Franken, Bulgaren, Türken, Alemanniens, der Lombarden, Dänemarks; ſogar nicht undeutlich (L. VI. c. 30. p. 667. ſq. ed.

J. C. 814 bis 1073.

Breithaupt.) die Versezung der sieben Kurfürsten, oder Könige, wie sie der Verfasser nennt, nach Rom zur Wahl und Krönung eines alten Römischen Kaisers, daß man eben nicht sehr geübte Augen zu haben braucht, um das Untergeschobene am ganzen Werke zu entdecken. Man hat gefunden, daß dieser vorgebliche Josephus, (der sonst auch Gorionides, und bey den Juden יוסיפון heißt,) zuerst in einem Buche des vorhergedachten Saadias angeführt wird. Allein in der jezigen Gestalt betrachtet, könnte sein Werk noch in jüngern Jahrhunderten Einschaltungen erlitten haben. Unterdessen zweifelten die Juden gar nicht an der Aechtheit desselben; sie ließen es seit dem Jahr 1490. zu Constantinopel, und anderswo, mehrmals drucken; verfertigten auch Uebersezungen und Auszüge davon. Auf diese so unsichere Anerkennung des Buchs baueten Sebast. Münster in seiner verstümmelten Ausgabe desselben, (zu Basel, 1541. Fol.) und Johann Friedrich Breithaupt in einer ganz vollständigen, mit einer guten lateinischen Uebersezung und Anmerkungen begleiteten, zu Gotha, 1707. 4. Breithaupt hat sich insonderheit in seiner Vorrede viele Mühe gegeben, auch andere Gründe zu sammeln, durch welche die ächte Beschaffenheit dieser Geschichte ausser Streit gesezt werden könnte, deren zahlreiche verdächtige Stellen er insgesammt den Händen späterer Juden zuschreibt. Daß Josephus (de Bello Iud. L. I. Prooem. pag. 128. T. III. ed. Oberthür.) versichert, er habe die Beschreibung des Jüdischen Kriegs, die er zuerst in seiner vaterländischen Sprache aufgesezt hatte, nachher auch ins Griechische übersezt, beweiset nicht einmal, daß die erste Ausfertigung Hebräisch abgefaßt gewesen sey: denn Syrisch-Chaldäisch war es damals, und schon lange vorher, was in Palästina gesprochen wurde. Es folgt auch sonst daraus nichts mehr, als

daß

daß jene Ausfertigung verloren gegangen sey; wie schon Eusebius (H. Eccl. L. III. c. 9.) deutlich genug zu verstehen giebt. Doch viele andere Gelehrte, deren Stellen Wolf beibringt, (l. c. Vol. I. p. 509. sq.) haben es völlig erkannt, wie wenig sich für das Werk des Gorionides sagen lasse. Vorzüglich hat Johann Gagnier, in der Vorrede zu seiner lateinischen Uebersezung desselben, (Oxford, 1706. 4.) und in seinen Anmerkungen über Breithaupts Ausgabe, (Biblioth. choisie de M. le Clerc, T. XXV. P. I. p. 43–118.) diese an sich nicht so gar schwere Streitfrage entschieden. Auch Basnage (l. c. L. IX. c. 6. pag. 150–187.) hat dieses durch einen prüfenden Auszug des Werks gethan, und einige eigene Bemerkungen hinzugesezt. So glaubt er, daß der Verfasser im eilften Jahrhunderte gelebt habe, und aus Bretagne gebürtig gewesen sey; daß er die Römische Krönung Otto des Ersten oder des Zweyten vor den Augen gehabt; überhaupt aber sich die Absicht vorgesezt habe, die Griechisch geschriebene, daher als ausländisch bey seiner Nation angesehene und wenig bekannte Geschichte des Josephus durch seine hebräische, so wie durch seine übrigen Kunstgriffe, noch mehr zu verdrängen; wie es ihm auch würklich gelungen ist.

n. J. C. 814 bis 1073.

Aber wenn die Juden dieser Zeit, hauptsächlich durch Religionsbedürfnisse genöthigt, sich den Wissenschaften ergaben: so wurden die Araber, welche ihre Religion mehr davon zurückhielt, von ihren Fürsten selbst auf diesen Weg geleitet. Was Al Mansur um die Mitte des achten Jahrhunderts, und Al Raschid bis in die ersten Zeiten des neunten, dazu beygetragen haben, ist in ihrem Zeitalter bemerkt worden. (Chr. KGesch. XIX. Theil, S. 404.) Beide verdunkelte hierinne der Chalif Al Mamun, (oder

n. C. 814 bis 1073.

gebracht waren, die Griechischen Urschriften habe verbrennen lassen; und schließt auch wohl daraus, daß, da die Araber in Africa ebenfals so viele tausend Handschriften durchs Feuer vernichtet hätten, dadurch der große Mangel an Abschriften der alten Griechischen Werke entstanden sey, deren Verlust wir noch fühlen. (Bruck. l. c. p. 38.) Es liegt aber wohl in der Erzählung des Africanischen Leo nicht mehr, als daß der Chalif die Bücher, welche nicht übersezt wurden, als überflüßig habe verbrennen lassen. Er munterte sodann seine Unterthanen zum Lesen und Studieren der übersezten auf; gab auch selbst das vornehmste Beyspiel davon ab, indem er sich fleißig mit Gelehrten unterredete, und überhaupt an Gelehrsamkeit alle vorhergehende Chalifen übertraf. Unter den übersezten Schriftstellern werden Hippokrates, Aristoteles und Galenus nahmentlich angeführt. Daß Aristoteles den übrigen Griechischen Philosophen bey weitem vorgezogen wurde; hingegen sehr wenige Spuren einer Uebersezung des Plato vorkommen; davon lassen sich die Ursachen leicht in so vielen theologischen und politischen Untersuchungen des leztern ausfindig machen, die den Arabern lange so brauchbar nicht seyn konnten, als die methodischen, und besonders dialektischen Schriften seines großen Schülers. Freylich geriethen jene Uebersezungen nicht immer zum besten. Wenige wurden aus dem Griechischen selbst; die meisten aus schon vorhandenen, meist Syrischen von eben diesen Büchern, verfertigt: und diese waren zum Theil fehlerhaft. Honain, der bald nach dem Al Mamun lebte, und das Griechische wohl verstand, war der erste Araber, aber ein christlicher Arzt, der treffliche Uebersezungen aus den Urschriften abfaßte; insonderheit vom Hippokrates. (Renaudot l. c. pag. 862–864.) Genug, diese Aufmunterungen thaten gar bald

ihre

ben, lehrt Abulfaradſch; (Hiſt. Dynaſtiar. p. 152. ſq.) es befand ſich unter denſelben auch der oben genannte Johann Meſue, der den Chalifen bis auf die Zeiten Motawakkels diente, und die Werke Griechiſcher Aerzte zu überſezen den Auftrag bekam. J. C. 814 bis 1078.

Al Mamun aber erweiterte dieſe und andere Anſtalten ins Große. Als er noch Statthalter ſeines Vaters in Chorazan war, verſammlete er eine Menge Griechiſcher, Perſiſcher und Chaldäiſcher Gelehrten um ſich herum, denen er den gedachten Johann Meſue zum Oberaufſeher gab. Nachdem er ſelbſt den Thron beſtiegen hatte, ward er äußerſt begierig, die Gelehrſamkeit der Alten kennen zu lernen; vermehrte daher die Anzahl jener Gelehrten, und ließ ſich von ihnen die in ihren Sprachen, ingleichen die im Aegyptiſchen oder Coptiſchen aufgeſezten Bücher anzeigen. Darauf erſuchte er die Griechiſchen Kaiſer, ihm die philoſophiſchen (das heißt vermuthlich, nicht theologiſchen) Schriften, welche ſie in ihrem Reiche fänden, zu überlaſſen; ſandte auch viele Abgeordnete nach Syrien, Armenien und Aegypten, ihm ſolche zu kaufen. Dieſe brachten ihm eine unzählige Menge derſelben; und nunmehr ließ er durch Männer von Einſicht die nüzlichſten derſelben ausſondern, welche Arzneykunde, Phyſik, Aſtronomie, Muſik, Cosmographie und Chroniken enthielten. Dieſe wurden, unter der Aufſicht ſeines Leibarztes, des oftgenannten Johann Meſue, aus dem Griechiſchen überſezt; zu den Ueberſezungen aus dem Perſiſchen wählte er einen andern Gelehrten. (Abulfar. Hiſt. Dynaſt. p. 160. Io. Leonis Africani de viris quibusdam illuſtribus apud Arabes libellus, c. 1. pag. 260. ſq. in Fabricii Biblioth. Graec. Vol. XIII.) Man ſezt gemeiniglich hinzu, daß Al Mamun, wenn dieſe Ueberſezungen zu Stande

J. n. C. G. 824 bis 1073.

friedene unter des Chalifen Unterthanen mit diesem seinem Eifer; einer derselben sagte, Gott müsse ihn deswegen strafen, weil er die Frömmigkeit der Muhammedaner durch philosophische Wissenschaften gestört habe. (Pocockii Notae ad Specimen Hist. Arabum, p. 166.) Doch dieser Fürst fand bey dem größten Theil seiner Nation Eingang; auf mehrere hundert Jahre hinaus behauptete sie einen Ruhm in den Wissenschaften, der die Christen beschämte; nur, wenn es seine Absicht gewesen ist, sie zur Erlernung der Griechischen Sprache anzulocken, erreichte er dieselbe nicht.

Seine Nachfolger ahmten ihm in dieser Thätigkeit zum Theil nach: und wenn ihm manche darinn unähnlich waren, auch die Schicksale des nunmehr sich unter viele Herren auflösenden Chalifats ihre Würksamkeit im Allgemeinen gar sehr schwächten; so war doch der Geist der Nation einmal in Bewegung gesezt, und es bedurfte, wie in Religionsaufklärungen, weder Befehle noch Beyspiele der Fürsten für ihn, um sich immer mehr Licht und Leben zu verschaffen. Hingegen ließ sich auch die Schwärmerey, der noch so viele Araber ergeben blieben, nur auf diesem Wege vermindern; aber durch keine Verordnungen dämpfen. So befohl zwar Al Mamun im Jahr 827. zu lehren, daß der Koran etwas Erschaffenes sey, und ließ einige Jahre darauf alle Gelehrte und obrigkeitliche Personen zu Bagdad durch seinen dortigen Befehlshaber fragen, welche Meinung sie darüber hegten? Da sich jedoch mehrere für die gegenseitige, welcher die Sonniten zugethan waren, erklärten, so wie er dagegen es mit den Aliden oder Schiiten hielt: so fehlte es wenig, daß er nicht einige derselben darum hinrichten ließ. Sein Tod entriß sie dieser Gefahr; aber ihre Vorstellungsart wurde auch unter den

Ara-

Arabern immer herrschender: (Abulfedae Annales Muslem. T. II. p. 149. sq. 155. sq. ed. Hafn.) Al Wathek Billah, der seit dem Jahr 841 regierte, und sich Al Mamun großentheils zum Muster vorsezte, nöthigte, wie dieser, seine Unterthanen, jene Meinung vom Koran anzunehmen; so wie die Lehre, daß man Gott im künftigen Leben nicht mit leiblichen Augen sehen werde; machte sich aber dadurch nur bey ihnen verhaßt. (Abulf. l. c. p. 183. Elmacin. Saracen. Hist. L. II. c. 10. p. 185. sq. Lugd. Bat. 1625. 4.) Die daraus entstandenen Unruhen bewogen den folgenden Chalifen Al Motawakkel, die bisher verfolgte Parthey in Schuz zu nehmen; er drückte aber die entgegengesezte desto mehr. (Abulfeda l. c. p. 189.) Solche und ähnliche Religionshändel und Sekten unter den Arabern, durch so viele Erbitterung genährt, schadeten allerdings dem freyern und bessern Lauf der Gelehrsamkeit nicht weniger, als es die theologischen Streitigkeiten bey den Christen thaten. Aergere Zerrüttungen aber stiftete keine Parthey im Chalifat, als die Karmathier, welche in den spätern Zeiten des neunten Jahrhunderts aufkamen. Ihr Stifter Karmath, der weit früher lebte, scheint sich zum Reformator der Religion Muhammeds aufgeworfen, und dazu Kenntnisse vom Christenthum genüzt zu haben. Wenigstens hoben seine Anhänger viele Gebete und Gebräuche, die jener angebliche Prophet angeordnet hatte, auf; auch erklärten sie eine Menge Stellen des Korans allegorisch. Da ihre Anzahl zu vielen Tausenden anwuchs: bemächtigten sie sich nicht wenig fester Pläze in Syrien, Chaldäa, und andern Provinzen: empörten sich gegen die Chalifen; stellten große Kriegsheere ins Feld; bedrohten Bagdad selbst, und plünderten im Jahr 929. Mecca. So weit man aus den vorhandenen Nachrichten urtheilen kann, bedien-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 904 bis 1773.

dienten sie sich keines gelehrten oder scharfsinnigen Forschens zur Reinigung des Islam; eine Gattung wütender Schwärmer bekämpfte nur die andere. (Abulfed. Annal. ad a. 890. p. 267. sq. ad a. 906. p. 299. ad a. 924. p. 349. sq. ad a. 929. p. 357. Bibliothéque Orientale par M. d'Herbelot, T. I. art. Carmath, p. 507. sq. à la Haye, 1777. 4.) Bedeutender im Grunde, wenn gleich von keiner äußerlichen Macht unterstüzt, war der Angriff eines Arabischen Gelehrten, Ahmed Ben Jahia, der im Jahr 905., nach andern weit früher, starb, auf jene Religion. In mehrern Schriften, welche Abulfeda nennt, (ad a. 905. pag. 297.) suchte er das göttliche Ansehen des Korans über den Haufen zu werfen. Er leugnete, daß derselbe an Schreibart und Lehrsäzen so vortrefflich sey, als er ausgegeben würde; Aktams, eines Arabischen Sceniten, der kurz vor dem Muhammed starb, Sittensprüche fand er weit vorzüglicher. Besonders drang er auf die Stelle Mosis, daß nach diesem kein anderer Prophet seyn sollte. Und auf Muhammeds Aufforderung an die Araber, einen zu zeigen, der ihm an Beredtsamkeit gleich komme: antwortete er, auf diese Art könne man auch beweisen, daß die alten Philosophen wahre Propheten gewesen wären, weil man von ihren Schriften gleichfals sagte, wie Ptolemäus vom Euklides, niemand sey im Stande, dergleichen zu schreiben. Doch diese Angriffe machten auch bey einer Religionsparthey, die blos zu glauben verbunden war, keinen Eindruck; man widerlegte den Verfasser, und verabscheuete ihn. Uebrigens dauerten in diesem ganzen Zeitalter die Partheyen der Schiiten und Sonniten fort; die Ausbrüche ihres Hasses gegen einander trugen nicht wenig zur Schwächung ihres Chalifats bey. Allmählich aber hörten die Chalifen auf, Beyspiele gelehrter

Uebun-

Uebungen abzugeben. Al Kadi, der im Jahr 940. starb, war der lezte unter ihnen, nach dem Abulfeda, (ad a. 940. p. 413.) der Gedichte schrieb, welche aufbehalten wurden; der öfters öffentliche Reden hielt; und der seine Muße gelehrten und unterhaltenden Männern wiedmete. Unterdessen blieben nicht allein die ansehnlichen Schulen der Araber, von ihren Chalifen und andern vermögenden Freunden der Wissenschaften gestiftet; sondern sie vermehrten sich auch mit jedem Jahrhunderte; gewannen an Glanz und Einkünften, und wurden immer fruchtbarer an geschickten Zöglingen. Ausser Asien, das ihrer so viele, bis nach Bokhara in den nördlichen Gegenden hatte, blühten besonders die Schulen zu Alkahira (gewöhnlich Kairo genannt,) in Aegypten; zu Marocco im nördlichen Africa; zu Cordua in Spanien, und andere mehr. J. n. C. 814 bis 1078.

Nach diesem allgemeinen Abrisse des Zustandes der Gelehrsamkeit unter den Arabern, gehört es weiter nicht an diesen Ort, den Fortgang einzeler Wissenschaften und Künste bey ihnen, dergleichen vornemlich Philosophie, Naturkunde, Arzneywissenschaft, Mathematik, Geschichte, Auslegung des Korans, und damit verbundene Erörterung einer Menge Religions- und rechtlicher Fragen, Sterndeuterey, Dichtkunst und Beredtsamkeit waren, genauer zu beschreiben; besonders eine Art scholastischer Theologie abzuschildern, welche sie, eigentlich gegen die Bestimmung ihrer Religion; jedoch zum Vortheil derselben, annahmen: nicht, um sie philosophisch einzukleiden; wohl aber, um gewisse anstößige Lehren derselben zu mildern, und sie mit philosophischen Lehrsäzen in einige Uebereinstimmung zu bringen; oder endlich von den mancherley kirchlichen und gelehrten Sekten Nachricht zu geben, die bey den Ara-

Arabern in diesen Jahrhunderten zu den frühern des achten hinzugekommen sind. Aus dem Abulfaradsch, (Hist. Dynast. pag. 104. sq.) und andern Arabischen Schriftstellern, haben hierüber Pocock, (Not. ad Specim. Hist. Arab. pag. 195. sq. 211. sq.) Hottinger, (Hist. Orient. L. II. c. 6. p. 340. sq. Tigur. 1651. 4.) Freind, (Hist. de la Médecine, Seconde Partie, p. 11. sq.) Joh. Andr. Mich. Nagel, (de studio Philosophiae Graecae inter Arabes, in Christ. Ern. de Windheim Fragmentis Hist. Philosoph. p. 57. sq. Erlang. 1753. 8.) Brucker (l. c. p. 135. sq.) und andere mehr, viel gesammelt. Hier ist es genug, die berühmtesten Schriftsteller dieser Nation zu nennen, die zum Theil sogar auf die Bearbeitung der Wissenschaften unter den Christen lebhaft gewürkt haben.

Al Kendi, oder vollständig, Abu Jussuf Ben Ishak Al Kendi, ist einer der ersten vorzüglichen Arabischen Gelehrten unter Al Mamums Regierung. Nach dem Abulfaradsch) (l. c. p. 179.) war er in der Arzneywissenschaft, Philosophie, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie sehr geübt; man nannte ihn schlechtweg den Philosophen. Er schrieb auch Bücher über die meisten dieser Wissenschaften; besonders aber Commentarien über viele Werke des Aristoteles, und eine mit Anmerkungen begleitete Uebersezung von des Autolykus Buche über die Sphären. (Herbelot l. c. T. II. art. Kendi, p. 363. Lakemacheri Dissert. de Alkendio, Helmst. 1719. 4. Brucker l. c. p. 63. sq.) — Zu gleicher Zeit lebten drey Söhne des Musa, Muhammed, Ahmed und Hosain, denen der gedachte Chalife auftrug, den wahren Umfang der Erde auszumessen, indem sie aus den alten Griechischen Philosophen treffliche Kenntnisse der Geometrie, Mechanik und Musik geschöpft hatten.

Abul-

Abulfeda beſchreibt es ausführlich, (Annal. Muslem. ad a. 872. T. II. pag. 240. ſq.) welche Methode ſie dabey beobachtet haben. — Einen ausnehmenden Ruhm von aſtronomiſcher Wiſſenſchaft erlangte auch um die Mitte des neunten Jahrhunderts, Alfragan, eigentlich Ahmed oder Muhammed Ebn Cothair Al Fargani, von Fargani in der Landſchaft Sogdiana gebürtig. Er hinterließ Anfangsgründe jener Wiſſenſchaft, welche Jac. Golius Arabiſch und Lateiniſch mit Anmerkungen zu Amſterdam 1669. in Quart herausgegeben hat. (Golius in praef. l. c. Herbelot l. c. T. II. art. Fargani, pag. 23.) — Abu-Gafar Muhammed, der im Jahr 922. zu Bagdad ſtarb, ſchrieb den geſchäzteſten Commentarius über den Koran, und eine gleichfals berühmte Chronik der Weltgeſchichte, die beinahe bis an ſeinen Tod reicht. Der leztern hat ſich Elmakin ſehr fleißig bedient; auch hat Schultens ein Stück derſelben (in Hiſtoria regni Ioctanidarum) ans Licht geſtellt. (Abulfeda l. c. p. 345. Elmacini Hiſt. Saracen. pag. 1. ſq. Lugd. Bat. 1625. 4.) — Noch berühmter iſt Rhaſes, gewöhnlich Rhazes genannt, der mit ſeinem vollen Nahmen Muhammed Ben Sechariſa Al Raſi hieß. Bis in ſein vierzigjähriges Alter hatte er ſich bloß der Tonkunſt ergeben; damals aber fieng er an, Arzneykunde und Philoſophie mit ſo glücklichem Erfolge zu ſtudieren, daß er darinne der allgemeine Lehrer der Morgenländer wurde. Ein ſpäterer Schriftſteller (Leo African. l. c. c. 6. p. 266. apud Fabric. l. c.) verſichert, daß ihn der Chalif von Spanien zu ſich berufen und in einen ſehr ehrenvollen Stand verſezt habe; daß Rhaſes auch bey ihm zu Cordua im 401ſten Jahr der Hedſchra, (welches mit dem Jahr 1010. der chriſtlichen Zeitrechnung einerley iſt,) ohngefähr neunzig Jahre alt, geſtorben ſey. Aber dieſe

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zeit-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zeitbeſtimmung, der alle Neuern gefolgt ſind, iſt aus dem Abulfeda (l. c. p. 347.) der ihn ſchon im Jahr 923. ſterben läßt, zu verbeſſern. Er hat mehr als ein Lehrgebäude der Arzneywiſſenſchaft ausgefertigt, von denen inſonderheit das Almanſor überſchriebene in zehn Büchern, welches er einem Arabiſchen Fürſten dieſes Nahmens in Chorafan wiedmete, (den aber der Africaner Leo mit einem Spaniſchen Chalifen vermiſcht haben mag,) Aufmerkſamkeit verdient. Freind hat zwar umſtändlich gezeigt, (Hiſt. de la Médecine, Seconde Partie, pag. 26. ſq. à Leide, 1727. 4.) wie ſehr viel Rhaſes in dieſem Werke dem Hippokrates, Galenus, und andern Griechiſchen Aerzten zu danken habe; doch geſteht er ihm, wie für dieſe, alſo auch für ſeine übrigen zahlreichen mediciniſchen Schriften, manche eigene Erfahrungen und ſehr gute Beobachtungen zu. Er war der erſte Chymiſt unter den Arabern, den man kennt, und der erſte unter den Alten, der die Kinderkrankheiten abhandelte. Von den Ausgaben ſeiner Bücher, die alle nur in Lateiniſcher Sprache erſchienen ſind, geben Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. XIII. p. 46.) und C. W. Reſtner (Biblioth. medica, c. 2. §. 4. p. 128. ſq. Ienae, 1746. 8.) gute Nachricht. — Ein ſehr geſchickter Sprachkenner und Dichter, Ibn Doraid, ſtarb im Jahr 931. Sein Arabiſches Wörterbuch iſt unter den Handſchriften der Leidner Bibliothek befindlich. Nur bedauerten es ſeine Mitbürger, daß er ſich vom böſen Geiſte zur Liebe des Weins und der Muſik hätte verführen laſſen. (Abulfeda l. c. p. 378. ſq. Reiskii Adnotatt. hiſt. ibid. pag. 755.) — Durch gleiche Fertigkeiten, vornehmlich aber als Dichter, erwarb ſich Motanabbi, der im Jahr 965. umgebracht wurde, ſo viele Bewunderung bey den Arabern, daß ſie ſeine Gedichte vor unübertrefflich hielten. (Idem l. c.

l. c. p. 483. sq.) Doch urtheilt Reiske von denselben, (l. c. p. 774.) daß sie mehr einen philosophisch-moralischen als poetischen Werth haben, und viele Kunst in der Wahl der Ausdrücke verrathen. — Mehrere berühmte Arabische Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Sprachlehrer, und andere Schriftsteller, selbst unter den Fürsten dieser Nation, hat Abulfeda (l. c. p. 495. sq. 551. sq. 559. sq. Tom. III. p. 189. sq. 207. sq. 217. sq.) angeführt. Es gab darunter auch eine Art von Muhammedanischem Freygeiste, den blinden Dichter Abu'l Ola Ahmed, der im Jahr 1057. in einem mehr als achtzigjährigen Alter aus der Welt gieng. Einige glaubten, daß er der Sekte der Indianischen Brachmanen zugethan sey, weil er in den lezten vier und vierzig Jahren seines Lebens weder Fleisch, noch Eyer, noch Milch aß, und keinem Thiere ein Leid zuzufügen gestattete. Seine vielen Gedichte, sagt Abulfeda, (T. III. p. 165.) waren nur eines geringfügigen Inhalts; man hätte aus denselben und aus seinen Reden schließen sollen, daß er dem Islam nicht ergeben sey; er versicherte aber das Gegentheil, weil man auf den innern Verstand seiner Worte sehen müsse. Richtiger aber scheint Reiske zu bemerken, (l. c. p. 677.) daß dieser Dichter ein Mann von kühnem Geiste gewesen sey, der sich dadurch verhaßt gemacht habe, daß er alles bey seinem Nahmen nannte; die Blöße der gewöhnlichen Religionen, und das Lächerliche der menschlichen Sitten aufdeckte. Würklich sind seine Gedichte, welche Abulfeda zum Beyspiel eingerückt hat, kaum einer milden Erklärung fähig. „Ich bewundere, schreibt er in dem ersten derselben, den Kosru und seine Anhänger, (er meint „die Magier und Perser überhaupt,) daß sie sich das „Gesicht mit Kuhharn waschen. Ich bewundere die „Christen, daß sie glauben, Gott könne ungestraft J. n. C. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

„gemißhandelt, gemartert und unterdrückt werden. „Ich bewundere die Juden, daß sie behaupten, Gott „liebe das murmelnde Geräusch des aus den Adern sich „ergießenden Bluts, und den Wohlgeruch des Opfers. „Ich bewundere einige, (es sind die Muhammedaner,) welche von den äussersten Enden der Erde zu„sammenkommen, um kleine Steine (im Thale Mena) „zu werfen, und einen Stein (den schwarzen an der „Caaba,) zu küssen. O der sonderbaren Vorschrif„ten und abergläubischen Meinungen der Menschen! „Ist denn das ganze menschliche Geschlecht so blind, „daß es die Wahrheit nicht einsehen kann?“

Keiner aber unter den Arabischen Gelehrten dieses Zeitalters hat bey den Christen mehr Ansehen erlangt, als Avicenna: denn so haben sie ihn mit veränderter Zusammenziehung zweyer Worte seines vollständigen Nahmens, Abu Ali, Al Hosain, Ibn Abdallah, Ibn Sina, Al Scheikh, Al Reis, genannt; bey den Arabern selbst heißt er gewöhnlich Ibn Sina. Er kam im Jahr 980. zu Bokhara auf die Welt. Von seinem zehnten Jahre an, da er bereits den Koran inne hatte, studierte er auch den Euklides und Ptolemäus; nachher las er beynahe alles, was über die Arzneywissenschaft geschrieben worden war. Die Philosophie wurde gleichfals eine seiner Hauptbeschäftigungen auf der höhern Schule zu Bagdad; allein man erzählt, daß, ob er gleich die Metaphysik des Aristoteles vierzigmal durchgelesen habe, ihm dieselbe doch unverständlich geblieben sey, bis er auf die Commentarien des Al Farabi gerathen sey, den er überhaupt als seinen vornehmsten Lehrer erkannte. Man beschuldigte jedoch beide, daß sie von dem Lehrbegriffe des Koran abgewichen wären, und philosophischen Meinungen zu sehr nachgehangen hätten. Eine Zeit lang

lang lebte Avicenna, nebst andern Gelehrten, an dem Hofe des Fürsten von Chowarezmien. Mahmud, erster Sultan des Geschlechts der Gaznevіden, verlangte, daß auch er, unter andern dieser Gelehrten, sich zu ihm begeben möchte; er weigerte sich aber dessen; durchreiste verschiedene Länder; begab sich in die Dienste einiger Emirs; wurde auch Arzt und sogar Weßir des Sultans Nag'daldulat, aus der Familie der Buiden; verlor jedoch diese Stellen wegen seiner unmäßigen Neigung zum Wein und zu dem andern Geschlechte. Er starb im Jahr 1036. in der Stadt Hamadan. Philosophischer Scharfsinn und glückliche Krankenheilungen verschafften ihm einen ungemeinen Ruf; seine Schriften schienen denselben zu bestätigen: und er gieng daher auch mit diesen von den Arabern zu den Christen über. Sieht man diese näher an, (wiewohl man es größtentheils nur in den lateinischen, nicht eben getreuen Uebersezungen thun kann,) die davon gedruckt worden sind: so fällt der hohe Begriff gewaltig, den man sich ehemals von ihm gemacht hatte. Seine logischen, metaphysischen, physikalischen und ähnlichen Bücher sind nicht viel mehr als Sammlungen oft übel zusammenhängender Lehrsäze der ältern Philosophen, worunter ihm Aristoteles an Statt aller übrigen gilt; zuweilen auch mit Muhammedanischer Schwärmerey versezt. Hauptsächlich aber herrschte er durch seinen Canon, oder sein Lehrgebäude der Arzneykunde; bis ins sechszehnte Jahrhundert hin, kannten die christlichen Aerzte nichts Vortrefflicheres; seine Vorschriften und Arzneymittel wurden beynahe als unfehlbar betrachtet. Man hielt nachmals akademische Vorlesungen über denselben: und aus dessen erstem Buche wurden die Candidaten der Doktorwürde zu Salerno geprüft. Gleichwohl trifft man in diesem großen Werke, das im Jahr 1593. zu

J. n. C. G. 814 bis 1071.

J. n. C. G. 814 bis 1078.

„gemißhandelt, gemartert und unterdrückt werden. „Ich bewundere die Juden, daß ſie behaupten, Gott „liebe das murmelnde Geräuſch des aus den Adern ſich „ergießenden Bluts, und den Wohlgeruch des Opfers. „Ich bewundere einige, (es ſind die Muhammedaner,) welche von den äuſſerſten Enden der Erde zuſammenkommen, um kleine Steine (im Thale Mena) „zu werfen, und einen Stein (den ſchwarzen an der „Caaba,) zu küſſen. O der ſonderbaren Vorſchriften und abergläubiſchen Meinungen der Menſchen! „Iſt denn das ganze menſchliche Geſchlecht ſo blind, „daß es die Wahrheit nicht einſehen kann?“

Keiner aber unter den Arabiſchen Gelehrten dieſes Zeitalters hat bey den Chriſten mehr Anſehen erlangt, als Avicenna: denn ſo haben ſie ihn mit veränderter Zuſammenziehung zweyer Worte ſeines vollſtändigen Nahmens, Abu Ali, Al Hoſain, Ibn Abdallah, Ibn Sina, Al Scheikh, Al Reis, genannt; bey den Arabern ſelbſt heißt er gewöhnlich Ibn Sina. Er kam im Jahr 980. zu Bokhara auf die Welt. Von ſeinem zehnten Jahre an, da er bereits den Koran inne hatte, ſtudierte er auch den Euklides und Ptolemäus; nachher las er beynahe alles, was über die Arzneywiſſenſchaft geſchrieben worden war. Die Philoſophie wurde gleichfalls eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen auf der höhern Schule zu Bagdad; allein man erzählt, daß, ob er gleich die Metaphyſik des Ariſtoteles vierzigmal durchgeleſen habe, ihm dieſelbe doch unverſtändlich geblieben ſey, bis er auf die Commentarien des Al Farabi gerathen ſey, den er überhaupt als ſeinen vornehmſten Lehrer erkannte. Man beſchuldigte jedoch beide, daß ſie von dem Lehrbegriffe des Koran abgewichen wären, und philoſophiſchen Meinungen zu ſehr nachgehangen hätten. Eine Zeit

lang

lang lebte Avicenna, nebst andern Gelehrten, an dem Hofe des Fürsten von Chowarezmien. Mahmud, erster Sultan des Geschlechts der Gaznevіden, verlangte, daß auch er, unter andern dieser Gelehrten, sich zu ihm begeben möchte; er weigerte sich aber dessen; durchreiste verschiedene Länder; begab sich in die Dienste einiger Emirs; wurde auch Arzt und sogar Weßir des Sultans Nag'daldulat, aus der Familie der Buiden; verlor jedoch diese Stellen wegen seiner unmäßigen Neigung zum Wein und zu dem andern Geschlechte. Er starb im Jahr 1036. in der Stadt Hamadan. Philosophischer Scharfsinn und glückliche Krankenheilungen verschafften ihm einen ungemeinen Ruf; seine Schriften schienen denselben zu bestätigen: und er gieng daher auch mit diesen von den Arabern zu den Christen über. Sieht man diese näher an, (wiewohl man es größtentheils nur in den lateinischen, nicht eben getreuen Uebersezungen thun kann,) die davon gedruckt worden sind: so fällt der hohe Begriff gewaltig, den man sich ehemals von ihm gemacht hatte. Seine logischen, metaphysischen, physikalischen und ähnlichen Bücher sind nicht viel mehr als Sammlungen oft übel zusammenhängender Lehrsäze der ältern Philosophen, worunter ihm Aristoteles an Statt aller übrigen gilt; zuweilen auch mit Muhammedanischer Schwärmerey versezt. Hauptsächlich aber herrschte er durch seinen Canon, oder sein Lehrgebäude der Arzneykunde; bis ins sechszehnte Jahrhundert hin, kannten die christlichen Aerzte nichts Vortrefflicheres; seine Vorschriften und Arzneymittel wurden beynahe als unfehlbar betrachtet. Man hielt nachmals akademische Vorlesungen über denselben: und aus dessen erstem Buche wurden die Candidaten der Doktorwürde zu Salerno geprüft. Gleichwohl trifft man in diesem großen Werke, das im Jahr 1593. zu

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

sich durch Partheyen und innerliche Kriege zu schwächen: wurden im Jahr 1007. zugleich zween Fürsten von Cordua gewählt, um den Almahadi vom Throne zu stoßen. Einer derselben, Zulema, wie ihn die Spanischen Geschichtschreiber nennen, bat den mächtigen christlichen Grafen von Castilien, Don Sancho, um Hülfe; die er auch erhielt; mit derselben den Almahadi besiegte, und darauf zum Chalifen ausgerufen wurde. Allein der Ueberwundene fand bey zween andern christlichen Grafen, von Barcellona, und von Urgel, so vielen Beystand, daß er im Jahr 1010. in einem neuen Treffen die Oberhand behielt; in welchem jedoch drey Bischöfe auf seiner Seite umkamen. (Roderic. Toletan. Hist. Arabum, c. 33. 34. p. 54. sq. post Elmacini Hist. Saracen. Lugd. Bat. 1625. 4. Ferreras Allgem. Hist. von Spanien, Dritter Band, S. [illegible] fg.)

Auf der andern Seite giebt es zwar Beyspiele genug, daß die Christen auch von den Arabern mancherley Bedrückungen erlitten haben; doch wechseln eben diese mit billigen und gütigen Begegnungen ab; zuweilen merkt man auch, wodurch sich die unvorsichtigen Christen jene zugezogen haben. So wurden im Jahr [illegible] von ihnen zu Cordua umgebracht, weil sie Mohammeds Religon öffentlich widerlegten. Der Chalif Abderraman hatte verboten, daß man von derselben nicht übel sprechen sollte. Eben darum [illegible] Isaac, Mönch eines benachbarten Klosters, sich durch Eifer für das Christenthum auszeichnete, gieng in die gedachte Stadt; fragte den Richter um die Beschaffenheit jenes Glaubens, und suchte ihm die Irrthümer desselben zu zeigen. Er erreichte dadurch seine Absicht, hingerichtet zu werden; ein gleiches Schicksal hatten mehrere seiner Glaubensgenossen beider-

beiderley Geschlechts. Niemand gab sich mehr Mühe, ihnen Standhaftigkeit einzuflößen, als Eulogius, ein Presbyter zu Cordua, der schon einige Zeit vorher wegen einer ähnlichen Geschäftigkeit diese Stadt hatte verlassen müssen. Jezt wurde er ins Gefängniß geworfen; fuhr aber auch darinne fort, den Muth seiner Mitbrüder zu stärken. Es bot sich ihm dazu noch eine ausserordentliche Gelegenheit dar. Die Araber, welche nur die Verachtung ihrer Religion hindern; nicht aber aus Verfolgungsgeist die Anzahl christlicher Märtyrer vermehren wollten, fragten den Bischof Reccafrid um Rath, welche Maaßregeln sie deswegen ergreifen sollten. Dieser antwortete ihnen, Christen, welche ohne dringende Ursache den Muhammedanischen Glauben mißhandelten, und den ihrigen dagegen stellten, könnten nicht als Märtyrer angesehen werden, wenn sie darum das Leben einbüßten; vielmehr müsse man sie als Verbrecher betrachten, welche den Tod verdient hätten. Ein Gutachten, das man immer eines Bischofs höchst unwürdig gehalten hat; und gleichwohl, wenn Reccafrid nur so viel sagen wollte, daß es einem Christen nicht gebühre, die herrschende Landesreligion schimpflich zu behandeln, und durch das unzeitige Bekenntniß derselben Unruhen zu stiften, sich und andern Lebensgefahr zuzuziehen, urtheilte er nicht anders, als die verständigsten Christen der ersten Jahrhunderte. Er fand wenigstens Anhänger, und andere Christen geriethen darüber in Verlegenheit. Daher schrieb Eulogius zur Vertheidigung der Märtyrer; er leugnete es, daß die Richter von denselben aufgefordert würden. Da er unterdessen eine Muhammedanische Jungfrau zum Christenthum brachte: so wurde er deswegen im Jahr 859. enthauptet, und bald darauf auch seine Schülerinn. Man hatte ihn kurz vorher zum Erzbischof von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

n. C. 814 bis 1073.

Toledo gewählt. Seine Schriften: Memoriale Sanctorum, ſeu Libri III. de Martyribus Cordubenſibus, worinne er die Geſchichte dieſer Märtyrer beſchreibt; Apologeticus pro martyribus adverſus calumniatores, dazu die Veranlaſſung ſchon angezeigt worden iſt; Exhortatio ad martyrium, ſive documentum martyriale ad Floram et Mariam, virgines confeſſores, und einige Briefe, verrathen alle den eifriggutmeinenden; aber nicht den eben ſo einſichtsvollen Mann. **Ambroſius Morales**, der ſie zuerſt im Jahr 1574. zu **Alcala de Henares** (Complutum) in Folio ans Licht geſtellt hat, ließ aus der erſten derſelben vieles weg, was **Muhammeds** ſchimpflich abgebildete Handlungen und Lehrſäze betraf. Nach ſeiner Ausgabe hat man dieſe Schriften in verſchiedenen großen Sammlungen, (wie in Biblioth. Patrum Colon. T. XV. p. 242. ſq.) wieder abgedruckt. Das Leben des **Eulogius**, von ſeinem Freunde Alvarus beſchrieben, ſteht an der Spize derſelben. (Ferreras l. c. S. 666. fg. Fabric. Biblioth. Lat. med. et inf. Latin. T. II. p. 123. ſq. ed. Patav.)

In andern Ländern des Saraceniſchen Gebiets war der Zuſtand der Chriſten auch großentheils erträglich; wenn ſie gleich an eine Ausbreitung ihrer Religion, oder an eine ſehr blühende Verfaſſung nicht denken durften; und manchmal einigen Gewaltthätigkeiten ausgeſezt waren. **Al Mamun**, und ſeine beiden Nachfolger, bezeigten ſich ihnen günſtig; unter der Regierung des erſtern bekamen ſie die Klöſter zurück, welche ihnen in Aegypten abgenommen worden waren. (Elmacin. l. c. L. II. pag. 177.) Der **Chalif Al Motawakkel** hingegen befohl, daß ſie und die Juden lederne Gürtel, und andere Merkmale, zum Unterſchiede von den **Muhammedanern**, tragen, auf keinem Pferde, ſondern bloß auf Eſeln

und

und Maulthieren reiten, und auf ihre Hausthüren die Bilder von Teufeln, Affen und Schweinen mahlen sollten. (Eutychii Chronic. p. 448.) Man glaubt, daß sein christlicher Arzt Bachtischua, — denn Aerzte von dieser Religion wurden lange von den Chalifen gebraucht, und durch medicinische Kenntnisse hatten sich die Christen ansehnliche Freyheiten bey denselben erworben, — durch seine großen Reichthümer und eine verschwenderische Pracht zu diesem Befehl Gelegenheit gegeben habe; der Chalif nahm ihm wenigstens sein ganzes Vermögen. Dieser Fürst ehrte einen andern christlichen Arzt, Honain Ebn Isaak, desto mehr. Nachdem derselbe, weil ihn sein Lehrer zu Bagdad verstieß, im Griechischen Reiche und zu Baßora so ungemeine Kenntnisse und einen so hohen Ruf erlangt hatte, daß ihn der Chalif mit großen Einkünften in seine Dienste zog; besorgte dieser gleichwohl, daß Honain heimlich mit dem Griechischen Kaiser zu seinem Schaden in Verbindung stehen möchte. Er befohl ihm also, ein Gift zuzubereiten, wodurch er seinen Feind auf eine unmerkliche Art aus der Welt schaffen könnte. Der Arzt weigerte sich dessen; mußte daher ein Jahr lang im Gefängnisse schmachten, und wurde darauf mit dem Tode bedroht; aber alles vergebens. Als er endlich befragt wurde, was ihn gehindert habe, dem Fürsten zu gehorchen? gab er zur Antwort: seine Religion, welche ihn lehre, selbst seinen Feinden Gutes zu thun; und seine Lebensart eines Arztes, die ihn verpflichte, nur heilsame Mittel zu verfertigen. Seitdem wurde er mit Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überschüttet. (Abulfar. Hist. Dynastiar. p. 171–173.) Uebrigens scheint es auch, daß die Bedrückungen, welche die Christen unter der Arabischen Herrschaft ausstanden, meistentheils von dem großen Hauffen, oder von einzelen Befehlshabern her-

J. n. C. 814 bis 1073

n. C. G. 814 bis 1073.

gerührt haben; am Throne aber mehr Gerechtigkeit für ſie bereit geweſen iſt. Im Jahr 921. verbrannten die Muhammedaner zu Damaſcus, nach dem Elmakin, (l. c. pag. 246.) in einem Aufſtande eine große Kirche der Chriſten, deren goldene und ſilberne Gefäße ſie plünderten; ein daran ſtoßendes Nonnenkloſter wurde ebenfals zu Grunde gerichtet; und bald darnach zerſtörten ſie auch die dortigen Kirchen der Jacobiten und Neſtorianer. Nach einigen Jahren legte man den Mönchen, Biſchöfen und Armen der Chriſten in Aegypten eine Steuer auf. Als ſich aber einige Mönche deswegen an den Chalifen Moktader Billa gewandt hatten, verordnete er, daß alle dieſe Chriſten von der Steuer frey ſeyn ſollten; es ſollte ihnen das Vorrecht verbleiben, das ſie von dem Urheber ihres Berufs erhalten hätten. (Idem l. c. pag. 243.) Eben dieſer Geſchichtſchreiber geſteht, (l. c. pag. 261.) daß es die ärgerlichen Händel der uneinigen Chriſten in jenem Lande geweſen ſind, welche den Regenten deſſelben um das Jahr 936. veranlaßten, ihnen ihre Kirchen, nebſt allen koſtbaren Geräthſchaften derſelben, wegnehmen zu laſſen. Für eine Geldſumme, welche der Fürſt billiger beſtimmte, als ein Biſchof ſelbſt, erhielten ſie ihre Geräthe zurück, und lernten ſich ſeitdem in Einer Kirche friedlich vertragen. Kaum verdient es noch bemerkt zu werden, daß auch die Schriften der Chriſten gegen die Muhammedaniſche Religion nichts zur Empfehlung der chriſtlichen unter den Arabern beygetragen haben. Theils wurden ſie von dieſen nicht geleſen; theils waren ſie mit zu vieler Erbitterung geſchrieben, zu voll unrichtiger Vorſtellungen vom Muhammed und ſeinem Glauben; höchſtens dazu geſchickt die Chriſten von Annehmung deſſelben zurück zu halten. Selbſt der Kaiſer Leo der Weiſe, der gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts regierte, hat

hat Schriften dieſes Inhalts hinterlaſſen. (Epiſtola ad Omarum Saracenum, de fidei chriſtianae veritate, et Saracenorum erroribus, latine, in Biblioth. P. P. max. Lugdun. T. XVII. p. 45. ſq. Eiusd. caput, quo modo adverſus Saracenos pugnare oporteat? graece et latine a Io. Lamio ed. in Io. Meurſii Opp. T. V. Praef. p. 4.) J. n. c. c. 824. bis 1075.

Leichter ſchien es, die Juden zum Chriſtenthum zu bringen, deren ſo viele Tauſende unter chriſtlicher Botmäßigkeit lebten, und denen der Uebergang zu jener Religion gewiſſermaaßen ſchon durch die ihrige gebahnt war. Allein, was ihnen denſelben ſchon längſt von ihrer und von der Seite der Chriſten erſchwerte, wie an einem andern Orte (Th. XIX. S. 298. fg.) gezeigt worden iſt, das dauerte in dieſem Zeitalter nicht allein fort; ſondern bekam auch neuen Zuwachs. Freyheit und Wohlſtand machten ſie jezt dem Chriſtenthum faſt noch weniger geneigt, als ehemals Zwang und Härte. Sie waren im Fränkiſchen Reiche von Karln dem Großen günſtig behandelt, ſelbſt zu Geſchäften gebraucht worden; aber ſein Sohn Ludwig erwies ihnen ſo viele Gewogenheit, daß ſeine chriſtlichen Unterthanen zum Theil darüber ihr Mißvergnügen lebhaft äuſſerten. Dieſer Kaiſer hatte einen jüdiſchen Arzt Zedekias, von deſſen zauberiſchen Künſten die lächerlichſten Erzählungen auf die Nachwelt kamen; zum Beyſpiel, daß er ganze mit Heu beladene Wagen, nebſt dem Fuhrmanne und den Pferden aufgefreſſen; Menſchen verſchlungen, manchen Kopf, Hände und Füße abgehauen; alles aber wieder ohne die geringſte Beſchädigung an ſeinen Ort verſezt habe; und dergleichen mehr. (Trithem. Chronic. Hirsaug. ad a. 879. T. I. p. 34.) Vermuthlich ſtand er bey Ludwigen in großen Gnaden; beluſtigte den Hof durch damals unerklärbare Kunſtſtücke, und verſchaffte ſeiner Nation manche

J. n. C. 814 bis 1073.

che die ältern Biſchöfe und Synode über den Unterſchied der chriſtlichen und jüdiſchen Religion, der heiligen Schrift gemäß, gefällt hätten, zu ſenden; damit er ſehen könne, daß die Juden verabſcheuungswürdiger ſind, als alle Ungläubige. Dieſes leiſtete er in einem andern Schreiben, woran auch zwey andere Biſchöfe Theil nahmen. (Epiſt. de Iudaicis ſuperſtitionibus, ibid. p. 66–88.) Hilarius alſo, Ambroſius, und andere alte Lehrer, werden zum Zeugniſſe angeführt, daß man mit den Juden ganz und gar keine Verbindung unterhalten, und ihren Gottesdienſt nicht begünſtigen dürfe. Darunter ſteht auch des Apoſtels Johannes gleiches Betragen gegen den Cerinthus: denn dieſer, ſagt Agobard, war zwar ein Ketzer; aber, als ein ſolcher, ſtimmte er doch in einigen Lehrſätzen mit der Kirche überein; die Juden hingegen lügen und läſtern durchaus Gott und ſeine Kirche; halten nur ſeinen Tod für wahr; ſehen ihn jedoch nur als einen natürlichen an. Sie ſagen, daß ihr Gott körperlich ſey, und menſchliche Gliedmaaßen, nur unbeugſame Finger, habe; daß er auf einem Throne ſitze, der von vier Thieren getragen werde, eingeſchloſſen in einem großem Pallaſte; daß er viel Ueberflüßiges denke; woraus, weil es nicht zur Würkſamkeit kommt, Dämonen entſtehen; und unzählige andere Ungereimtheiten mehr von Gott. Sie behaupten ferner, daß die Buchſtaben ihres Alphabets ewig ſind; und daß das Geſetz Moſis lange vor der Schöpfung geſchrieben worden iſt; daß es mehrere Erden, Höllen und Himmel gebe; und was der Unwahrheiten mehr ſind, welche ſie über jede Seite des alten Teſtaments erdichtet haben. Von Jeſu erzählen ſie, daß er ein junger angeſehener Jude, und Schüler Johannes des Täuffers geweſen ſey, der auch viele Schüler gehabt, und darunter einem wegen ſeines harten Kopfs den

Nah-

Nahmen Kephas oder Petrus beigelegt habe; daß ihn endlich Tiberius, wegen vieler Lügen angeklagt, ins Gefängniß habe werfen lassen; besonders weil seine Tochter, der er, ohne einen Ehemann, einen Sohn versprochen, dafür einen Stein zur Welt gebracht habe; daß er endlich als ein Zauberer gehenkt, und ihm der Kopf mit einem Steine zerschmettert, daß er bey einer Wasserleitung begraben, und sein Grab einem Juden zur Bewachung anvertrauet worden sey; eine Ueberschwemmung habe des Nachts seinen Körper fortgeführt, den man auf Befehl des Pilatus ein Jahr lang vergebens gesucht habe; daher habe dieser verordnet, daß, weil ihn die Juden aus Neid umgebracht hätten, und er nach seinem Versprechen auferstanden sey, sie ihn anbeten sollten, wenn sie nicht in der Hölle gestraft seyn wollten. Auch sollen die Juden den Christen Anbetung der Götzen Schuld geben, und die Wunder, welche bey denselben durch Fürbitte der Heiligen geschehen, vom Teufel herleiten. Hierauf beweiset Agobard ausführlich aus der heil. Schrift, (pag. 78. sq.) wie sehr die Juden gehaßt und verabscheuet zu werden verdienen; wie sehr sie unter dem göttlichen Fluche liegen. Besonders dringt er darauf, daß Paulus in seinen spätern Jahren alle Gemeinschaft mit denselben aufgehoben, und daß Petrus, (wenn gleich dieses nur in einem apokryphischen Buche stehe,) mit dem ungetauften Clemens nicht habe essen wollen. J. n. C. G. 814 bis 1075.

Vergebens begab sich Agobard, dieser Angelegenheiten wegen, an den Hof; der Kaiser ertheilte ihm nur den Befehl, zurück zu reisen. Er wandte sich daher in einem Schreiben an die vornehmsten Staatsbedienten, Adalard, Abt von Corbie, Wala, seinen Bruder und Nachfolger in dieser Abtey, und Helisachar, Abt von Centula, die er auf eine sonst für

Bi-

J. n. C. 814 bis 1073.

Biſchöfe ungewöhnliche Art, reverendiſſimos ac beatiſſimos Domnos et Dominos et Patres ſanctos nennt. (Conſultatio et ſupplicatio ad Proceres Palatii de baptismo Iudaicorum mancipiorum, l. c. p. 98–102.) Dieſe bat er um ihren Rath, oder um einen kaiſerlichen Befehl in Anſehung ſeines Verhaltens gegen die heidniſchen Sclaven der Juden. Sie lernen, ſchreibt er, unſere Sprache; werden mit unſerer Religion bekannt, und verlangen endlich getauft zu werden. Sollen wir ihnen dieſes abſchlagen, oder nicht? Ich glaube, daß Gott an einen ſolchen Sclaven mehr Recht habe, als derjenige, welcher ihn für Geld gekauft hat; daß der Sclave für ſeine Religion Gotte allein verantwortlich ſey. Alle Lehrer des Chriſtenthums alſo, von den Zeiten der Apoſtel an, haben nicht erſt die Erlaubniß der leiblichen Herren abgewartet, um ihre Sclaven zu taufen; nur daß dieſe, wenn ſie es nicht vermeiden konnten, in ihrem Stande bleiben mußten. Es wäre gottlos und grauſam, Heyden, welche ſich zu Chriſto flüchten, nicht aufzunehmen; da der Kaiſer ſogar heydniſche Nationen, die er beſiegt hat, Chriſto unterwirft. Auch ſollen die Herren den gehörigen Preiß für ihre Sclaven erhalten; aber ſie wollen ihn, im Vertrauen auf die Gewogenheit der Staatsbedienten, nicht annehmen. Agobard fürchtet die göttliche Verdammniß, wenn er den Juden oder ihren Knechten die Taufe verſagt, und Menſchen zu beleidigen, wenn er ſie ihnen ertheilt; er wünſcht alſo, aus dieſen ängſtlichen Beſorgniſſen geriſſen zu werden. — Daß dieſer Wunſch nicht erfüllt worden ſey, ſieht man aus einem andern Schreiben, welches er einige Zeit darauf an den Erzcaplan (Archicapellanus oder Sacri Palatii Antiſtes) Hilduin, und an den Abt Wala abgelaſſen hat. (Epiſtola ad Proceres Palatii contra praeceptum impium de baptismo Iudaicorum mancipiorum,

rum, l. c. p. 192–197.) Auſſerdem daß eine zum Chriſtenthum übergetretene Jüdinn deswegen eine harte Verfolgung erlitt, meldet er ihnen auch, daß die Juden einen kaiſerlichen Befehl verbreiten, Kraft deſſen kein jüdiſcher Sclave wider ſeines Herrn Willen getauft werden dürfte. Er kann es jedoch nicht glauben, daß derſelbe von einem ſo eifrig chriſtlichen Fürſten herrühre, weil er ganz wider die Vorſchrift Chriſti laufe, jedermann zu taufen. Daß die Apoſtel dieſes auch beobachtet haben, ſoll man unter andern aus der Stelle ſehen, wo Paulus die Hofbedienten des Kaiſers Nero grüßen läßt, (Philipp. C. IV. v. 22.) die gewiß nicht mit ſeiner Einwilligung getauft worden ſind; ingleichen aus der Empfehlung des Oneſimus an ſeinen Herrn Philemon, durch eben denſelben Apoſtel. Es giebt noch ein Schreiben dieſes Erzbiſchofs an einen Fränkiſchen Biſchof, (Epiſt. exhortatoria ad Nibridium, Epiſc. Narbon. de cavendo convictu et ſocietate Iudaica, ib. p. 102–197.) gegen welchen er auch ſeine Klagen über die Verführungen und andere traurige Folgen ausſchüttet, welche aus der gedachten Verbindung der Chriſten mit den Juden entſtünden. Manche, ſagt er, von unſern gemeinen Chriſten und Landleuten, halten dieſelben vor das einzige Volk Gottes, bey welchem die Ausübung der wahren Religion, und ein gewiſſerer Glaube, als bey den Chriſten, ſey. Nachdem er dem Biſchof den unglücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen angezeigt, und ihm nachdrücklich eingeprägt hat, daß die Juden ſchlechterdings in allem, was ſie thun und beſizen, dem Fluche unterworfen ſind: ermahnt er ihn, bey dieſen Grundſäzen feſt zu halten. Man darf zwar nicht leugnen, wie auch Baluze (Not. ad Agobard. l. c. T. II. p. 18.) angemerkt hat, daß ſich Agobard auf die Geſeze Karls des Großen, und ſeines Sohnes Ludwigs ſelbſt, auch der erſten

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

christlichen Kaiser berufen konnte, nach welchen den Juden keine christliche Sclaven verkauft werden sollten. Es läßt sich überdieß wohl begreifen, daß die reichen und bey Hofe viel vermögenden Juden auf die Sitten und Religionsgesinnungen der ohnedem schlecht unterrichteten Christen, nachtheilig gewürkt haben mögen. Man kennt sogar einen Diakonus, **Bodo**, der sich im Jahr 839. beschneiden ließ. (Annal. Bertin. ad a. 839. pag. 194. T. III. Duchesn.) Aber sein Eifer und Religionshaß führten ihn allzu weit; er that Eingriffe in die Rechte der Obrigkeit, und war auch leichtgläubiger bey dieser Angelegenheit, als man es von ihm hätte erwarten sollen.

Karl der Kahle, der den jüdischen Leibarzt seines Vaters beybehielt, scheint auch die Juden in seinem Reiche, wie er, geschüzt zu haben. Indessen waren die Bischöfe in demselben immer beschäftigt, Bekehrungen in dieser Nation zu bewürken. Der berühmte Clericus der Gemeine zu **Lyon**, **Florus**, hat ein Schreiben eines Bischofs an den Kaiser, welches diese Bemühungen anbetrifft, zum Theil aufbehalten, (Flori Collect. n. 18. p. 598. sq. in Dacher. Spicileg. sive Collect. vett. aliquot Scriptt. T. I. Paris. 1723. fol.) welches die Französischen Benediktiner **Agobarden** oder seinem Vorgänger **Leidraden** beylegen möchten; (Hist. litt. de la France, T. V. p. 226.) **Bassnage** aber (l. c. pag. 91.) viel wahrscheinlicher einem der nächsten Erzbischöfe von **Lyon**, seit dem Jahr 852, **Remigius**, zuschreibt: denn die Juden waren vorher daselbst zu mächtig, als daß man einen solchen Versuch an ihnen gewagt hätte. Der Bischof meldet also dem Kaiser, daß er, von ihm unterstüzt, mehrere Juden von jedem Geschlechte, Stande und Alter zum Christenthum gebracht habe; daß diese wiederum die Ungläubigen, besonders die leichter zu bewegenden

Kna-

Knaben und Jünglinge zur Nachahmung aufgemuntert hätten; auch von dieſen viele dazu bereit geweſen wären; zumal da ihnen an jedem Sonntage von chriſtlichen Prieſtern geprediget würde. Als ihre Eltern davon hörten, ſchafften ſie eine große Anzahl derſelben heimlich nach Arles. Allein der Biſchof ließ die zurückgebliebenen vor die verſammlete Gemeine kommen, damit diejenigen ſich frey erklären könnten, welche Chriſten zu werden wünſchten. Sogleich fielen, ohne alle Ermahnung, ſechs Knaben den Prieſtern zu Füßen, und baten um die Taufe. Eben dieſes thaten ſie gegen ihn; ihre Bitte wurde bewilligt, und ſieben und vierzig andere folgten ihnen gleich darauf nach. Er übergab ſie den Prieſtern zum Unterrichte; die übrigen ließ er ihren Eltern zuſtellen. Zulezt bittet er den Kaiſer, nicht allein dazu behülflich zu ſeyn, daß dieſe jungen Juden zu Söhnen der Kirche erzogen werden können; ſondern auch dem Biſchof von Arles den nachdrücklichen Auftrag zu geben, daß er auf gleiche Weiſe für die Seeligkeit der dahin verſezten ſorgen ſollte. J. C. 814 bis 1073.

Auch in dieſen Jahrhunderten wurde der Haß gegen die Juden dadurch unterhalten und verſtärkt, daß man ſie verrätheriſcher Verſtändniſſe mit den Arabern gegen die Chriſten beſchuldigte. Nach einer alten Erzählung ſollten die Juden zu **Toulouſe** bald nach dem Jahr 715. den Saraceniſchen Fürſten **Abderrahman** in Spanien aufgemuntert haben, in Frankreich einzubrechen, und die Chriſten daſelbſt auszurotten; er ſollte auch einen beträchtlichen Theil davon erobert, die dortigen Einwohner umgebracht, und nur den Juden, ihrem geheimen Bündniſſe mit ihm zu Folge, verſtattet haben, in aller Freyheit zu **Toulouſe** zu leben. Nachdem aber **Karl der Große** den **Abderrahman** nach Spanien zurückgeſchlagen, auch

n. C. 814 bis 1073.

Toulouſe wieder eingenommen hatte, ſoll er die jüdiſchen Einwohner dieſer Stadt ſämmtlich zum Tode verurtheilt, und nur auf ihr wehmüthigſtes Bitten es bey der Hinrichtung der vornehmſten Verräther unter ihnen haben bewenden laſſen; in Anſehung der übrigen hingegen verordnet haben, ſie ſollten bloß mit der Bedingung künftig zu Toulouſe bleiben, daß jährlich einer von ihnen, an drey beſtimmten Feſttagen, vor der Thüre einer Kirche von einem ſtarken Manne eine Ohrfeige bekommen, und ſie vorher drey Pfund Wachs als eine Steuer übergeben ſollten. Schon Basnage hat gezeigt, (l. c. p. 78. ſq.) daß der größte Theil dieſer Erzählung, welche ſich in der Lebensbeſchreibung Theodards, eines Clerikers zu Toulouſe, nachmals Erzbiſchofs von Narbonne, findet, (de geſtis Carlomanni, Caroli Simplicis, et ſucceſſorum, ex vita S. Theodardi, Confeſſoris Chriſti, in Duchesn. Hiſt. Francor. Scriptt. T. III. pag. 430. ſq.) wegen grober Unrichtigkeiten, die ſie enthält, nicht wahr ſeyn könne. Allein der Umſtand iſt wenigſtens ausgemacht, daß ſie jene ſchimpfliche Behandlung lange Zeit zu Toulouſe ausſtehen mußten. Denn um das Jahr 880. klagten ſie bey dem Weſtfränkiſchen Könige Karlmann, daß ihnen dadurch großes Unrecht wiederfahre, und flehten um die Aufhebung derſelben. Der König ließ darauf durch den Herzog von Aquitanien Richard eine Verſammlung der Biſchöfe von Septimanien und Aquitanien zu Toulouſe, unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs von Narbonne, halten, bey welcher auch viele andere Chriſten und Juden gegenwärtig waren. Als beide Partheyen darüber mit einander hefrig ſtritten: las der gedachte Theodard zwey Befehle Karls des Großen und ſeines Sohns Ludwig vor, worinne die vorher beygebrachte Erzählung und Entſcheidung Karls enthalten waren. Die Juden wandten zwar dage-

dagegen ein, daß nach ihrem Geſeze der Sohn nicht wegen der Miſſethat ſeines Vaters geſtraft werden müße; ferner, daß ſie berechtigt wären, andere Völker zu richten; nicht aber von denſelben gerichtet werden dürften; und dergleichen mehr; allein Theodard bewies ihnen, daß ſie vielmehr nach ihrem Geſeze eine ſiebenfach ſtärkere Strafe leiden ſollten. (l. c. p. 429–434.) Doch es iſt der Mühe nicht werth, von dieſer langen Streitunterredung mehr anzuführen. Die darinne vorkommenden Urkunden der beiden Kaiſer ſind offenbar unächt; und auch unter den übrigen Umſtänden giebt es manche ſehr verdächtige. Genug, dieſe Strafe der Juden dauerte zu Toulouſe bis ins zwölfte Jahrhundert fort. J. R. C. G. 814 bis 1073.

Solche ältere Hinderniſſe einer Annäherung der Juden zur chriſtlichen Kirche wurden mehrmals von dem Clerus beſtätigt. So ſchärfte es die Synode zu Metz, wo Juden wohnten, und der Biſchof eine Vorſtellung wider ſie eingab, im Jahr 888. von neuem ein, (Can. 7. p. 412. in Harduin. Actis Concill. T. VI. P. I.) daß niemand mit ihnen eſſen und trinken, noch Speiſe und Trank von ihnen nehmen ſollte, weil ſie manches, was die Chriſten genöſſen, vor unrein hielten. Man haßte die Juden ſo unverſöhnlich als Feinde des Chriſtenthums, daß man geneigt war, ihr Leben Gott zum angenehmen Opfer darzubringen. Ferdinand der Erſte, König von Leon und Caſtilien, hätte beinahe, da er im Jahr 1065. ſeinen lezten Feidzug gegen die Arabiſchen Könige von Saragoſſa und Toledo unternahm, vorher, von ſeiner Gemahlinn angereizt, alle Juden in ſeinen Reichen niederhauen laſſen, um ſich des Siegs deſto mehr zu verſichern. Aber die Biſchöfe hinderten es, daß ſeine Unterthanen und Soldaten, welche nur auf die Erlaubniß dazu warteten, dieſelbe nicht empfingen. Der damalige Papſt, Alexander

n. C. 814 bis 1073.

xander der Zweyte, lobte ſie wegen dieſes Widerſtandes; (Epiſt. XXXIV. p. 1183. in Labbei Concill. T. IX.) berief ſich auf Gregor den Großen, der keine Gewaltthätigkeiten wider die Juden gebraucht wiſſen wollte, und bemerkte zugleich den Unterſchied, der zwiſchen den die Chriſten verfolgenden Arabern, und den ihnen dienenden Juden ſey. Unterdeſſen erhielt ſich doch die herrſchende Denkungsart gegen die Juden. Daher, und auch aus andern bekannten Urſachen, konnten die Widerlegungsſchriften, durch welche man ſie zu bekehren ſuchte, gar keine Würkung bey ihnen thun. Amulo, oder Amularius, Erzbiſchof von Lyon, ſeit dem Jahr 841. ſchrieb ein ſolches Buch, (contra Iudaeos Liber, ad Carolum Regem, Lotharii Imp. fratrem,) das man ehemals, wider das Zeugniß des Trithemius, (de Scriptt. eccleſ. c. 273.) unter dem Nahmen des Rabanus Maurus, zu Dijon 1656. 8. ans Licht geſtellt hat. Von andern Schriftſtellern dieſer Art braucht nur der Cardinal Petr. Damiani im eilften Jahrhunderte genannt zu werden, der das Gewöhnliche, wodurch man die Juden von der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu überzeugen ſuchte, nicht übel entwickelt hat. (Antilogus contra Iudaeos, et Dialogus inter Iudaeum et Chriſtianum, Opp. Tom. III. Paris. 1663. fol.) Er hält es zwar vor nüzlicher, wider die Laſter und Werkzeuge des Teufels, als wider die Juden, zu ſtreiten, die beinahe ſchon von der Erde vertilgt wären; doch billigt er es, wenn nicht bloß Streitſucht dabey zum Grunde liege. Die fortdauernde Zerſtreuung der Juden ſieht er als einen Hauptbeweis an, den man gegen ſie benüzen könne.

Abwechſelnd, wie in den Abendländern, war ihr Zuſtand auch im Griechiſchen Kaiſerthum, und unter der Regierung der Chalifen; großentheils aber nicht unglücklich. Im Reiche der leztern hatten ſie ihren Für-

Fürſten des Exils und ihre blühendeſten Schulen, wie man oben (S. 270. fg.) geſehen hat; wenn ihnen gleich die Erlaubniß, dieſe Stellen zu beſezen, Geld genug gekoſtet zu haben ſcheint. Man darf unterdeſſen nicht bloß mit Basnage (l. c. p. 105.) muthmaaßen, daß es eine von den jüdiſchen Vergrößerungen ſey, nach welcher, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, in der einzigen Stadt Pheruz Schibbur, nicht weit von Babylon gelegen, und dem Sitze einer neuen höhern Schule, neunmal hundert tauſend Juden gewohnt haben ſollen. Die Chriſten betrachteten ſie ſtets als ihre mit den Muhammedanern verbundene Feinde: und Elmakin meldet, (Hiſt. Saracen. L. III. p. 262) daß, als dieſe im Jahr 939. die Kirche der Chriſten zu Aſcalon plünderten und zerſtörten, die Juden ihnen dabey geholfen haben. Von Bekehrungen derſelben in dieſen Gegenden trifft man beynahe keine Spur an; wohl aber findet man, daß in den ſpätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts, der vornehmſte Staatsbediente des Aegyptiſchen Sultans, Jacob, Sohn des Joſeph, aus einem Juden ein Muhammedaner geworden war. (Elmacin. l. c. pag. 315.) Solche Beyſpiele mögen im Arabiſchen Gebiete nicht eben die ſeltenſten geweſen ſeyn; was ſie vermehren konnte, iſt bey dem Abriſſe des Muhammedanismus angezeigt worden. Sogar wo Chriſten, Juden und Muhammedaner unter der Herrſchaft der erſtern vermiſcht waren, müſſen ſie vorgekommen ſeyn, weil noch im Jahr 1233. der König von Aragonien und Majorca, Jacob, auf einer Verſammlung ſeiner Stände zu Tarragona, das Geſez geben ließ, kein Jude ſollte ein Saracene, noch ein Saracene ein Jude werden. (Petri de Marca Marca Hiſpan. p. 527.) In den lezten hundert Jahren dieſes Zeitalters änderte ſich der Zuſtand der Juden in den Arabiſchen Morgenlän-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

dern auf eine nachtheilige Art. Daß ihre berühmten
J. n. Schulen daſelbſt meiſtentheils zu Grunde gegangen
C. G. ſind, iſt bereits anderswo (oben S. 271.) angezeigt
814 worden. Aber die Zerrüttung des Chalifats ſelbſt
bis brachte auch gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts
1073. eine Verfolgung über ſie hervor, in welcher ihre Fürſten des Exils umkamen: und die Nation hörte ſeitdem auf, ſich neue zu wählen. Einiges Zweifelhafte in dieſer Erzählung hat Basnage (l. c. pag. 109. ſq. p. 114. ſq.) berührt. Hakem, dritter Sultan von Aegypten, aus dem Geſchlechte der Fatimiden, ſeit dem Jahr 996. drückte zugleich Chriſten und Juden, und entriß ihnen ihre Kirchen. Viele derſelben nahmen daher den Islam an; doch gab er ihnen auch wieder die Freyheit, zu ihrer alten Religion zurückzukehren, und ihre Kirchen aufzubauen. (Elmac. l. c. p. 323.) Im Griechiſchen Kaiſerthum nennt die Geſchichte dieſer Zeiten die Juden ſelten; freylich jedoch immer mit Merkmalen des Widerwillens gegen ſie, der dadurch eine neue Stärke gewonnen haben mag, daß die jezt ſo verhaßten Gegner der Bilderverehrung mit ihnen gleiche Geſinnung hatten. Daher wurde allem Anſehen nach **Michael der Stammelnde**, der ſeit dem Jahr 820. regierte, und eben dieſe Geſinnung hatte, noch überdieß die Juden gütig behandelte, ſo ſchwarz, wiewohl zum Theil gegen alle Wahrſcheinlichkeit, abgeſchildert. Zonaras ſagt von ihm, (Annal. L. XV. p. 135. T. II. ed. Paris.) er ſey aus **Amorium** gebürtig geweſen, wo Juden, **Athinganer** und andere Gottloſe eine vermiſchte ketzeriſche Parthey ausgemacht hätten, welche mit der Taufe auch das ganze Geſez **Moſis** beobachtete; er habe einen Juden bey ſich im Hauſe gehabt, von dem er unterrichtet worden ſey; dieſer Nation überhaupt ergeben, habe er befohlen, am Sabbath zu faſten; habe die Auferſte-

hung

hung der Todten und das künftige Leben geleugnet, die Propheten verlacht, und dem Judas die Seeligkeit zugesprochen. In der Legendengeschichte des berühmten Armenischen Mönchs und Wunderthäters Nicon, um den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, findet sich auch ein Auftritt, der, ohne durchaus glaubwürdig zu seyn, doch gar wohl dazu dienen kann, den allgemeinen Haß der Christen gegen die Juden, wie er auch von ihren ehrwürdigsten Männern genährt wurde, zu bestätigen. Nicon, erzählte man, (in Baron. Annall. Eccles. ad a. 982. pag. 963. sq. T. X. ed. Colon.) wurde nach Sparta gerufen, um diese Stadt von der Pest zu befreyen. Er versprach es mit der Bedingung, wenn man die Juden aus derselben vertreiben würde, und leistete es würklich, als dieses erfüllt wurde. Ein gewisser Johannes Aratus hingegen tadelte die dortigen Einwohner sehr heftig darüber, daß sie so ungerecht mit den Juden verfahren wären; er brachte auch einen derselben, unter dem Vorwande einer künstlichen Handarbeit, wieder in die Stadt. Allein Nicon, der nicht einmal den Nahmen dieser Nation aussprechen oder hören konnte, prügelte die Juden zur Stadt hinaus; und da Aratus nicht aufhörte, ihn zu lästern, wurde er in kurzem durch eine Krankheit hingerissen. J. C. 814 bis 1073.

Mitlerweile aber daß die Christen sich immer mehr ausser Stand sezten, die Juden für ihre Religion zu gewinnen, hatten sie in der Bekehrung der Heyden, die, von manchen Seiten betrachtet, noch schwerer war, einen desto größern Fortgang. So viele und so zahlreiche heydnische Nationen, als in diesen drey Jahrhunderten zum Christenthum gebracht wurden, die Dänen, Schweden und Norweger, im Norden von Europa; die Böhmen, Mähren, Sorben,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und andere Slavische Nationen in Deutschland; die Pohlen und Russen, von eben diesem großen Völkerstamm in den östlichen Gegenden unsers Welttheils; in den mehr südlichen die Bulgaren und Ungarn, schienen den wichtigen Verlust reichlich zu ersezen, den Muhammed dieser Religion zugefügt hatte. Wie richtig dieses Urtheil seyn möchte, können nur die Ursachen und Folgen jener Bekehrungen erklären.

Seit den lezten Jahren Karls des Großen hatte sich das nördliche Europa für die übrigen Länder dieses Welttheils, und besonders für das Fränkische Reich, zuerst gleichsam zu öffnen angefangen. Durch die Siege jenes Fürsten über die benachbarten Sachsen und Wenden zu eifersüchtigen Besorgnissen gereizt, ergriff Gottfried, König von Südjütland, im Jahr 804. wider ihn die Waffen; noch im Jahr 810. ließ er durch seine Flotte die Friesländischen Küsten verwüsten. Seines Bruders Sohn Heming, der ihm in eben dem Jahre folgte, schloß zwar sogleich mit Karln Friede; starb aber schon im folgenden Jahre: und nun entstand ein Erbfolgekrieg im Sütjütischen Reiche, der eine solche Wendung nahm, daß einer von den Mitbewerbern um den Thron, der Prinz Heriold (gewöhnlich Harald genannt,) sich im Jahr 814. zu seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Ludwig dem Frommen, flüchten mußte. Dieser unterstüzte ihn seit dem folgenden Jahre mit einem Kriegsheere so nachdrücklich, daß ihn endlich Gottfrieds Prinzen als ihren Reichsgehülfen erkannten. Durch diese Begebenheiten und Verbindungen, welche den Franken ihre Nachbarn am nördlichen Theil des von ihnen neu eroberten Sachsenlandes, oder gegen die Gränzen des heutigen Holsteinischen zu, die mit einem allgemeinen Nahmen genannten Normänner, bekannter machten,

ten, wurde ihnen auch zuerst ein Weg gezeigt, ihre Religion zu denselben hoffnungsvoll hinzuleiten. Willibrords Versuch, am Ende des siebenten Jahrhunderts, das Christenthum in Jütland auszubreiten, war mißlungen: und ob er gleich auf der jezigen Insel Helgoland oder Heiligland, nicht weit von den Schleswigischen Küsten, (die aber damals Fositesland hieß,) einige Heyden taufte; (Chr. KGesch. Th. XIX. S. 153. fg.) obgleich hundert Jahre später Lüdger, der als erster Bischof von Münster berühmt wurde, eben daselbst das Christenthum recht gründete, (Altfridi vita S. Ludgeri, p. 90. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) und man also die Gemeine auf dieser Insel als die erste christliche im Dänischen Reiche ansehen könnte; so gehörte doch die Insel damals zum Frießländischen Gebiete. Als aber im Jahr 822. Harald und seine Mitregenten sich wegen ihrer Mißhelligkeiten abermals an den Kaiser wandten: schickte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

er zween Grafen in ihr Reich, um den Zustand desselben kennen zu lernen, und bediente sich dieser Gelegenheit, auch den christlichen Glauben daselbst auszubreiten. Dazu wurde auf der Kirchenversammlung zu Attigny der Erzbischof von Rheims, Ebbo, gewählt, und ihm Halitgar zum Gehülfen mitgegeben. Der Papst Paschalis der Erste bestätigte dieses, indem er in einer Bulle, die unter ander Ponstoppidan (Annales Eccles. Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte, und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reichs Dänemark, Erster Theil, S. 19. fg. Kopenhagen, 1741. 4.) mitgetheilt hat, ihnen die Vollmacht gab, das Evangelium in Norden zu predigen; nur mit der Bedingung, daß sich der Erzbischof, wenn ihm bey diesem Geschäfte ein Zweifel aufstieße, an die Römische Kirche wenden sollte, um aus dieser reinsten Quelle Belehrungen

rungen zu ſchöpfen. Ebbo reiſte alſo nach Jütland, und taufte daſelbſt viele Heyden. (Eginh. Annal. ad a. 840. pag. 252. ad a. 810. p. 256. ad a. 811. 812. 814. 815. p. 257. ſq. ad a. 823. p. 267. Gebhardi Däniſche Geſchichte im 32ſten Theil der Fortſezung der Allgem. Welthiſt. S. 380. fg.)

n. C. G. 814 bis 1072.

Harald ſelbſt wurde endlich durch ſeine Vorſtellungen dem Chriſtenthum günſtig. Ein Schriftſteller dieſer Zeiten, Ermoldus Nigellus, vielleicht Abt von Aniane, gewiß aber ein Benediktinermönch, den Ludwig der Fromme aus einer unbekannten Urſache in entlegene Gegenden verwieſen hatte, und der, zur Wiedererlangung ſeiner Gnade, die Thaten dieſes Fürſten vom Jahr 781. bis 826. in einem Elegiſchen Gedichte beſang, das Muratori zuerſt vollſtändig mit einer Einleitung und Anmerkungen ans Licht geſtellt, (Scriptt. Rer. Italicar. T. II. P. II. p. 1–80.) auch Mencke nach dieſem Abdrucke in ſeine Sammlung eingerückt hat, (Scriptt. Rer. German. praecipue Saxonic. T. I. p. 866–955.) bringt hier manche beſondere Umſtände bey. Er hat ſich zwar der poetiſchen, oder vielmehr der Freyheit eines bisweilen erträglichen Verſificators bedient, die handelnden Perſonen nach ſeinen Begriffen ſprechen zu laſſen, wie in dem langen Auftrage, welchen der Kaiſer dem Erzbiſchof Ebbo für ſeine Sendung giebt; (L. IV. p. 62. ſq. ed. Murator.) doch läßt er ſich auch zur Ergänzung der Geſchichtſchreiber benüzen, wenn er überaus wahrſcheinliche Nachrichten hinzuſezt. Nach ihm erklärte ſich Harald gegen den Erzbiſchof, (l. c. p. 64. ſq.) er wolle erſt das Fränkiſche Reich, den Hof des Kaiſers, und ſeinen Gottesdienſt näher in Augenſchein nehmen; würde er finden, daß ihm der Gott der Chriſten mehr geben könne, als ſeine Götter: ſo wolle er auch dem chriſtlichen

chen Glauben beytreten. Er kam also im J[illegible] 826. mit seiner Gemahlinn, seinem Sohne und vi[illegible] Normännern, zu Schiffe nach Mainz, und wurde von dem Kaiser in seinem Palaste in dem benachbarten Ingelheim sehr wohl aufgenommen. Hier empfieng er auch gar bald mit allen den Seinigen in der dortigen Kirche die Taufe, aus welcher ihn der Kaiser, so wie die Kaiserinn Judith, seine Gemahlinn, und ihr Prinz, der Mitkaiser Lothar, ihren Sohn hob. Den übrigen von seinem Gefolge leisteten Franken von verschiedenem Stande einen gleichen Dienst. Alle erhielten dazu, nach der alten sinnbildlichen Gewohnheit, weisse Kleider; der König, seine Gemahlinn und sein Sohn bekamen auch prächtige Kleider, Kronen und andere Geschenke; und eine herrliche Bewirthung folgte darauf für alle. Harald wurde endlich von dem Kaiser mit einigen Weinbergen am Rhein, und mit der Grafschaft Riustri in Frießland, (oder im nördlichen Westphalen,) beschenkt, damit er einen Zufluchtsort haben möchte, wenn er in seinem Reiche nicht mehr sicher wäre. In dem Hauptinhalte dieser Nachrichten stimmen die Fränkischen Geschichtschreiber mit dem Nigellus überein; doch lassen sie die Taufe zu Mainz geschehen. (Eginh. Annales ad a. 826. p. 269. sq. T. II. Du Chesn. Astronomi vita et actus Ludovici Pii, ad e. a. l. c. p. 304. Annal. Bertin. ad e. a. p. 183. Tom. III. Du Chesn.) Einer von ihnen aber (Monach. Sangallens. de gestis Caroli M. L. II. pag. 83. in Canis. Lectt. antiq. T. II. P. III. ed. Basn.) meldet noch einen Auftritt, der dem Geiste der Bekehrungen dieser Jahrhunderte so ähnlich sieht, daß er hier nicht übergangen werden darf. Da einem jeden Normann, der sich taufen ließ, aus der kaiserlichen Kammer das weiße Kleid (oder Westerhemd) und von seinem Pathen schöne Geschenke ertheilt wurden: so melde-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

fand wieder keinen, den er in dieser Absicht dahin schicken konnte, als Anschar n. Dieser, der sich durch eine ältere himmlische Erscheinung zum Heydenbekehrer bestimmt zu seyn glaubte, erklärte sich bereit, alles bey dieser Unternehmung zu leiden. Der Abt von Corbie gesellte ihm noch den dortigen Prior (den man Nonnius oder Vater nannte,) Witmar zum Gehülfen bey; zu Haralden aber schickte er den Mönch Gislemar. Die beiden Reisenden wurden zwar unterwegens von Seeräubern ganz ausgeplündert; sie verloren besonders auch die ihnen mitgegebenen kaiserlichen Geschenke, und gegen vierzig Bücher zu ihrem Gebrauche. Aber Anschar blieb standhaft dabey, die Reise fortzusezen; welches sie mit großer Beschwerlichkeit theils zu Fuße, theils zur See thaten, bis sie nach Birka oder Sigtuna, den königlichen Siz, eigentlich nur einen großen königlichen Hof, kamen. Der König Bern oder Biörn nahm sie sehr wohl auf. So nennt ihn wenigstens Rembert, aus dem diese ganze Erzählung gezogen ist, (vita S. Anscharii, p. 86. ed. Mabill.) und Adam von Bremen; (Hist. Eccl. L. I. c. 16. p. 6. apud Lindenbrog. l. c.) allein in Schweden regierte damals mit dem abwesenden Ragnar, der König Eisten Beli: und Dalin muthmaaßt also, (l. c. S. 366.) daß man aus Beli bald Bero oder Biörn gemacht habe; wenn es gleich zu dieser Zeit noch einen kleinen Fürsten in Schweden, der würklich Biörn hieß, gegeben hat. Genug, den beiden Mönchen wurde erlaubt, ihre Religion zu predigen; sie fanden nicht geringen Beyfall; tauften einige; vornemlich aber freueten sich die vielen gefangenen Christen, daß sie nunmehr ihre Religionsgebräuche üben konnten. Sogar der Befehlshaber von Birka und königlicher Rath Herigar nahm das Christenthum an, und ließ auf seine Kosten eine Kirche bauen. Nach einem

so

Eine lateinische Inschrift eines Steins in der Kirche zu Linköping soll beweisen, daß der Grund zu derselben im Jahr 813. gelegt worden, und daß sie also die älteste christliche im ganzen Norden sey. Daraus wird wieder gefolgert, daß der damalige König Bero der Dritte nebst einigen Großen, und nicht wenig Ostgothen, bereits das Christenthum angenommen haben müßten, weil sie Herberten, den Karl der Große aus den Niederlanden zu ihnen schickte, zum ersten Bischof von Linköping bestellt hätten. (Claud. Oernhjälms Historiae Sveonum Gothorumque Ecclesiast. L. I. p. 1. sq. 9. 10. Stockholm. 1689. 4.) Olof Dalins Geschichte des Reichs Schweden, aus dem Schwed. übersezt von Benzelstierna und Dähnert, Erster Theil, S. 298. fg. Greifswald, 1756. 4.) Unterdessen hat doch Dalin gezeigt, (l. c. S. 367.) daß der weit sich erstreckende Handel der Schweden; ihre beständigen und im neunten Jahrhunderte schon beynahe fünf hundert Jahre üblichen Wäringsfahrten nach Constantinopel, (denn unter dem Nahmen Wareger oder Wäringar waren die Schweden bey den Russen und Griechen am bekanntesten,) ihre weiten Reisen ausserhalb des Reichs, ihr Umgang mit allen Völkern, und die vielen Christensclaven, welche sie hatten, schon seit geraumer Zeit ein Gemische von Heydenthum und Christenthum in ganz Scandien hervorbrachten; ohne daß doch der Götzendienst aufhörte, als ein Landesgesez betrachtet zu werden. Das Gewisseste ist, daß um das Jahr 829. Schwedische Gesandte zu Ludwig dem Frommen gekommen sind, welche ihm unter andern Aufträgen versicherten, es gebe viele unter ihrer Nation, die den christlichen Glauben anzunehmen wünschten; selbst ihr König sey geneigt, Lehrer desselben aufzunehmen, wenn ihnen der Kaiser nur solche zukommen lassen wollte. Ludwig

J. n. C. G. 814 bis 1072.

welche Ebbo der dortigen Kirche geſchenkt hatte; ſonſt verlor er alles; ertrug es aber mit der größten Gelaſſenheit. (Rembert. l. c. p. 89. Annal. Fuldenſ. ad a. 845. p. 549. ap. Duchesn. Tom. II.)

814 bis 1073.

Gauzberten hatte unterdeſſen in Schweden ein gleiches Schickſal getroffen. Das Volk brach plözlich in ſeine Wohnung ein; ermordete ſeinen Neffen Nithard; raubte alles weg, und trieb ihn nebſt ſeinen Gefährten gebunden, und unter vielen Beſchimpfungen, zum Lande hinaus. Dalin ſagt geradezu, (l. c. S. 371.) die unzeitige Hize des jungen Biſchofs, ſein Hochmuth und Eifer, alle Heyden auf einmal bekehren zu wollen, habe ihm dieſes Unglück zugezogen. Woher er dieſes genommen habe, weiß ich nicht; wiewohl er ſich auf Wilds Zuſäze zu Pufendorfs Schwediſcher Geſchichte beruft: und es könnten auch dieſes die Urſachen eben ſowohl geweſen ſeyn, als überhaupt die Beſorgniſſe der Schweden für ihre väterliche Religion. Rembert verſichert unterdeſſen, (l. c. p. 90.) und beweiſet es durch ein Beyſpiel, daß beinahe alle diejenigen, welche an dieſen Gewaltthätigkeiten Antheil gehabt hatten, durch Tod, oder Peſt, oder großen Verluſt, im kurzen dafür geſtraft worden ſind. Schweden, fährt er fort, hatte ſeitdem faſt ſieben Jahre hindurch keine Lehrer des Chriſtenthums; bis Anſchar einen Einſiedler, Ardgar, (Dalin glaubt, im Jahr 837.) dahin ſchickte. Herigar, der indeſſen von den Ungläubigen viel gelitten hatte; aber ſie auch durch verrichtete Wunder beſchämt haben ſollte, würkte demſelben von dem Könige die Erlaubniß aus, öffentlichen Gottesdienſt zu halten. Als bald darauf ein aus Schweden vertriebener König mit Hülfe der Dänen in das Reich einfiel, und dieſe ſchlechterdings Birka plündern und anzünden wollten: ſtellte Herigar

den

den dortigen Einwohnern vor, daß sie offenbar von ihren Göttern keinen Beystand zu erwarten hätten, und sich also an den wahren Gott wenden möchten. Sie folgten ihm, und gelobten Christo zu ihrer Rettung Fasten und Almosen an. Darauf fragten die Dänen, (auf Antrieb des Königs, der ihnen gemeldet hatte, daß es zu Birka viele mächtige Götter gebe, darunter der von einer Menge Christen in einer Kirche daselbst verehrte der mächtigste zur Hülfleistung sey,) ihre Götter durchs Loos um Rath, ob ihnen jene Stadt zur Beute bestimmt sey; erfuhren aber, daß sie vielmehr über eine Slavische Stadt herfallen sollten; welches sie auch thaten. Herigar empfohl nun, im Vertrauen auf diese eingetroffene Rettung, den Einwohnern desto eifriger das Christenthum an; starb aber bald darnach. Ardgar kehrte auch wieder in seine Einsamkeit zurück. Eine sehr standhafte Christinn ließ sich noch vorher bey ihrem Tode von ihm das Abendmahl reichen; befohl ihrer Tochter, ihr Vermögen unter die Armen zu vertheilen: und diese soll, ohngeachtet ihrer Mildthätigkeit, keinen Abgang des Geldes verspürt haben. (Rembert. l. c. p. 89–94.) J. n. C. G. 814 bis 1092.

Auf der andern Seite hörten auch die Staatsveränderungen in Jütland; die Verbindungen der dortigen Könige mit den Fränkischen, und die seeräuberischen Züge der Normannen, gar nicht auf: alles dieses hatte Einfluß auf die Schicksale des Christenthums in jenen nordischen Gegenden. Harald, vielleicht richtiger Heriold, wurde im Jahr 827. von Gotfrieds Söhnen aus der Mitregierung verdrungen, und mußte sich in die ihm von dem Kaiser überlassene Gegend flüchten. Nunmehr fiel er selbst in das Jütländische Gebiet ein, und verwüstete es. Im Jahr 841. ertheilte ihm der Kaiser Lothar die Seeländische Insel

J. n. C. 814 bis 1073.

welche Ebbo der dortigen Kirche geschenkt hatte; sonst verlor er alles; ertrug es aber mit der größten Gelassenheit. (Rembert. l. c. p. 89. Annal. Fuldens. ad a. 845. p. 549. ap. Duchesn. Tom. II.)

Gauzberten hatte unterdessen in Schweden ein gleiches Schicksal getroffen. Das Volk brach plözlich in seine Wohnung ein; ermordete seinen Neffen Nithard; raubte alles weg, und trieb ihn nebst seinen Gefährten gebunden, und unter vielen Beschimpfungen, zum Lande hinaus. Dalin sagt geradezu, (l. c. S. 371.) die unzeitige Hitze des jungen Bischofs, sein Hochmuth und Eifer, alle Heyden auf einmal bekehren zu wollen, habe ihm dieses Unglück zugezogen. Woher er dieses genommen habe, weiß ich nicht; wiewohl er sich auf Wilds Zusäze zu Pufendorfs Schwedischer Geschichte beruft: und es könnten auch dieses die Ursachen eben sowohl gewesen seyn, als überhaupt die Besorgnisse der Schweden für ihre väterliche Religion. Rembert versichert unterdessen, (l. c. p. 90.) und beweiset es durch ein Beyspiel, daß beinahe alle diejenigen, welche an diesen Gewaltthätigkeiten Antheil gehabt hatten, durch Tod, oder Pest, oder großen Verlust, im kurzen dafür gestraft worden sind. Schweden, fährt er fort, hatte seitdem fast sieben Jahre hindurch keine Lehrer des Christenthums; bis Anschar einen Einsiedler, Ardgar, (Dalin glaubt, im Jahr 837.) dahin schickte. Herigar, der indessen von den Ungläubigen viel gelitten hatte; aber sie auch durch verrichtete Wunder beschämt haben sollte, würkte demselben von dem Könige die Erlaubniß aus, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Als bald darauf ein aus Schweden vertriebener König mit Hülfe der Dänen in das Reich einfiel, und diese schlechterdings Birka plündern und anzünden wollten: stellte Herigar

den

küſten abſchickte; der auch Hamburg ſelbſt, wie man oben geſehen hat, zerſtörte. Man erzählte unterdeſſen, (Fragmentum de Normannorum geſtis circa Pariſiacam vrbem, et de divina in eos ultione, ex libris miraculorum S. Germani, Epiſc. Paris. quos tunc ſcriptis mandavit Aimoinus, in Duchesn. Scriptt. Hiſt. Francor. T. II. p. 655. ſq.) daß mitten unter der abſcheulichen Verwüſtung durch Morden, Rauben und Brennen, welche die Normannen vor den Augen des Weſtfränkiſchen Königs, Karls des Kahlen, in ſeinem Reiche ſtifteten, gleichwohl (höchſt unwahrſcheinlich) Wunder geſchehen ſeyn ſollen, welche ſie erinnerten, daß die Franken unter einem himmliſchen Schuze ſtünden. Sie waren im Jahr 846. durch die Mündung der Seine über Rothomagum (jezt Rouen) bis Paris vorgedrungen; hatten unter beſtändigem Plündern von Kirchen, Klöſtern und dem flachen Lande, dieſe von ihren Einwohnern verlaſſene Stadt beſezt, und wollten einige Kirchen daſelbſt verbrennen; konnten es aber, nach mehrern Verſuchen, nicht bewerkſtelligen. Drey von ihnen, welche in der Kirche des heil. Germanus die eichenen Balken für ihren Schiffbau niederzuhauen anfiengen, fielen plözlich todt darnieder; einem andern aber, welcher in eine marmorne Säule bey dem Grabe des gedachten Heiligen dreyzehn Hiebe mit ſeinem Schwerdte that, verdorrete ſogleich die rechte Hand, und blieb in dieſem Zuſtande bis an ſeinen, unter vielen Schmerzen, bald darauf erlittenen Tod. Sie wurden auſſerdem, als ſie jene Kirche mißhandelten, durch Nebel und Blindheit dergeſtalt geſchlagen, daß ſie kaum die Thüre derſelben finden konnten; viele von ihnen ſtarben auch an einer anſteckenden Krankheit. Daher verſprachen ihre Anführer dem Könige Karl eidlich, daß ſie ſein Reich nicht wieder angreifen wollten; aber auch auf ihrer

J. n. C. 814 bis 1075.

Walcheren zur Lehn; er ſollte dieſe Gegenden wider die Angriffe ſeiner Brüder ſchützen; erleichterte ihnen aber vielmehr durch ſeine Uebereilung den Uebergang über den Rhein. Endlich, da er den königlichen Befehlshabern gegen die Däniſche Gränze, oder die Eider hin, verdächtig geworden war, wurde er von ihnen im Jahr 852. umgebracht. (Annales Bertin. ad a. 827. pag 185. ad a 841. p. 198. T. III. Duchesn. Annales Fuldenſ. ad a. 852. p. 551. T. II. Duchesn.) Ob er, wie ein ziemlich ſpäter Schriftſteller (Saxo Grammat. in Hiſt. Danica, L. IX. p. 176. ed. Stephan. Sorae, 1644. fol) meldet, in ſeinen lezten Tagen wieder vom Chriſtenthum abgefallen ſey, iſt keiner beſondern Unterſuchung werth. Sein Bruder Rosrich, anfänglich auch ein Lehnsmann des Kaiſers Lothars, der ſich aber, weil ihn derſelbe mit Unrecht gefangen ſezen ließ, zu deſſen Bruder, dem deutſchen Könige Ludwig flüchtete, von dem er ein Lehn im heutigen Holſteiniſchen bekam, nöthigte Lotharn, nach einigen Jahren, indem er ſogar mit einer Däniſchen Flotte deſſen Länder verheerte, ihm abermals Reichslehne zu überlaſſen, und die Beſchüzung ſeiner Seeküſten anzuvertrauen. (Annal. Fuld. ad a. 850. p. 550. ſq.) Ueberhaupt wurde Oſt- und Weſtfranken, beſonders aber das leztere, ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts, dreyſſig bis vierzig Jahre hindurch, faſt jährlich durch die Normannen, tief in ſein Innerſtes hinein, fürchterlich zu Grunde gerichtet. (Annal. Bertin. ad a. 834. 835. 836. 837. ſq. p. 190. ſq.) Horich, den andere Erich nennen, König von Südjütland, war zu dieſer Zeit einer der thätigſten Feinde chriſtlicher Länder und des Chriſtenthums ſelbſt; zumal da ſich die verfolgten Chriſten ſeines Landes häufig zu ſeinem Vetter Heriold begaben. Er war es, der ſo oft Flotten von Kriegern wider die fränkiſchen Seeküſten

küſten abſchickte; der auch Hamburg ſelbſt, wie man oben geſehen hat, zerſtörte. Man erzählte unterdeſſen, (Fragmentum de Normannorum geſtis circa Pariſiacam vrbem, et de divina in eos ultione, ex libris miraculorum S. Germani, Epiſc. Paris. quos tunc ſcriptis mandavit Aimoinus, in Duchesn. Scriptt. Hiſt. Francor. T. II. p. 655. ſq.) daß mitten unter der abſcheulichen Verwüſtung durch Morden, Rauben und Brennen, welche die Normannen vor den Augen des Weſtfränkiſchen Königs, Karls des Kahlen, in ſeinem Reiche ſtifteten, gleichwohl (höchſt unwahrſcheinlich) Wunder geſchehen ſeyn ſollen, welche ſie erinnerten, daß die Franken unter einem himmliſchen Schutze ſtünden. Sie waren im Jahr 846. durch die Mündung der Seine über Rothomagum (jezt Rouen) bis Paris vorgedrungen; hatten unter beſtändigem Plündern von Kirchen, Klöſtern und dem flachen Lande, dieſe von ihren Einwohnern verlaſſene Stadt beſezt, und wollten einige Kirchen daſelbſt verbrennen; konnten es aber, nach mehrern Verſuchen, nicht bewerkſtelligen. Drey von ihnen, welche in der Kirche des heil. Germanus die eichenen Balken für ihren Schiffbau niederzuhauen anfiengen, fielen plözlich todt darnieder; einem andern aber, welcher in eine marmorne Säule bey dem Grabe des gedachten Heiligen dreyzehn Hiebe mit ſeinem Schwerdte that, verdorrete ſogleich die rechte Hand, und blieb in dieſem Zuſtande bis an ſeinen, unter vielen Schmerzen, bald darauf erlittenen Tod. Sie wurden auſſerdem, als ſie jene Kirche mißhandelten, durch Nebel und Blindheit dergeſtalt geſchlagen, daß ſie kaum die Thüre derſelben finden konnten; viele von ihnen ſtarben auch an einer anſteckenden Krankheit. Daher verſprachen ihre Anführer dem Könige Karl eidlich, daß ſie ſein Reich nicht wieder angreifen wollten; aber auch auf ihrer

J. n. C. 814 bis 1075.

Rückkehr starben noch viele: während daß die Christen, welche sie bey sich hatten, alle gesund blieben. Ragenar, ihr oberster Befehlshaber, zeigte seinem Könige Horich die mitgebrachte Beute an Gold und Silber; ingleichen zur Versicherung, daß er im Kloster des heil. Germanus gewesen sey, ein Stück abgesägten Balken aus dessen Kloster. „Dort, sezte er hinzu, haben die Todten mehr Macht, als die Lebendigen; ich fand niemand, der mir widerstanden hätte, als den alten todten Germanus." Indem er dieses sagte, stürzte er zitternd zur Erde nieder; er schrie dabey, Germanus stehe ihm zur Seite, und schlage mit seinem Stocke auf ihn loß. Der König, alle Umstehende, auch des deutschen Königs Ludwig Gesandter, sahen dieses mit Erstaunen an. Man trug Ragenarn hierauf weg; nachdem er drey Tage lang schmerzhaft gemartert worden war, befohl er, daß man eine silberne ihm ähnliche Bildsäule verfertigen, und durch den Deutschen Gesandten dem alten Germanus mit dem Versprechen senden sollte, er wolle gewiß ein Christ werden, wenn er wieder gesund würde. Weil er aber nicht zu den Schaafen Christi gehörte: (so fährt der Mönch fort, der alles dieses so genau wußte,) schwoll er vielmehr furchtbar auf, verlor alle Sinnen, und platzte zulezt. Auch kam seine höchst unreine Bildsäule nicht an den bestimmten Ort. Alle übrigen, die mit ihm in das Kloster des Heiligen eingedrungen waren, verloren ebenfals das Leben; zum Theil auf Horichs Befehl. Denn da er und alle seine Unterthanen ein eben so gewaltsames Ende befürchteten: ließ er die noch vorhandenen enthaupten, und ihre Köpfe, gleichsam zur Genugthuung für diese tödtliche Krankheit, die auch andere ansteckte, den gefangenen Christen übergeben; ja alle diese Gefangene schickte er in ihr Vaterland zurück. — Wenn man diese armseeligen

ligen Mährchen vielleicht für unser Jahrhundert zu umständlich erzählt finden möchte: so muß man sich erinnern, daß hier der Geist jenes Zeitalters geschildert werden soll; und daß doch auch Spuren der würklichen Geschichte darunter vorkommen. Man kann sie mit einer ähnlichen Nachricht vermehren, nach welcher ein Hauffe Normänner, der ein Kloster beraubt und verbrannt hatte, auf dem Rückwege verblendet und wahnsinnig wurde. Denn wiederum soll Horich dadurch bewogen worden seyn, Ludwigen den Frieden anzubieten, und Gefangene nebst Beute zurückzugeben. (Annal. Bertin. ad a. 846. p. 202.) J. n. C. 814 bis 1073.

Ueber diese Gesinnungen Horichs aber verbreitet Anschars Geschichte noch ein besseres Licht. Dieser war nach Ludwigs des Frommen Tode im Jahr 840. dadurch in Dürftigkeit gerathen, daß das ihm und seinen Clerikern zum Unterhalte angewiesene Kloster Turholt, bey der Theilung zwischen des Kaisers Söhnen, in das Gebiet Karls des Kahlen fiel, der es einem andern ertheilte. Die Mönche, die bey ihm waren, und viele andere verließen ihn daher; er blieb aber dennoch mit einigen Wenigen an dem Orte seiner Bestimmung. Endlich sorgte der deutsche König Ludwig für ihn, als der Bischof von Bremen, Leuderich, im Jahr 839. gestorben war. Er wollte Anscharn auch dieses Bißthum geben; ließ aber erst eine Versammlung von Bischöfen untersuchen, ob er solches nach den Kirchengesezen thun dürfe? Sie genehmigten es mit Anführung älterer Beyspiele, und weil das Bißthum Hammaburg (oder Hamburg) nur vier Taufkirchen in sich faßte; auch schon öfters von den Barbaren verwüstet worden war; doch thaten sie zugleich den Vorschlag, daß der Bischof von Verden, wie zur Zeit des Kaisers Ludwigs, die jenseits

der

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Elbe gelegene Gegend wieder mit ſeinem Kirchenſprengel vereinigen ſollte. Nachdem dieſe Einrichtung eine Zeit lang gedauert hatte, erklärten ſich die Biſchöfe in einer andern Verſammlung, es ſey unſchicklich, daß ein anderer das Bißthum beſize, zu welchem Anſchar geweiht worden war, indem zwar der König einen kleinen Kirchenſprengel erweitern könne; aber ein durch das Apoſtoliſche Anſehen feſtgeſezter biſchöflicher Siz nicht verändert werden dürfe. Anſchar bekam alſo das Bißthum Hamburg wieder, und der Biſchof von Verden eine Schadloßhaltung aus dem Bremiſchen. Zwar widerſezte ſich dieſer von Ludwigen beſtätigten Anordnung im Jahr 857. der Erzbiſchof von Cöln, Gunthar, (oder Günther) aus dem Grunde, weil er nicht zugeben könne, daß eine von ſeiner Kirche abhängige Kirche, (ſuffraganea) wie die Bremiſche, zu einer erzbiſchöflichen erhoben werde. Endlich aber willigte er, in Gegenwart Ludwigs und ſeines Brudersſohns Lothars, auf einer Synode vieler Biſchöfe ihrer Reiche, mit der Bedingung darein, wenn der Papſt ſolches gut heiſſen würde. Ludwig erſuchte denſelben darum, und Nicolaus der Erſte that dieſes im Jahr 858. Er beſtätigte nicht nur Anſcharn, als erſten Erzbiſchof der Nordalbinger, und Glaubensgeſandten (Legatum) an die Schweden, Dänen, Slaven, und wo ſich ſonſt nur ein Eingang für das Evangelium öffnen würde; ſondern vereinigte auch die Hammaburgiſche und die Bremiſche Kirche dergeſtalt mit einander, daß ſie künftig nur Eine Erzbiſchöfliche heiſſen, und der erſtern unterworfen ſeyn ſollte. (Remberti vita S. Anſcharii, p. 94–97. ed. Mabillon. Privilegia Archiecclesiae Hammaburg. n. 4. p. 128. ſq. apud Lindenbrog. l. c. Adam. Brem. L. I. c. 27. pag. 19. ibid.) Ohngeachtet dieſes Vorrangs von Hamburg, verlegte doch

doch Anschar aus der großentheils zerstörten Stadt seinen Sitz nach Bremen; er und seine Nachfolger haben sich auch Erzbischöfe von Bremen genannt. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Indem diese Veränderung nach und nach zu Stande gebracht wurde, schickte Ludwig der Deutsche öfters Anscharn an Horich, um wegen des Friedens und anderer Vortheile ihrer beiden Reiche mit ihm zu unterhandeln. Dieser Gelegenheit bediente sich Anschar, und suchte durch Geschenke, auch gefällige Dienste, von dem Jütländischen Könige die Erlaubniß zu erlangen, daß er in seinem Gebiete das Christenthum verkündigen dürfte. Er wurde auch bey demselben so beliebt, daß ihn Horich zu seinem Vertrauten machte; zu den Berathschlagungen, die er mit seinen Räthen hielt, zuließ, und in Ansehung der Verträge mit den Sachsen, sich bey seinen Versprechungen beruhigte. Er hörte auch seine Vorträge über den christlichen Glauben mit Vergnügen an, und verstattete ihm, zu Schleswig (damals Sleaswich genannt,) als einer sehr bequem dazu gelegenen See- und Handelsstadt, eine Kirche anzulegen; so wie auch allen seinen Unterthanen, Christen zu werden. (Rembert. l. c. pag. 98.) Adam von Bremen versichert zwar, (l. c. c. 25. p. 8.) Anschar habe den König selbst zum Christen gemacht; allein der weit glaubwürdigere Rembert weiß nur von der ausnehmenden Gewogenheit desselben gegen diese Religion, und ihren Lehrer. Auch aus dem Schreiben, welches der Papst Nicolaus der Erste an diesen Fürsten abgelassen haben soll, und welches unter andern Pontoppidan mittheilt, (Annales Eccl. Dan. Diplomat. Th. I. S. 42–44.) kann man gar nicht mit diesem Gelehrten beweisen, daß Horich ein Christ gewesen sey, und daß ihm der Papst Beständigkeit im Christen-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wegung dawider; aber ein ansehnlicher Mann erinnerte den König und das Volk, es sey vielen unter ihnen schon durch ihre Erfahrung bekannt, daß der Gott der Christen in Seegefahren und bey anderer Noth eine mächtige Hülfe leiste; daher hätten auch einige seine Religion freywillig angenommen. Da uns nun, fuhr er fort, das Meer durch Seeräuber so gefährlich worden ist: warum wollen wir denn den uns angebotenen Beystand dieses Gottes nicht annehmen, während daß uns unsere Götter verlassen? Auf diese Rede wurde einmüthig beschlossen, daß es den christlichen Lehrern erlaubt seyn sollte, sich in Schweden aufzuhalten, und ihren Gottesdienst zu üben; eine neue Versammlung in einer andern Gegend des Reichs bestätigte dieses. Nunmehr wurde eine christliche Kirche erbauet; Anschar kaufte Erimberten eine Wohnung, und ließ ihn, unter dem gewiß versprochenen Schutze des Königs, in Schweden zurück. (Rembert. l. c. pag. 99–102. Adam. Brem. l. c. c. 26. p. 8.)

Sein Unterricht aber soll auch in einem Lande, wohin er niemals kam, eine nicht geringe Würkung gethan haben. Eine weit entfernte Nation, sagt Rembert, (l. c. p. 103.) welche Chori hieß, (es waren die Kuren oder Kurländer,) hatte sich der Oberherrschaft Schweden, denen sie ehemals unterworfen war, wieder entzogen. Die Dänen griffen sie eben um die Zeit, da Anschar zum zweytenmale nach Schweden reiste, an; wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Darauf führte Olof ein sehr zahlreiches Kriegsheer wider sie, womit er ihre Stadt Selburg, (wovon noch das heutige Seelburg an der Düna ein Ueberrest ist,) eroberte und zerstörte. Doch eine andere Stadt Apulia, von deren Lage sich nichts gewisses sagen läßt, bestürmte er acht Tage lang verge-

vergebens; und seine Schweden geriethen beynahe in Verzweifelung, als sie durch den Gebrauch des Looses erfuhren, daß ihnen keiner von allen Göttern beyzustehen, geneigt sey. In diesem Bedrängnisse erinnerten sich einige Kaufleute an Anschars Lehren; sie gaben daher den Rath, weil der Gott der Christen ein so mächtiger Helfer sey, wenn man sich an ihn wende, ihn ebenfals anzurufen. Man fand auch würklich durch das Loos, daß Christus geneigt sey, sie zu unterstüzen. Voll von diesem Vertrauen, eilten alle Soldaten zu einem neuen Angriff auf die Stadt; doch jezt thaten ihnen die Einwohner so vortheilhafte Anerbietungen des Friedens und der neuen Unterwerfung, daß Olof dieselben annahm. Die Schweden kehrten nicht nur mit dankbaren Lobpreisungen Christi in ihr Reich zurück; sondern weihten ihm auch, von jenen christlichen Kaufleuten belehrt, eine siebentägige, und nach einiger Zeit wieder eine vierzigtägige Enthaltung vom Fleischessen. Viele von ihnen ahmten auch nachmals den Christen durch Fasten und Almosen nach. (Rembert. l. c. p. 104.) J. n. C. 814 bis 1072.

Horich war unterdessen im Jahr 854. in einer Schlacht, die ihm ein Thronbewerber lieferte, umgekommen; mit ihm hatten auch alle vornehme Freunde Anschars in seinem Reiche das Leben verloren. Als ihm daher der jüngere Horich in der Regierung des südlichen Jütlands nachfolgte, wußten ihn seine Grossen gegen das Christenthum unter dem Vorwande einzunehmen, daß die Götter deswegen so viel Unglück über das Reich verhängt hätten, weil man einen unbekannten Gott zu verehren angefangen habe. Hovi insonderheit, Graf zu Schleswig, reizte ihn gegen die Christen an; und ließ ihre Kirche daselbst verschliessen. Anschar war schon im Begriff, zum Könige zu reisen, als Hovi bey demselben in Ungnade fiel, und

J. n. C. G. 814 bis 873.

ihm Horich melden ließ, daß er eben so wie sein Vorgänger die Gnade Christi verdienen wolle. Auch kam Anschar bald selbst zu ihm; die vorige Religionsfreyheit für die Christen wurde wieder hergestellt; der König erlaubte sogar, was bisher die Heyden durchaus nicht dulden wollten, daß die Kirche zu Schleswig eine Glocke (clocca) haben durfte, und räumte den Christen zu Ripa (jezt Ripen in Jütland) noch einen Platz zu einer Kirche ein. (Rembert. l. c. pag. 104. 105.)

Schon konnte nunmehr von dem Bischof Gauzbert ein gebohrner Däne Anfrid als Lehrer des Christenthums nach Schweden geschickt werden. Erimbert verließ darauf dieses Land; aber auch Anfrid kehrte nach einigen Jahren, als Gauzbert gestorben war, zurück. Der immer wachsame Anschar sandte darauf einen seiner Priester Raginbert in jenes Reich. Doch dieser wurde auf dem Wege dahin von Seeräubern ausgeplündert, und starb gleich darnach. An seine Stelle weihte der Erzbischof einen Dänen, Rimbert, zum Priester; der auch mit aller Freyheit unter den Schweden seine Religion predigte. Ihm und allen andern Lehrern, welche er unter die Heyden gehen ließ, prägte er es fleissig ein, nicht nach fremdem Gute zu streben; sondern, wie Paulus, ihren Unterhalt durch Händearbeit zu erwerben; wiewohl er sie auch aus seinen Einkünften überflüßig versorgte. (Rembert. l. c. p. 105.)

So lebte, lehrte und würkte Anschar gegen vierzig Jahre. Ohne ein großer Geist, oder auch nur ein sehr aufgeklärter Mann zu seyn, war er doch ein nüzlich thätiger, dem es bey seinem redlichen Eifer für die Ausbreitung des Christenthums, nicht an Klugheit fehlte. Man hat ihn nicht mit Unrecht den Apostel des Nordens genannt, weil er würklich einigen

nigen bleibenden Grund zum Bekenntniſſe jener Religion daſelbſt gelegt hat: und er ſcheint gerade den Muth, aber auch die Geſchmeidigkeit beſeſſen zu haben, welche man zu den dortigen Nationen in einer ſolchen Abſicht bringen mußte. Wie viel er die Heyden vom Chriſtenthum gelehrt habe, wiſſen wir nicht; allem Anſehen nach waren es nur die allererſten Begriffe, Gebetsformeln und Glaubensbekenntniſſe, mit deſto mehr Cärimoniel verbunden. Den Mönch verleugnete er freylich niemals, auch nachdem er längſt aus dieſem Stande herausgegangen war. Er trug ſtets ein härenes Kleid auf bloßem Leibe; zog ſich zuweilen mit einigen Geiſtlichen zu frommen Uebungen in eine einſame Celle zurück; und pflegte in jüngern Jahren Speiſe und Trank nur nach einem beſtimmten Gewichte und Maaße zu genießen. Als er dieſe Enthaltſamkeit in ſeinem Alter nicht mehr ertragen konnte, ſuchte er es durch Almoſengeben, Gebet und andere gute Werke zu erſezen. Er kaufte viele Gefangene loß, denen er die Freyheit ſchenkte; einige derſelben ließ er zum Dienſte der Kirche erziehen. Gern hätte er ſein ganzes Leben im Trauern und Weinen zugebracht; auch ſammlete er ſich vieles ſchriftlich, beſonders ein Gebet aus der Bibel, das ihn in eine wehmüthige Stimmung ſetzen konnte; aber erſt im lezten Jahre ſeines Lebens ſah er es als eine erbetene göttliche Gnade an, daß er ſo oft weinen konnte, als er wollte. Darüber betrübte er ſich öfters, daß er nicht gewürdigt worden ſey, ein Märtyrer für das Chriſtenthum zu werden; er glaubte, daß ihm ſolches von Gott vorhergeſagt; aber wegen ſeiner Sünden wieder verſagt worden ſey. Sein vertrauteſter Schüler Rembert, Verfaſſer ſeiner ſo oft angeführten Lebensgeſchichte, tröſtete ihn vergebens damit, daß ihm Gott keinen gewaltſamen Tod verſprochen, und daß er da-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gegen Noth genug in deſſen Dienſte ausgeſtanden habe, um ein Märtyrer heiſſen zu können. Endlich, ſezt Rembert hinzu, tröſtete ihn Gott unmittelbar durch eine vernemliche Stimme, die er in einer Entzückung hörte. Ueberhaupt ſollen ihm faſt alle ſeine Schickſale vorher verkündigt worden ſeyn; auch ſoll er durch ſein Gebet und geweihtes Oel unzähliche Kranke geheilt haben. Anſchar hat auch einiges geſchrieben. Das beträchtlichſte darunter iſt ſeine Lebensbeſchreibung des heil. Willehad, erſten Biſchofs von Bremen, die bereits in deſſen Geſchichte (Th. XIX. S. 277.) angeführt worden iſt. Auſſer der dort genannten Ausgabe Mabillons, hat ſie auch Fabricius in eine ſeiner Sammlungen (Memoriae Hamburgenſ. Vol. II. Hamb. 1710. 8.) eingerückt. Sie iſt vom gewöhnlichen Gehalte der Heiligenbiographien, und endigt ſich mit einem Verzeichniſſe von vier und dreyſſig Wundern, welche durch ihn lange nach ſeinem Tode zu Bremen gewürkt worden ſeyn ſollen. Er hatte überdieß eine Sammlung aller Freyheitsbriefe der Kaiſer und Päpſte zur Unterſtüzung der Nordiſchen Bekehrungsanſtalten veranſtaltet, und Abſchriften davon theils an ſeinen König Ludwig, theils an die Deutſchen Biſchöfe geſchickt; es iſt aber nur das Schreiben noch übrig, womit er ſie begleitete, und deſſen oben (S. 332.) ſchon gedacht worden iſt; das man auch beym Mabillon findet. (Acta SS. Ord. S. Bened. Sec. IV. P. II. p. 121.) Nachdem Anſchar durch die Normänniſche Verwüſtung Hamburgs aus dieſem ſeinem Sitze vertrieben worden war: begab er ſich auf das kleine Gut Ramſola im Bißthum Verden, welches ihm eine fromme Frau geſchenkt hatte. Er ſtiftete daſelbſt ein Kloſter, in welchem er die geretteten Reliquien aufbewahrte, und ſammlete eine Gemeine von Flüchtlingen. Von da aus beſorgte er ſeine Bekehrungs-

rungsgeschäfte, bis er Erzbischof zu Bremen wurde. Hier ließ er seine Cleriker zwar die Verfassung von Canonicis beobachten; aber als Mönche leben; und legte in der Nachbarschaft ein Nonnenkloster an, zu welchem eine andere Christinn ihr ganzes Gut hergab. Für Arme und Reisende errichtete er viele Herbergen; die vornehmste zu Bremen besuchte er täglich selbst, und wartete ihnen auf. In dieser Stadt starb er im Jahr 865. (Rembert. l. c. pag. 105–113. Adam. Brem. l. c. c. 23. 30. 31. pag. 8. sq.) In der Folge wurde Anschar als ein Heiliger verehrt; einige seiner Reliquien sollen sich noch in den Klöstern zu Corbie und Corvey, ingleichen in einem Privathause zu Bremen, befinden. (Mabillon l. c. p. 120.) Zu Hamburg aber wird sein Andenken durch das Scharthor und den Scharmarkt erhalten. Die bisher vorzüglich gebrauchte Lebensbeschreibung von ihm, welche sein Schüler und Nachfolger im Erzbißthum, Rembert, hinterlassen hat, ist ausser den oben (S. 320.) angezeigten drey Ausgaben, worunter die Lambecische die erste vollständige, und die vom Arrhenius besorgte, mit einer alten Schwedischen Uebersezung, auch mit einem chronologischen Abrisse von Anschars Leben, welches vom Jahr 805 bis 869. seinen Lauf geführt haben soll, begleitet ist, in unsern Zeiten von dem Hrn. Canzleyrath Langebek nicht allein in seine treffliche Sammlung (Scriptores Rerum Danicarum medii aevi, T. I. Havniae, 1772. fol.) eingerückt; sondern auch mit einer sehr genauen Untersuchung (Chronologia rerum septentrionalium, aevi Anscharii, ab a. 801–865.) bereichert worden; die ich aber jezt nicht gebrauchen konnte. Eine andere Lebensbeschreibung Anschars, welche gemeiniglich einem Benediktiner zu Corvey gegen das Jahr 1070, Gualdo, zugeeignet wird; womit aber eine Stelle

T. n. C. G. 814 bis 1073.

derſelben ſtreitet, wie Fabricius (Biblioth. Lat. m. et inf. aet. T. III. p. 108. v. Gualdo) bemerkt: ist nichts anders, als die in lateiniſche Verſe einge- dete Erzählung Remberts, der ſie Lambeci Mabillon, und Arrhenius in den angeführten S chern beygefügt haben. Unter den Neuern haben, ben den ſchon genannten, über die Geſchichte di Nordiſchen Apoſtels auch Lambecius (Chronolog Auctar. L. I. Rer. Hamburg. pag. 102. ſq. apud denbrog. ed. Fabric.) und die Franzöſiſchen Bene tiner (Hiſt. litt. de la France, T. V. pag. 377. gute Nachrichten geſammelt.

814 bis 1073.

So lange Anſchar die allgemeine Leitung Glaubensausbreitung im Norden in den Händen h konnte ſie auch nur gemeinſchaftlich beſchrieben wer Seit ſeinem Tode aber geht die Geſchichte derſel weit bequemer in jedem Nordiſchen Lande ihren e nen Weg fort. Beides, Dänen und Schweden, h in den neuern Zeiten behauptet, daß die chriſtliche ligion bey ihnen zuerſt Eingang gefunden habe, von ihnen zu der andern Nation gebracht worden Was bisher davon erzählt worden iſt, zeigt deut und zum Ueberfluſſe hat es noch Pontoppidan (S. 31. fg.) umſtändlich erwieſen, daß die Dänen n nur hierinne den Vorzug der Zeit beſitzen; ſondern e die Apoſtel der Schweden geworden ſind. Allein war doch immer nur ein Theil von Jütland, das f untergeordnete Könige hatte, und das Schleswi ſche mit in ſich begriff, wo das Chriſtenthum bis etwas Wurzel gefaßt hatte. In das übrige Dä mark, deſſen oberſte Könige ihren Sitz zu Leth auf der Inſel Seeland, hatten, war es noch nicht drungen. Einer der berühmteſten von dieſen, Go der Alte, der vermuthlich ſchon in der zweyten Hä

des neunten Jahrhunderts, gewiß aber noch in der ersten Hälfte des zehnten regierte, nöthigte endlich die Jütischen Unterkönige, die sich vorher einander so oft bekriegt hatten, sich ihm völlig zu unterwerfen; er bezwegte auch die Sachsen im Holsteinischen, und die Wenden in Wagrien, bis an den Fluß Stra, jezt die Trave genannt. Zugleich aber suchte er überall das Christenthum auszurotten; vertrieb die Lehrer desselben; nicht wenige richtete er durch Martern hin; Mitten unter diesen Eroberungen heyrathete er die Tochter eines christlichen Grafen im Holsteinischen und in Südjütland, (oder nach dem Saxo, eine Englische Prinzessinn) Thyra; die ihn aber doch mit aller ihrer Klugheit nicht zum Christenthum bekehren konnte. (Adam. Brem. l. c. c. 47. p. 14. Saxon. Grammat. Hist. Dan. L. IX. pag. 178. sq. ed. Stephan. Thormodi Torfaei Series Dynastar. et Regg. Daniae, L. III. c. 15. p. 416. Edit. sec. Havniae, 1702. 4. Gebhardi Dän. Gesch. l. c. S. 390. sq. D. E. Wagners Dänisch. Gesch. in Gutbries Sechszehnt. Band. Erst. Abtheil. S. 117. sq.) Auch die kleinen Fürsten in Südjütland zerstörten beynahe wieder den unter ihnen kaum gepflanzten Glauben; und die Normännischen verheerenden Einfälle überhaupt versezten, bis gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts, einen großen Theil von Deutschland in die traurigste Lage, aus der es des Königs Arnulf Tapferkeit auf eine kurze Zeit riß. Rembert, der bis zum Jahr 888. Erzbischof von Hamburg und Bremen war, besuchte zwar die neugestifteten Gemeinen unter vieler Gefahr; er that sogar Wunder, sagt man; zersprengte, als er zu Schleswig eine Menge Christen gefesselt fortführen sah, durch sein Gebet ihre Kette; gab sein Pferd zu ihrer Auslösung, und ein andermal zu gleicher Absicht selbst seine Kirchengefäße hin; trug auch

durch seine Aufmunterungen zu einem beträchtlichen Siege der Christen über die Normannen nicht wenig bey. An Eifer für die Religion mangelte es auch seinen Nachfolgern im Erzbißthum nicht, unter welchen der nächste Adalgar es geschehen lassen mußte, daß im Jahr 895. auf einer Synode zu Tribur (im jezigen Hessendarmstädtischen,) seine Metropolitanrechte, auf Betrieb des Erzbischofs von Cöln, herabgewürdigt wurden. Allein die Früchte von Anschars Arbeiten verloren sich immer mehr. Es kamen neue Feinde hinzu: der Hamburgische Kirchensprengel wurde von den Slaven, und der Bremische von den Ungarn, zur Zeit des Deutschen Königs Konrad, verwüstet. (Adam. Brem. l. c. c. 32–44. p. 11–13.) Doch da Gorm in Verbindung mit dem Könige der Obotriten im jezigen Mecklenburgischen, Miecislav, über die Elbe in Sachsen einfiel: schlug ihn Deutschlands König und Retter Heinrich, im Jahr 931. in seinem eigenen Gebiete so vollkommen, daß er die ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen annehmen mußte. Die Gränzen des Deutschen Reichs wurden bis nach Schleswig, (welches noch im eilften Jahrhunderte auch den Nahmen Heddeby oder Heidabe führte,) erweitert; ein Marggraf oder Befehlshaber der Gränze wurde daselbst angestellt, und eine Sächsische Colonie dahin geführt. Unni war damals Erzbischof von Hamburg und Bremen. Aufgemuntert durch diese Wiederherstellung der christlichen Gemeine auf ihrem alten Boden, reiste er nicht allein mit seinen Canonicis dahin, um ihr neue Stärke zu verschaffen; sondern auch zu dem Könige Gorm selbst, den er zum Christen zu machen suchte. Zwar gelang es ihm bey demselben nicht; wohl aber bey dessen Sohne Harald, der, ohne sich taufen zu lassen, erlaubte, das Christenthum in Dänemark zu predigen,

n. C. 914 bis 973.

und

und unter dessen Schuze solches auch Unni auf allen Dänischen Inseln that. Knut hingegen, Haralds Bruder, wurde, nach seinem verunglückten Einfall in Frießland, im Jahr 935. von Heinrichen genöthigt, ihm eine Steuer zu zahlen, und die Taufe anzunehmen. (Adam. Brem. l. c. c. 48–50. Witekind. Annal. L. I. p. 641. ed. Meibom. Dicmarus restitut. L. I. p. 627. ed. Leibnit. Hermann. Contr. Chronic. ad a. 931. p. 258. ed. Piston. Gebhardi l. c. S. 397. fg. Christiani Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Erster Theil, S. 72–77. Flensburg, 1775. 8.) J. n. C. G. 814 bis 1073.

Gorm starb im Jahr 939. und nach seinem Tode hatte das Heydenthum weit weniger Hoffnung sich in Dänemark zu erhalten. Sein Sohn Knut, der kurz vor ihm das Leben verlor, schaffte bereits das alle neun Jahre zu Lethra gefeyerte Osterfest, welches neun und neunzig Menschen, eben so viele Pferde und Hähne kostete, ab. Sein zweyter Sohn, Harald, mit dem Beynahmen Blaatand (oder Blauzahn,) bestieg nunmehr den Dänischen Thron, und ließ dem Christenthum freyen Lauf in seinem Reiche; ob er sich gleich noch lange nicht zu demselben bekannte. Einer seiner Unterkönige in Südjütland, Frodo, war von dem Erzbischof Unni, den die Isländischen Nachrichten (Konung Oläf Tryggwasons Saga, p. 222. in Heims Kringla, sive Snorron. Sturlon. Histor. Regg. Septentrional. Stockholm. 1697. fol.) Huno nennten, getauft worden. Darauf ließ er die zerstörten Kirchen in Schleswig und Ripen wieder aufrichten; und eine neue zu Arhuus bauen; ersuchte im Jahr 948. den Papst Agapetus um Bischöfe für diese drey Kirchen. Er starb zwar eher, als die Antwort desselben anlangte; allein die Sache kam doch zu Stande, und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Umſtände, daß dieſe Begebenheit im Jahr 948. vorgefallen, und Dänemark ſeitdem dem Deutſchen Könige zinspflichtig geworden ſeyn ſoll, beſtritten und verworfen worden. Unter andern haben, nach dem Däniſchen Geſchichtſchreiber Gram, Scheid, (Demonſtratio, quod Dania Imperio Germanico nexu feudali numquam fuerit ſubiecta, in Scriptt. Societ. Hafn. T. I. p. 87. ſq. T. II. pag. 177. ſq.) und Hl. Canzleyrath von Suhm (im dritten Theil ſeiner Däniſchen Geſchichte) ſich hierüber viele Mühe gegeben. Es iſt auch ſo weit gekommen, daß manche gute Kenner der Geſchichte, wie Gebhardi (l. c. S. 411.) und Chriſtiani, (l. c. S. 80.) auch eben dieſer noch in einer beſondern Schrift, die durch eine ſeltſame Streitigkeit veranlaßt wurde, (Dänemarks ſtets freye Königskrone, Flensburg, 1789. 8.) wenigſtens den Krieg zwiſchen Otto und Harald in das Jahr 972. herabgeſezt haben; und Chriſtiani auſſerdem die Abhängigkeit des Däniſchen Königs von dem Deutſchen vor unerweislich erklärt hat. Wagner hingegen (Däniſche Geſchichte, l. c. S. 131.) folgt Adams Erzählung ohne Bedenken; mit einer kleinen Einſchränkung glaube ich es ebenfals, um der angegebenen Quellen ſeiner Glaubwürdigkeit Willen, thun zu müſſen. Wenn dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, Otto ſey in den mehrgedachten Krieg mit Dänemark erſt alsdann verwickelt worden, nachdem er faſt alle Reiche, welche nach Karls des Großen Tode abgefallen waren, bezwungen hatte: ſo darf dieſes freylich nicht im ſtrengern Verſtande genommen werden, da er doch gewiß das Königreich Italien erſt lange nach dem Jahr 948. gänzlich unter ſeine Botmäßigkeit gebracht hat. Allein Adam ſezt dieſes auch gleich ſelbſt hinzu; (c. 4. pag. 16. ſq.) er hatte ſich alſo nur zu allgemein ausgedrückt. Die Lehnsherrlichkeit, welche Otto nach eben

dieſer

dieſer Erzählung über Dänemark, oder doch über den davon eroberten Theil, behauptet haben ſoll, geht die gegenwärtige Geſchichte nichts an; ſie wird aber, wie der ganze Bericht des Geſchichtſchreibers, durch die oben genannte Urkunde des Kaiſers vom Jahr 965. genugſam beſtätigt. Denn es dürfte wohl eine etwas zu gezwungene Auflöſung der Schwierigkeiten ſeyn, welche ſie der gegenſeitigen Meinung in den Weg ſtellt, wenn Herr Gebhardi meint, (l. c. S. 409. fg. und Anm. 2.) Otto habe ſich, durch dieſe Urkunde, eine Oberherrſchaft über die chriſtlichen Däniſchen Gemeinen bloß angemaaßt; der Erzbiſchof Adalgard, welcher ſie ausgewürkt, habe ſie zu Bremen verwahrt, bis etwan der Kaiſer Jütland erobert haben, oder er die Däniſchen neubekehrten Herren zum Gehorſam gegen die kaiſerlichen Befehle überredet haben würde; da aber beide Abſichten unausgeführt blieben, ſey auch niemals ein Gebrauch von jenen Freyheiten gemacht worden. Scheinbarer iſt es, was man aus Widekinden, (Annal. L. III. p. 659. ſq.) und Ditmarn (L. II. pag. 333.) beybringt, um zu beweiſen, daß Harald noch im Jahr 965. kein Chriſt geweſen ſey. Denn nach dieſen Schriftſtellern wurde damals ein chriſtlicher Prieſter, Poppo, der ſeine Religion in Dänemark predigte, von dem Könige, zur Beſtärkung ihrer Wahrheit genöthigt, ein glühendes Eiſen an einen beſtimmten Ort zu tragen: und da er dieſes unverlezt that, trat erſt Harald nebſt vielen ſeiner Unterthanen zum Chriſtenthum. Allein, was ſchon Ht. Wagner dagegen bemerkt hat, (l. c. S. 133. Anm. t.) iſt ſehr treffend: Adam von Bremen, der dieſes vorgebliche Wunder aus dem Munde des Königs Svend Eſtritſons gehört hatte, (l. c. c. 25. 26. pag. 22. ſq.) und noch ein ähnliches hinzuſezt, nennt ausdrücklich den weit ſpäter über Schweden und Dänemark

T. II. S. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 914 bis 1073.

der Umſtände, daß dieſe Begebenheit im Jahr 948. vorgefallen, und Dänemark ſeitdem dem Deutſchen Könige zinspflichtig geworden ſeyn ſoll, beſtritten und verworfen worden. Unter andern haben, nach dem Däniſchen Geſchichtſchreiber Gram, Scheid, (Dissertatio, quod Dania Imperio Germanico nexu feudali numquam fuerit subiecta, in Scriptt. Societ. Hafn. T. I. p. 87. sq. T. II. pag. 177. sq.) und Hl. Canzleyrath von Suhm (im dritten Theil ſeiner Däniſchen Geſchichte) ſich hierüber viele Mühe gegeben. Es iſt auch ſo weit gekommen, daß manche gute Kenner der Geſchichte, wie Gebhardi (I. B. S. 411.) und Chriſtiani, (l. c. S. 80.) auch eben dieſer noch in einer beſondern Schrift, die durch eine ſeltſame Streitigkeit veranlaßt wurde, (Dänemarks ſtets freye Königskrone, Flensburg, 1789. 8.) wenigſtens den Krieg zwiſchen Otto und Harald in das Jahr 972. herabgeſezt haben; und Chriſtiani auſſerdem die Abhängigkeit des Däniſchen Königs von dem Deutſchen vor unerweislich erklärt hat. Wagner hingegen (Däniſche Geſchichte, l. c. S. 131.) folgt Adams Erzählung ohne Bedenken; mit einer kleinen Einſchränkung glaube ich es ebenfals, um der angegebenen Quellen ſeiner Glaubwürdigkeit Willen, thun zu müſſen. Wenn dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, Otto ſey in den mehrgedachten Krieg mit Dänemark erſt alsdann verwickelt worden, nachdem er faſt alle Reiche, welche nach Karls des Großen Tode abgefallen waren, bezwungen hatte: ſo darf dieſes freylich nicht im ſtrengern Verſtande genommen werden, da er doch gewiß das Königreich Italien erſt lange nach dem Jahr 948. gänzlich unter ſeine Botmäßigkeit gebracht hat. Allein Adam ſezt dieſes auch gleich ſelbſt hinzu; (c. 4. pag. 18. sq.) er hatte ſich alſo nur zu allgemein ausgedrückt. Die Lehnsherrlichkeit, welche Otto nach eben dieſer

dieſer Erzählung über Dänemark, oder doch über den davon eroberten Theil, behauptet haben ſoll, geht die gegenwärtige Geſchichte nichts an; ſie wird aber, wie der ganze Bericht des Geſchichtſchreibers, durch die oben genannte Urkunde des Kaiſers vom Jahr 965. genugſam beſtätigt. Denn es dürfte wohl eine etwas zu gezwungene Auflöſung der Schwierigkeiten ſeyn, welche ſie der gegenſeitigen Meinung in den Weg ſtellt, wenn Herr Gebhardi meint, (l. c. S. 409. fg. und Anm. 2.) Otto habe ſich, durch dieſe Urkunde, eine Oberherrſchaft über die chriſtlichen Däniſchen Gemeinen bloß angemaaßt; der Erzbiſchof Adalgard, welcher ſie ausgewürkt, habe ſie zu Bremen verwahrt, bis etwan der Kaiſer Jütland erobert haben, oder er die Däniſchen neubekehrten Herren zum Gehorſam gegen die kaiſerlichen Befehle überredet haben würde; da aber beide Abſichten unausgeführt blieben, ſey auch niemals ein Gebrauch von jenen Freyheiten gemacht worden. Scheinbarer iſt es, was man aus Witekinden, (Annal. L. III. p. 659. ſq.) und Ditmarn (L. II. pag. 333.) beybringt, um zu beweiſen, daß Harald noch im Jahr 965. kein Chriſt geweſen ſey. Denn nach dieſen Schriftſtellern wurde damals ein chriſtlicher Prieſter, Poppo, der ſeine Religion in Dänemark predigte, von dem Könige, zur Beſtärkung ihrer Wahrheit genöthigt, ein glühendes Eiſen an einen beſtimmten Ort zu tragen: und da er dieſes unverlezt that, trat erſt Harald nebſt vielen ſeiner Unterthanen zum Chriſtenthum. Allein, was ſchon Hr. Wagner dagegen bemerkt hat, (l. c. S. 133. Anm. t.) iſt ſehr treffend: Adam von Bremen, der dieſes vorgebliche Wunder aus dem Munde des Königs Svend Eſtritſons gehört hatte, (l. c. c. 25. 26. pag. 22. ſq.) und noch ein ähnliches hinzuſezt, nennt ausdrücklich den weit ſpäter über Schweden und Dänemark

A. n. C. G. 814 bis 1073.

von der Normandie, Richard, und Wittwe des Engliſchen Königs Ethelred, leitete ihn erſt zu einigen reinern Begriffen von der Religion, ſo wie zu ihrer eifrigen Unterſtüzung, und zur Freygebigkeit gegen die Geiſtlichkeit. Er ſtiftete drey neue Bißthümer in Dänemark, und ließ durch den Erzbiſchof von Canterbury viele Engländer zu Prieſtern, unter dieſen aber drey zu Biſchöfen von Schonen, Seeland und Fühnen weihen; viele Dolmetſcher reiſten mit ihnen ab, welche dem Volke in der Kirche jeden Abſaz der Engliſch gehaltenen Predigt ins Däniſche überſezen mußten. Unwan, Erzbiſchof von Hamburg, deſſen Nordiſchen Metropolitanrechten dieſes nachtheilig war, ließ einen von dieſen Biſchöfen auffangen; nöthigte ihn, ſeine Abhängigkeit von ihm anzuerkennen, und ſchickte mit ihm Geſandte nebſt Geſchenken an den König, der ſeitdem alles nach dem Willen des Erzbiſchofs in Kirchenſachen that. Er bauete immer mehrere Kirchen, und wies ihnen anſehnliche Einkünfte an. Allein das Verzeichniß eines alten Isländiſchen Jahrbuchs, nach welchem unter ſeiner Regierung bereits zweytauſend und drittehalbhundert Kirchen in Dänemark vorhanden geweſen ſeyn ſollten, hat ſchon Pontoppidan (l. c. S. 87.) mit Recht vor verdächtig gehalten; es kommen ſogar Bißthümer darinne vor, die erſt nach Knuts Tode geſtiftet worden ſind. So glaubt man auch meiſtentheils, daß er zuerſt Mönche unter die Dänen eingeführt habe; aber eben dieſer Gelehrte hat aus dem Saxo (L. X. pag. 201.) bewieſen, daß er ſie nur vermehrt und reichlicher begabt hat. Er ſorgte ſelbſt für die Fortpflanzung des Chriſtenthums in den übrigen Nordiſchen Ländern. Zur Büßung für die von ihm und ſeinem Vater in England verübten Grauſamkeiten, ſtellte er die daſelbſt verwüſteten Klöſter, zum Theil ſehr prächtig, wieder

J. n. C. 814 bis 1073.

her,

her, und erbauete neue; auf allen Wahlplätzen, wo Dänen und Engländrr mit einander gefochten hatten, ließ er Kirchen und Klöster errichten, in denen für die Seelen der Erschlagenen Messen gelesen wurden. Seine aus der gedachten Ursache büßende Wallfahrt, die er im Jahr 1027. in der Kleidung eines Pilgrims, zu dem Grabe des Apostels Petrus zu Rom anstellte, hatte vielleicht auch ihre Staatsabsichten. Im vorhergehenden Jahre war zwischen ihm und dem Kaiser Konrad dem Zweyten, durch Vermittelung des Erzbischofs Unwan, den Knut zu Hamburg besuchte, Friede geschlossen, eine Vermählung des kaiserlichen Prinzen mit seiner Tochter verabredet, und ihm die Mark Schleswig von dem Kaiser abgetreten worden. Zu Rom wohnte er der Krönung des Kaisers bey; würkte bey demselben und andern Fürsten die Zollfreyheit für seine nach Rom wallfahrenden Unterthanen aus; stiftete dort ein Gasthaus zur freyen Wohnung für Dänische Pilgrime; und erlangte von dem Papste eine Herabsezung des Geldes, welches die Englischen Bischöfe beym Antritte ihres Amtes entrichten mußten; versprach aber auch, daß die Petersteuer, (oder Romescot) stets aus England bezahlt werden sollte. (Adam. Brem. L. II. c. 36. 38. 39. p. 26. sq. Saxo L. X. pag. 192. sq. Gebhardi l. c. S. 427. fg.)

J. n. C. 814 bis 1073.

Acht Jahre nach seinem Tode, im Jahr 1044. schwang sich seiner Schwester Sohn Svend oder Sveno Estritson, auf den Dänischen Thron, und that eben so viel für die Macht der Bischöfe, als Knut für die Religion selbst. Er wurde vor gelehrt, selbst in Religionskenntnissen, gehalten; vermuthlich, weil er weniger unwissend war, als beynahe alle Fürsten seiner Zeit; er schickte seine Cleriker in die übrigen Nor-

Acta SS. Ord. Bened. T. VI. p. 473. Hiſt. litt. de la France, T. V. p. 631.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

In dem benachbarten **Schweden** erlangte das Chriſtenthum, ohngefähr um gleiche Zeit mit Dänemark, ſeine Oberherrſchaft. Wie viel daſelbſt für dieſe Religion ſeit dem erſten Auftritte **Anſchars**, bis an ſeinen Tod im Jahr 865. gewonnen worden ſey, iſt oben (S. 320. fg. 334. fg.) erzählt worden. **Erimbert, Ansfrid, Raginbert** und **Rimbert** waren ihm ſeit ſeinen lezten Tagen als Religionslehrer der Schweden gefolgt; aber die Gemeine, welche ſie pflanzten, war noch ziemlich ſchwach, und faſt innerhalb **Birka** eingeſchränkt. Sein Vertrauter **Rembert**, der von dem eben genannten Dänen **Rimbert** verſchieden iſt, und nach ihm Erzbiſchof der vereinigten **Hamburgiſchen** und **Bremiſchen** Kirche wurde; ſo wie **Adalgar**, und andere ſeiner Nachfolger, konnten entweder nicht, wozu ſie vermöge ihres Amts verbunden waren, an der Erweiterung der Kirche in Schweden arbeiten; oder fürchteten ſich vor den Gefahren, die damit verbunden waren. **Oernhjälm** wirft ihnen vor, (l. c. L. II. c. 1. pag. 106. ſq. L. II. p. 117.) daß ſie mehr auf die Vergrößerung ihres Kirchenſprengels, und Behauptung ihrer Würde gegen die Erzbiſchöfe von **Cöln**, als auf die Ausbreitung des Chriſtenthums, bedacht geweſen wären; beſonders aber die Anſtalt **Anſchars**, Knaben von den zu bekehrenden Nationen zu unterhalten, und zum Lehramte zu erziehen, vernachläßigt hätten. Er leugnet es auch, was **Aelnoth**, ein Engliſcher Mönch, der am Ende dieſes Zeitalters unter den Dänen lebte, behauptet, die Schweden und Gothen pflegten **Chriſtum** nur alsdann zu bekennen, wenn ihnen alles nach Wunſche gienge; ſobald aber Unfruchtbarkeit, feindlicher Einfall, und dergleichen mehr, kämen, fielen

fielen sie wieder ab; ingleichen, daß die Christen dort manchen Verfolgungen ausgesezt gewesen wären. Aber alles dieses möchte wohl noch streitig bleiben: und Adam von Bremen (L. I. c. 51. p. 15.) leitet wenigstens den Rückfall der Schweden zum Heydenthum von ihren barbarischen Sitten und Regierungen her. Genug, nachdem siebzig Jahre nach Anschars Tode, kein Lehrer, Rimberten ausgenommen, sich unterstanden hatte, zu dieser Nation zu reisen, sagt eben dieser Geschichtschreiber, (c. 50. pag. 14.) unternahm es Unni, Erzbischof von Hamburg und Bremen, bald nach dem Jahr 930. Er kam nach Birka, und hatte unter dem Schuze des Schwedischen Regenten Inge Olofson einen glücklichen Fortgang; starb aber bereits im J. 936. Seine Schüler nahmen seinen Kopf nach Bremen, wo er in der Peterskirche begraben wurde. Adalgard, sein Nachfolger im Erzbißthum, schickte von neuem Glaubensboten nach Schweden. Darunter waren Liafdag, Bischof von Ripen, dem man auch, nach hergebrachter Art, Wunder zuschreibt; und Odinkar, ein edler Däne, dessen heiliges Leben, treffliche Kentnisse, und gute Aufnahme bey den Schweden, besonders gepriesen werden. (Adam. Brem. l. c. L. II. c. 2. p. 16. c. 16. p. 20.) Die Christen vermehrten sich also während des zehnten Jahrhunderts in Schweden merklich; aber bey mehrern vermischten sich nur grobe heydnische und christliche Begriffe und Gebräuche mit einander: welches auch bey andern Völkern nichts Seltenes war. Dalin führt folgende Probe aus einem in diesem Jahrhunderte, vielleicht noch später, unter den Schweden um Weihnachten gebräuchlichen Trinkliede, zur Ehre des Erlösers, an: „Die guten Gesellen trinken zum „Andenken Gottes, Und es freuen sich alle, die hier „drinnen sind; Johann hat den Becher auf Christi

J. n. C. G. 814 bis 1072.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Demüthigung von dem Biſchof Wilhelm zu Roſkild oder Roſchild gefallen. Er hatte daſelbſt einige Großen, welche unehrerbietig von ihm geſprochen hatten, in der Kirche mitten unter dem Gottesdienſte umbringen laſſen. Als er darauf ſelbſt zur Kirche kam, verwehrte ihm der Biſchof den Eingang in ihr Heiligthum; nannte ihn einen Scharfrichter menſchlichen Bluts; ſezte ihm ſeinen biſchöflichen Stab auf die Bruſt, und kündigte ihm den Bann an, den er nur durch Reue und Büßung abwenden könne. Die königliche Wache wollte mit ihren Schwerdtern über den Biſchof herfallen; allein der König verbot es ihr, und gieng beſchämt in ſeinen Palaſt zurück. Hier zog er ein abgetragenes Kleid an; fand ſich mit bloßen Füßen im Vorhof der Kirche ein, und warf ſich auf die Erde nieder, die er küßte. Der Biſchof hatte eben angefangen die Meſſe zu ſingen, als man ihm dieſes hinterbrachte. Sogleich gieng er an die Thüre; fragte den König um die Urſache dieſes Betragens, und hörte ſein Bekenntniß, ſo wie das Verſprechen der Genugthuung an. Er hob alsbald den Bann auf; umarmte den König, und verlangte, daß er alle Zeichen der nunmehr hinlänglichen Büßung ablegen ſollte; ließ ihn auch durch den ſingenden Clerus ehrenvoll an den Altar führen. Am dritten Tage darauf erſchien Sveno abermals, im königlichen Schmucke, in der Kirche; bekannte vom höhern Orte derſelben herab, vor der verſammleten Gemeine ſein Verbrechen; lobte den Biſchof, daß er ihm ſolches ſo geſchwind vergeben; auch ſchenkte, er zu ſeiner Ausſöhnung, der Kirche zu Roſchild die Hälfte der Provinz Stevens-Harde in Seeland. Er und der Biſchof blieben ſo vertraute Freunde, wie vorher; ſie wurden es faſt noch mehr; wünſchten daher zu gleicher Zeit zu ſterben, und wurden dieſes Wunſches gewährt. (Saxo L. XI. p. 209. ſq. 212.)

Königs Olof, verheyrathete, mehrere christliche Lehrer nach Westgothland geschickt, von denen sich Ragwald selbst, und auch viele seiner Landsleute, taufen ließen. Zu dieser kam aber auch Sigurd, vielleicht ein Engländer, der bey den Mönchen Sigfrid, und sonst Johannes oder Jon Sigurd heißt, Hofbischof des gedachten Norwegischen Königs, der sich, nachdem dieser von dem Schwedischen überwunden worden war, ebenfals zu diesem wandte. Er bekehrte und taufte ihn im Jahr 1001. an der Quelle zu Huseby bey Skara. Die Rede, durch welche er den vorher schon dem Christenthum geneigten Fürsten völlig für dasselbe eingenommen haben soll, indem er ihm die weit gewissern und herrlichern Hoffnungen dieser Religion nach dem Tode, als diejenigen, welche er sich bisher von Othins Palaste gemacht hatte, vorstellte, ist an sich nicht unwahrscheinlich; steht aber unter andern ungewissen oder fabelhaften Nachrichten. (Oernhjälm l. c. L. III. c. 4. pag. 171. sq.) Bald darauf, vielleicht schon im Jahr 1002. schloß Olof Skötkonung ein Bündniß mit dem Dänischen Könige Sveno; daß es aber auch zur Beförderung und Vertheidigung des in beyden Reichen angenommenen Christenthums gedient haben soll, wie Dalin glaubt, (l. c. S. 468.) konnte damals in Ansehung Dänemarks nicht Statt finden. Sigurd pflanzte nun seine Religion in Westgothland, Småland, Ostgothland, und in dem ganzen Lande bis nach Upland und Sigtuna hinaus. Er empfohl sich auch durch seinen Eifer in der Auslösung christlicher Gefangenen aus der heydnischen Sclaverey; wozu er selbst das goldene Halsband hingab, welches ihm der Norwegische Olof geschenkt hatte. Ein Brudersohn des oben gedachten Odinkar, Odinkar der jüngere, aus königlichem Dänischem Geschlechte, wurde

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wurde ebenfals von dem Bremischen Erzbischof Lisbentius nach Schweden geschickt, wo er mit großen Häusern verwandt war, und that dem Christenthum auch durch die Freygebigkeit von seinen ansehnlichen Gütern Vorschub; anderer Engländer und Deutschen nicht zu gedenken, die um gleiche Zeit daran arbeiteten. (Adam. Brem. L. II. c. 26. 27. p. 23. c. 34. p. 25. sq. c. 40. p. 27. c. 46. p. 29. Ornhjälm l. c. L. II. c. 90. sq. pag. 143. sq. Dalin l. c. S. 469.) Selbst der Einfall des Norwegischen Königs Olof Haraldson in Schweden im Jahr 1007. trug etwas zum Fortgang des Christenthums daselbst bey, indem er auf der Insel Gothland, deren er sich bemächtigte, die erste Aufnahme desselben beförderte. (Dalin l. c. S. 471.)

Doch Olof Skötkonung that in eben dieser Absicht noch entscheidendere Schritte. Er, der sich zuerst König von Schweden nannte, an Statt daß seine Vorgänger nur den Nahmen Könige von Upsala geführt hatten, weil in dieser Stadt, nicht weit von dem königlichen Sitze Birka, oder Sigtuna, der heiligste Opferort des ganzen Nordens war, wünschte, den dortigen Götzentempel zerstören zu können. Als die Heyden dieses merkten, kamen sie mit ihm auf einer Nationalversammlung überein, daß er, wenn er ein Christ seyn wollte, sich den besten Theil des Reichs zum unabhängigen Besitze wählen, und daselbst eine christliche Kirche errichten; übrigens aber keinen seiner Unterthanen zwingen möchte, zu seiner Religion überzutreten. Froh über diese Vergünstigung, legte Olof in der Stadt Skara in Westgothland eine Kirche mit einem Bißthum an. Zum ersten Bischof derselben ließ er durch den Erzbischof von Bremen, Unswan, einen seiner Geistlichen, Turgoth, weihen; der auch des Königs Gemahlinn, Kinder und ganzen

Hof

Hof im Jahr 1015. taufte. Olof hielt sich bald zu Skara, bald in dem von ihm erbaueten Neu-Sigtuna auf: und da er nun ungehindekter für den Lauf des Christenthums sorgen konnte, bekam er dazu einen neuen Gehülfen an Sigfrid, einem Engländer und Archidiakonus zu York, der nebst Grimkil, Rudolf, Bernhard, und andern, in Schweden anlangte. Unter diesen Englischen Geistlichen, die entweder er selbst, oder der König von Norwegen, hatte kommen lassen, befanden sich drey Vettern Sigfrids, die, während daß er im westlichen Theile des Gothischen Reichs predigte, in dem östlichen, besonders in Småland und Werend, eben so geschäftig waren. Hier aber wurden sie von den heydnischen Einwohnern, entweder wegen der Kostbarkeiten, welche sie mit sich führten; oder, wie man wahrscheinlicher vermuthet, weil sie den Götzendienst zu kühn angriffen, ermordet. Der König zog selbst mit Soldaten dahin, um die Schuldigen zu strafen; allein Sigfrid, der auch gegenwärtig war, bat für sie, und da ihm der König die Geldstrafe schenkte, zu welcher sie verurtheilt wurden, gab er sie auch mit der Bitte zurück, daß eine Kirche zu Wexiö gebauet werden möchte. Dazu wurden die Güter des geflüchteten Hauptmörders genommen: und Sigfrid ward, unter Bestätigung und Einweihung des Bremischen Erzbischofs, der erste Bischof daselbst. Er lebte bis zum Jahr 1067; die Päpste sezten ihn nachmals unter die Heiligen. Sein Gehülfe Eskil wurde Bischof zu Nordanskog, worunter man damals Südermanland, und alles was über Kolmorden weg lag, begriff, und hatte seinen Siz zu Fors bey Strengnäs. Eine aufrührerische Gemeine erschlug ihn im Jahr 1026. oder 1045. Ulfrid, ein anderer Gefährte Sigfrids wurde auch von den Heyden umgebracht, weil er in ihrer Gegenwart das Bild

n. C. G. 814 bis 1073

ihres

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ihres Gottes Thor zerschmiß. David endlich, der auch in diese Gesellschaft gehört, predigte in verschiedenen Gegenden von Schweden; blieb zulezt in Westmanland; bauete im Jahr 1030. eine Kirche und ein Kloster; wurde der erste Bischof von Westeråhs, und starb erst nach dem Jahr 1080; man verehrte ihn nachher auch als einen Heiligen. (Adam. Brem. L. II. c. 40. 41. p. 27. c. 44. p. 28. c. 46. p. 29. Idem de situ Daniae, c. 232. p. 61. Oernhjälm l. c. p. 172. sq. 178. sq. Dalin S. 472–477.)

So vergrößerte sich die Schwedische Kirche unter Olofs Regierung, der um das Jahr 1026. gestorben seyn mag. Dalin versichert, (S. 473.) daß dieser König von dem päpstlichen Legaten im Norden, dem Erzbischof Unwan in Bremen, den Ehrentitel, Rex Christianissimus erhalten habe; daß derselbe auch seinem Sohne ertheilt worden sey; und daß also die Könige von Schweden denselben unter ihren übrigen Titeln hätten beybehalten können. Er beruft sich deswegen auf Adam von Bremen; (H. Eccl. L. II. c. 41. p. 27. L. III. c. 15. p. 36. L. IV. c. 15. p. 47.) allein man findet bey diesem Geschichtschreiber weiter nichts, als daß er die beiden Könige wegen ihres Eifers für das Christenthum, mit jenem Ehrennahmen belegt: und daß solches auch andern Königen und Kaisern wiederfahren sey, hat man in dieser Geschichte bereits gesehen. Auch leidet eine andere Behauptung Dalins, (S. 477.) daß diese erste Schwedische Kirche der alten Apostolischen an Reinigkeit und Unschuld sehr ähnlich gewesen sey, so lange sie unter Bedrückungen lag, eine ziemliche Einschränkung. Denn daß sie noch den Kelch im Abendmahl genoß, und ihre Priester sich verheyrathen durften, war damals auch in andern Europäischen Gemeinen nichts Ungewöhnliches. Doch gesteht

gesteht er gleich darauf, daß sich schon manche Betrügereyen und erdichtete Wunderwerke in derselben gezeigt haben. Zu den Folgen des wenigstens am königlichen Hofe und in einem großen Theil von Schweden herrschenden Christenthums, gehört insonderheit, daß die **Wikingsfahrten**, oder die seeräuberischen Züge, auf welche sonst die Krieger der Nation und selbst die königlichen Prinzen in jüngern Jahren so häuffig ausgiengen, nunmehr aufhörten. (Dalin S. 473.) Um gleiche Zeit fiengen auch die lateinischen Buchstaben an, vermuthlich auf Vorstellung der Geistlichkeit, allmählich auf Münzen, in königlichen Verordnungen, und richterlichen oder **Lagmanns-Urtheilen**, üblich zu werden. Es währte aber noch einige hundert Jahre, bis die **Runen**, die älteste und sehr einfache Buchstabenschrift des Nordens, in Schweden größtentheils abgeschafft wurden: denn in einigen Gegenden des Reichs sind sie noch jezt nicht außer Gebrauch. (Dalin l. c. S. 478.) Mit welchem Rechte übrigens **Ornhjälm Sigfriden**, den er auch mit **Sigurden** vermischt, Schuld gebe, daß er dem Könige von Schweden gewaltsame Rathschläge zur Ausbreitung des Christenthums in seinem Reiche ertheilt habe, (l. c. p. 176. 178.) kann ich nicht bestimmen. Eher könnte man sagen, daß die Hitze, mit der sich **Olof Skötkonung** dieser Religion annahm, ihn bey seinen heydnischen Unterthanen verhaßt gemacht, auch nicht wenig dazu beygetragen hat, ihm zulezt die Mitregentschaft für seinen Sohn **Amund Jacob** abzuzwingen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dieser scheint mit gleicher Anhänglichkeit an seinen Glauben mehr Glimpf und Mäßigung verbunden zu haben; daher kömmt auch wohl die weite Verbreitung desselben in Schweden zu seiner Zeit, deren **Adam von Bremen** (L. II. c. 54. p. 31.) gedenkt.

Doch

J. n. C. 814 bis 1073.

Doch suchte er auch die Sitten der Nation zu mildern; besonders die so häuffigen Haus- und Mordbrennereyen, die man gegen seine Feinde begieng, und die er selbst untersuchte, durch Strafen zu tilgen. (Dalin S. 499.) Sein Stiefbruder, Emund, mit dem Beynahmen der Alte, der ihm ohngefähr im Jahr 1055. auf dem Throne folgte, war ein eben so guter Christ und König, als er. Gleichwohl hat man ihn hin Slemme oder den Schlimmen genannt, und der oft gedachte Adam sagt geradezu, (L. III. c. 15. p. 36.) er habe sich, obgleich getauft, nicht viel um das Christenthum bekümmert. Man entdeckt aber bald, daß dieses harte Urtheil keinen andern Grund habe, als weil Emund gegen den Papst und den Erzbischof von Bremen, Adams unmittelbaren Obern, sich lange nicht so gefällig bezeigt hat, als seine Vorgänger. Bisher hatten diese Erzbischöfe, als päpstliche Legaten für den Norden, ihre Verordnungen, Abgeordnete und Bischöfe in jene Gegenden, unter beständiger Folgsamkeit der Christen und ihrer Fürsten, geschickt. Emund hingegen, dieser Abhängigkeit überdrüßig, nahm einen eigenen Erzbischof Osmund an, einen gebohrnen Normann, den der Bischof Sigfrid zu Bremen hatte unterrichten lassen; der, wenn man Adam von Bremen glaubt, vergebens zu Rom die bischöfliche Weihung gesucht, sie nach langem Herumstreichen von einem Pohlnischen Erzbischof erhalten hatte, und endlich von dem Könige in dieser Würde erkannt wurde. Als Adelbert, Erzbischof von Bremen, (denn von Hamburg wurde die Benennung nicht mehr geführt,) davon, und sogar die Nachricht hörte, daß Osmund den Schweden eine falsche Lehre vortragen sollte: sandte er einige Geistliche an den König, an deren Spitze sich Adalward, den er zum Schwedischen Bischof ernannt hatte, befand.

fand. Allein sie wurden abgewiesen. Nur Stenkil, des Königs Stiefsohn, bezeigte sich ihnen günstig, und ließ sie zu der geschiedenen Dänischen Guda nach Westgothland bringen, welche sie mit vielen Geschenken an den Erzbischof zurückschickte. Adam weiß auch sogleich göttliche Strafen, die wegen dieser Begegnung dem Könige wiederfahren wären: den Tod seines Sohns, der mit seinem Kriegsheere vergiftet worden sey; Dürre und Unfruchtbarkeit. (l. c. c. 16. 17. p. 36. sq.) J. C. 814 bis 1072.

Sobald aber Stenkil auf den Thron gelangt war, vermuthlich im Jahr 1059. oder 1060. ließ er dem Erzbischof von Bremen schon melden, er könne nunmehr seinen, für Schweden bestimmten Bischof abschicken. Adalward kam also zurück; bekehrte eine Menge Heyden, und Osmund bekam bloß das Bißthum Skara, das nach seinem Tode Adalward erhielt. Dieser wurde bald als ein Wunderthäter gepriesen: er ließ Regen und Sonnenschein kommen, wie solches die Schweden wünschten. Sein Erzbischof weihte noch einen andern Bischof für Schweden, Acilin; der aber, ohngeachtet der Einladung der Gothen, zu Cöln blieb, und ein lustiges Leben führte. Stemphi hingegen, (oder Stephan) den er ebenfals, unter dem Nahmen Simon, als Bischof in dieses Reich sandte, that daselbst desto bessere Dienste. Die Wermeländer, Finweder und Skritefinger, wie sie Adam von Bremen nennt, von welchen die leztern die Thiere an Schnelligkeit im Laufen übertreffen sollten, und in Helsingeland wohnten, wurden damals zum Christenthum gebracht. Man erzählte auch, daß einem Götzenpriester zu Upsala eine sehr schöne Jungfrau erschienen sey, und ihm, auf die Bedingung, an ihren Sohn zu glauben, sein Gesicht wieder versprochen; aber zugleich verkündigt habe, daß der Tem-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

pel, an welchem er diente, gar bald ihr gewiedmet werden würde. Er nahm die Bedingung an; wurde sehend, und bekehrte nun desto mehrere Heyden. Alles dieses bewog den Erzbischof Adelbert, noch einen Bischof aus seinem Bremischen Clerus, den jüngern Adalward, nach Schweden abgehen zu lassen. Der König ernannte denselben im Jahr 1064. zum Bischof von Neu-Sigtuna, welches eine Tagereise von Upsala entlegen war; das alte Sigtuna oder Birka war längst zerstört. Er legte daselbst eine Kirche und ein Kloster an, und seine Bekehrungsanstalten giengen sehr glücklich von Statten. Seine Gefährten erzählten, daß ihm für eine einzige Messe siebzig Mark Silbers, welche nach ihrem damaligen Werthe fünfhundert und sechszig Reichsthaler ausmachten, geopfert worden wären. Kein Wunder, daß er gar bald übermüthig zu werden anfieng, und in einem Anfall von unbesonnenem Eifer sich entschloß, das große Heiligthum des Nordens, den Tempel zu Upsala, zu verbrennen. In der Absicht verband er sich mit dem Bischof Egino in Schoven; beide machten sich gefaßt, alle Martern über ihrer Unternehmung auszustehen, indem sie sich einbildeten, daß auf die Zerstörung jenes Tempels alsbald die Bekehrung aller Heyden in Schweden folgen müsse. Schon murrte das Volk über diesen ihren bekannt gewordenen Vorsatz, als ihnen der König vorstellte, daß, wenn sie denselben ausführten, nicht allein sie sogleich den Tod leiden; sondern auch er, weil er sie in das Reich gebracht hätte, aus demselben vertrieben werden, und alle bekehrte Schweden wieder zum Heydenthum übergehen würden; wie es neulich unter den Slaven in Deutschland gegangen sey. Diese Erinnerungen thaten ihre Würkung; die beiden Bischöfe reisten in Gothland herum, und erwarben viele neue Christen. Stenkil selbst hoch-

achtete

achtete immer eine gleiche Gelindigkeit in Religionssachen; daher nahm die Anzahl der christlichen Kirchen in Schweden bis auf eilfhundert zu. Dabey behauptete er auch sein Ansehen über ihre Lehrer; er sezte die Bischöfe, und führte sie durch Ertheilung des Hirtenstabs, ingleichen eines goldenen Rings, zu ihrem Amte ein. (Adam. Brem. Hist. Eccl. L. III. c. 17. p. 37. L. IV. c. 44. pag. 55. Idem de situ Daniae, c. 231. pag. 61. c. 235. 236. pag. 62. Dalin l. c. Zweyter Theil, S. 12–15.) J. C. 814 bis 1072.

Stenkils Tod, der um das Jahr 1067. erfolgte, scheint für das Christenthum in Schweden nachtheilige Folgen gehabt zu haben: entweder, weil die vorgedachten Bischöfe, ohngeachtet seiner Warnung, sich erkühnten, Götzenbilder zu zerstören, wie Adam von Bremen (de situ Daniae, c. 237. p. 62.) würklich meldet; oder, weil der Haß der Heyden gegen sie nicht mehr durch die Mäßigung des Königs zurückgehalten wurde. Håkan, der nach ihm regierte, und bey gleicher Ergebenheit gegen das Christenthum, doch eben so wenig gewaltsame Maaßregeln für dasselbe billigte, konnte doch eine Verfolgung seiner Bekenner nicht hintertreiben. Adalward der jüngere mußte seinen bischöflichen Sitz zu Sigtuna verlassen, und ihn nach Husaby verlegen, von wannen er nach Skara kam. Damit war sein Erzbischof Adelbert sehr übel zufrieden, weil er es ohne seine Erlaubniß gethan hatte, und rief ihn nach Bremen zurück. Egino, Bischof in Schonen, bezeigte mehr Muth, indem er die Gemeinen, denen es an Bischöfen fehlte, besuchte. Das Christenthum erhielt sich also zwar in Schweden; Kirchen und Klöster waren genug vorhanden; aber es fehlte nach und nach an Lehrern: und ein gewisser schwankender Zustand drohte fast mit einer gänzlichen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ueberlegenheit des Heydenthums. (Adam. Brem. H. Eccl. L. IV. c. 43. p. 54. de situ Daniae, c. 216. p. 57. Dalin l. c. S. 17. fg.) Ohnedem gewöhnten sich die Schweden daran, ihre väterliche und christliche Religion gewissermaaßen zu vereinigen. Sie pflegen, schreibt Adam von Bremen, (de situ Daniae, c. 229. 230. p. 60.) denjenigen Gott zu verehren, der ihnen in einer Schlacht auf ihre Anrufung den Sieg verschafft hat; sind auch schon darinne einig, daß der Gott der Christen weit zuverläßiger im Beistande sey, als alle andere Götter; sie würden auch leicht bekehrt werden können, wenn die schlechten Lehrer nicht mehr für sich, als für Christum, sorgten.

Unterdessen war auch in Norwegen ein bleibender Grund für das Christenthum gelegt worden. Dieses an Schweden gränzende Land, das Adam von Bremen mit seinem alten Nahmen Nordmannia, und seine Einwohner vorzüglich Nordmänner nennt, (de situ Daniae, et reliquar. septentr. regionum, c. 238. sq. p. 63.) die auch nebst den Dänen den Hauptantheil an den Normännischen Seezügen gehabt haben mögen, war bereits um das Jahr 830. als Ansschar den christlichen Glauben in Schweden predigte, mit demselben bekannter geworden. Viele Norweger nahmen ihn auch so weit an, daß sie durch äußerliche Merkmale davon Erlaubniß bekamen, mit den Christen in England und Deutschland handeln zu dürfen. Allein selbst diese glaubten doch, daß man dem Gotte Thor bey allen wichtigen Angelegenheiten und auf den Seereisen opfern; Christum hingegen nur geringerer Sachen wegen anrufen müsse. (Thormodi Torfaei Hist. Rer. Norvegicar. T. II. p. 118. Hafniae, 1711. Gebhardi Gesch. von Dänemark und Norwegen, im 32sten Theil der Allgem. Welthist. S. 85.) Daß die Mel-

Meldung Norwegens in einer Urkunde Ludwigs des Frommen vom Jahr 834. als eines Landes, worinne das Christenthum bereits ausgebreitet sey; ingleichen in einer andern, von dem Papste Gregor dem Vierten aus gleicher Zeit, sehr verdächtig sey, ist bereits an einem andern Orte (oben S. 324.) bemerkt worden. Es währte hundert Jahre länger, ehe nur ein Versuch gemacht werden konnte, diese Religion daselbst einzuführen. Hakon, ein Norwegischer Prinz, den der König von England Athelstan im Jahr 926. halb gezwungen an Sohnes Statt angenommen, und taufen hatte lassen, wurde um das 936. oder 938. Jahr König von Norwegen. Nachdem er seine Hofleute zu Christen gemacht hatte, unternahm er eben dieses bey seiner Nation. Er gab ein Gesez, daß das große heydnische Juelfest etwas später gefeyert, und nur so lange dauern sollte, bis ein gewisses Maaß Bier, welches bey hoher Strafe von jedem Hausvater gebrauet werden mußte, vertrunken wäre; damit dieses Fest in die Weihnachtszeit fallen könnte, und der König mit seinen Hofbedienten an Einem Orte mit dem Volke, aber in einem besondern Gasthause, an Statt des heydnischen Festes, das christliche begehen könnte. Nach und nach folgten viele dem Beyspiele der Hofleute; oder den Bitten des Königs: und es bildeten sich kleine Gemeinen, für welche der König Priester aus England kommen ließ. Nun that er seinen zusammenberufenen Unterthanen zu Möre und Raumsdalen den Antrag, das Christenthum anzunehmen; erhielt aber zur Antwort, daß sie sich nach den Thrandern richten wollten; ob sie gleich den Bau christlicher Kirchen verstatteten. Die Thrander verlangten, daß eine so wichtige Sache auf einem Reichstage vorgetragen werden sollte; dieses geschah auch zu Frosta, wo der König forderte, daß alle seine Unterthanen den Gott der Christen allein anbeten, J. C. 814 bis 1073.

am Sonntage aber von aller Arbeit ruhen und fasten
n. C. 814 bis 873. sollten. Doch dawider erhob sich die ganze Versammlung. Die Aufhebung der jährlichen allgemeinen Opferschmäuse war ihr schon allein unerträglich; überdieß klagten die Herren, daß sie durch den Müßiggang am Sonntage viel an den nöthigen Erwerbungen leiden würden; und die Knechte empfanden zum voraus den Abbruch an Leibeskräften, den ihnen das sonntägliche Fasten verursachen müßte. Besonders stand ein begüterter Landmann auf, und erklärte sich im Nahmen des ganzen Volks, daß sie zwar dem Könige alle getreu seyn, und seinen Befehlen gehorchen wollten, so weit es ohne Beleidigung ihrer Götter geschehen könnte; aber die Vertauschung von diesen mit einem ihnen völlig unbekannten Gotte müsse zum Verderben des Landes, das seinen Wohlstand jenen Göttern zu danken habe, und des Königs selbst, ausschlagen; wollte er sie dazu zwingen: so müßten sie einen andern König suchen, der mit ihnen ihre Götter gegen ihn und jeden andern vertheidigte. Hier bemühte sich Sigurd, ein Anverwandter des Königs, dem er den Thron verschafft hatte, wenigstens dem Scheine nach, ihm zu Hülfe zu kommen; vielleicht aber nur sich in dem ungemeinen Ansehen zu erhalten, das er bereits besaß. Er stellte dem Volke vor, der König verlange bloß deswegen, daß es die christliche Religion annehmen möchte, weil er es dadurch so glückseelig, als sich selbst, zu machen hoffte; aber zwingen werde er niemanden dazu. Auf diese Rede Sigurds, begehrte das Volk, daß der König ferner an den feyerlichen Opfern Antheil nehmen sollte. Er schwieg zwar darauf stille; da ihm aber Sigurd rieth, sich am nächsten Juelfeste in seinem Sitze einzufinden, und abgesondert mit Christen das Weihnachtsfest zu feyern: folgte er ihm darinne. Allein das Volk drang darauf, daß er auch bey dem gewöhnlichen Opfer

gegen-

gegenwärtig seyn müsse: und auf Sigurds Zureden sezte er sich würklich auf seinen königlichen Stuhl im Opferhause; trank auch die Becher zu Ehren der Götter Othin, Thor und Braga aus. Als er ein Kreuz darüber machte, beruhigte Sigurd das Volk damit, es sey Thors Hammerzeichen. Am folgenden Tage verlangte das Volk, der König sollte Pferdefleisch essen; — in jenen Zeiten ein sicheres Kennzeichen des Heydenthums; — er fieng also wenigstens den Dampf aus dem Kessel auf, worinne es kochte. Durch dieses Nachgeben kühner geworden, verbanden sich bald darauf acht vornehme Norweger; zündeten drey Kirchen an; ermordeten die Priester derselben; nöthigten sogar den König, beym Opfer eine Pferdeleber zu essen, und das Bier ohne Kreuzeszeichen zu trinken. Hakons Geduld hatte nunmehr ein Ende; er riß sich aus den Händen seiner Unterthanen loß, und rüstete sich, um sie zu bekriegen. Doch die Feindseeligkeiten waren kaum im Jahr 944. ausgebrochen, als sie sich mit ihm aussöhnten. Er starb im Jahr 950. und war schon entschlossen, seine lezten Tage in einem christlichen Lande zuzubringen; verlangte aber doch, in Norwegen begraben zu werden, weil er nur als ein Heyde gelebt hätte. Ein Dichter seiner Nation, die nun erst fühlte, was sie an ihm verloren habe, besang seine Aufnahme in Walhalla, oder in den Himmel des heydnischen Nordens. (Torfaeus l. c. p. 214–222. 231. Gebhardi l. c. S. 86–89.) Wagners Geschichte von Norwegen, in Guthrie's Allgem. Weltgesch. 16. Band. erst. Abtheil. S. 580. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Seitdem bis zum Ende dieses zehnten Jahrhunderts, kamen für das Christenthum in Norwegen noch keine günstige Zeiten. Hakons nächste Nachfolger ließen zwar seine Geseze für diese Religion beobachten,

n. C. G. 814 bis 1073.

und zerſtörten Götzentempel; machten ſich aber auch dadurch bey den Heyden verhaßt, und nützten auch den Chriſten wenig, indem ſie weder Kirchen bauten, noch für den öffentlichen Glaubensunterricht ſorgten. Bald darauf, im Jahr 962. brachte der Däniſche König, Harald Blauzahn, ganz Norwegen unter ſeine Botmäßigkeit; zum Statthalter aber und Beſitzer eines großen Theils davon mit Lehnspflicht, ernannte er den Grafen Hakon, Sigurds Sohn, deſſen Treuloſigkeit er dieſes Reich zu danken hatte. Dieſer, ein eifriger Heyde, ſtellte gleich die niedergeriſſenen Götzentempel wieder her; und die meiſten Neubekehrten wurden abtrünnig, weil eben damals auch die bisherige Hungersnoth aufhörte, welche der große Haufen dem Zorne der verachteten Götter zugeſchrieben hatte. Zwar glaubte Harald im Jahr 975. ſowohl ſeinen Statthalter, als ganz Norwegen, in der Geſchwindigkeit chriſtlich machen zu können. Hakon war ihm mit der Macht des Reichs zu Hülfe gezogen; dieſen zwang er mit ſeinen Begleitern ſich taufen zu laſſen, und ſchickte zugleich eine Menge chriſtlicher Prieſter nach Norwegen. Allein erbittert über dieſe Gewaltthätigkeit, und des Beyſtandes ſeiner Norweger gewiß, verheerte Hakon die Küſten von Schonen und Seeland; unterdrückte alle Anſtalten zum Beſten des Chriſtenthums in Norwegen, und machte ſich von der Däniſchen Oberherrſchaft ganz unabhängig. (Torfaeus l. c. pag. 237. ſq. 274. Gebhardi l. c. S. 89. fg. Wagner l. c. S. 588. fg.)

In dieſem Zuſtande blieb Norwegen, bis Olav Tryggweſon über daſſelbe herrſchte. Dieſer Sohn eines ermordeten kleinen Norwegiſchen Königs hatte mehrere Jahre hindurch in Rußland, an den Wendiſchen Seeküſten in Deutſchland, auch auf ſeeräuberiſchen

schen Zügen im Norden, sich durch Tapferkeit hervorgethan; aber zugleich furchtbar gemacht. Um das Jahr 977. brachte ihm ein christlicher Priester Thangbrand, den er in einem Sächsischen Hafen fand, zuerst einige Neigung zum Christenthum bey. Ein Schild mit einem goldenen Crucifixe, das er eben demselben abkaufte, und das ihn bey großen Gefahren schüzte, soll ihn darinne bestärkt haben. Er ließ sich darauf in Griechenland in jenem Glauben unterrichten; kehrte mit einem christlichen Bischof Paulus nach Rußland zurück, wo derselbe viele Bekehrungen würkte; er selbst aber trieb seine Freybeutereyen zur See fort, bis er mitten unter denselben sich auf den Sorlingischen oder Scillyschen Inseln von einem Abte, der ihm die Norwegische Krone prophezeyte, taufen ließ. Dem ohngeachtet fuhr er fort, in den Jahren 993. und 994. die Englischen Seeküsten auszuplündern. Aber im folgenden Jahre gieng er, wiewohl verrätherisch gelockt, mit Thangbranden nach Norwegen. Auf den Orkney Inseln zwang er unterwegens einen Grafen und seinen Sohn mit dem Schwerdte in der Hand, sich taufen zu lassen; vertheilte auch auf andern Inseln christliche Glaubensboten. In Norwegen selbst wurde er bald zum Könige ausgerufen, und allgemein davor erkannt; Hakon aber verlor das Leben. Nunmehr wandte Olav jedes Mittel an, alle Norweger zum Christenthum zu bringen. Er sezte es bald auf Landtägen der einzelen Provinzen durch; bald gab er in dieser Absicht angesehenen Männern seine Schwestern zur Ehe, auch wohl ein ansehnliches Gebiet dazu; die Einwohner von Nordwöligen aber nöthigte er mit Gewalt dazu: und manche von ihnen büßten eher ihre Güter, ihre Gliedmaaßen, ja gar das Leben ein, als sie darin willigten. In Rogaland stifteten die Heyden vergebens eine Verschwörung, um ihre

J. C. 814 bis 1073.

Religion zu behaupten. Sie mußten im Jahr 997. ebenfals Chriſten werden; auf der dazu gehörigen Inſel Moſtur ließ der König die erſte chriſtliche Kirche bauen, die er ſeinem Lehrer Thangbrand anwies. Es wurden freylich auch nach alter Art Wunder erzählt, um dieſen Bekehrungen beſſer fortzuhelfen. Man zeigte einen Kopf vor, der ganz glänzend auf einer Inſel gefunden worden ſeyn ſollte; der König begab ſich ſelbſt dahin; und da man dort einen unverweſten Leichnam einer Frauensperſon, welche ſein Biſchof vor eine chriſtliche Irländiſche Prinzeſſinn Sunneſa erklärte, nebſt andern Körpern antraf: ließ Olav alle nach Norwegen in eine Kapelle bringen, wo man ſie als Heiligenreliquien verehrte. Zugleich ernannte er den heiligen Martin von Tours zum Schutzheiligen ſeines Reichs, mit der Verordnung, daß künftig ihm zu Ehren der Becher des Gottes Thor getrunken werden ſollte. Doch ſtürmiſche Unternehmungen waren ihm, wie in ſeinem vorigen Leben, alſo auch immer noch zum Dienſte ſeiner Religion, die liebſten. Er zerſtörte den gröſten und ehrwürdigſten Götzentempel zu Hlada; wollte in Halgoland eben ſolche Verwüſtungen anrichten; wandte ſich aber, als er hörte, daß man daſelbſt und in Thrand zum Widerſtande bereit ſey, auf einige Inſeln, wo es ihm glücklicher gelang. Noch im Jahr 997. bauete er in der leztgedachten Landſchaft die Stadt Nitharos oder Drontheim, unter welchem Nahmen ſie noch blühend iſt. Allein da er im Jahr 998. einen Landtag mit den Thrandern zu Froſta hielt, welche mit ihren Knechten bewaffnet erſchienen waren, ſtellten ſie ihm drohend das Schickſal des Königs Hakon vor, der von einem ähnlichen Verſuche habe abſtehen müſſen. Olav verſprach würklich, ſich bey dem nächſten feyerlichen Opfer einzufinden, und ihnen dabey die Wahl über die einzuführende

n. C. G. 814 bis 1073.

rende Religion zu überlassen. Er kam auch dazu nach Möre; ließ die vornehmsten Thrander zu einem Gastmahle nach Hlada einladen, wo er durch eine Anzahl bewaffneter Christen bedeckt war, und stellte ihnen vor, er bereue die Beleidigungen, welche er bisher den Göttern zugefügt habe; sie könnten aber nicht anders als durch das edelste Blut unter ihnen gebüßt werden. Daher befohl er, die sechs angesehensten unter ihnen zu greiffen. Da er ihnen aber zu verstehen gab, daß sie durch die Taufe ihr Leben retten könnten, bequemten sie sich nebst den übrigen Anwesenden dazu, und stellten Geisel für ihre Treue. Dieser Streich schröckte jedoch die Landesversammlung nicht. Ihr Sprecher Jarnskäg drang in derselben mit aller Heftigkeit auf die Beybehaltung des Götzendienstes; der König sollte insonderheit sein Versprechen erfüllen. Dieser gieng auch in den Tempel Thors, dessen Bildsäule auf einem Wagen stand, den zwey auf Rollen gesezte hölzerne Böcke durch silberne Ketten zogen: und man sah denjenigen als einen Heyden an, der diese Kette berührte. Der König that solches gleichwohl, um Jarnskägen für seinen Glauben zu gewinnen. Als ihn aber dieser deswegen verspottete: stieß der König die Bildsäule mit seinem vergoldeten Spieße zu Boden, und ließ den kühnen Sprecher umbringen. Darauf durfte sich keiner aus der Versammlung wegbegeben, ohne die Taufe angenommen zu haben. Es gab noch eine Anzahl sogenannter Seiden oder Zauberer. Diese berief Olav in einen Götzentempel, indem er sich stellte, von der Wahrheit ihrer Künste überzeugt zu seyn; ließ aber gegen achtzig derselben, weil sie durchaus ihre Religion nicht verändern wollten, verbrennen, und einen, der entwischt war, mit andern seiner Mitgenossen ersäuffen. In Helgoland wurden zween der ansehnlichsten Einwohner gefangen genommen,

J. n. C. 814 bis 1078.

nommen, und zur Taufe gezwungen: der eine ließ sich
J. n. C. durch einen versprochenen großen Landstrich dazu bewe-
814 gen; der andere aber wählte lieber den Tod durch glü-
bis hende Kohlen, die ihm auf den bloßen Leib gebunden
1073. wurden. Olav rückte endlich mit einem Kriegsheere in Helgoland ein, und alles mußte ihm weichen; zumal da ihm sein Bischof durch das Kreuzeszeichen, Lesung des Evangelii und Weihwasser, eine sichere Fahrt über das ungestüme Meer verschafft hatte. Dem lezten Großen, der Christum daselbst lästerte, ließ er eine lebendige Schlange in den Magen schieben. Als er hörte, daß die getauften Thrander eine alte hölzerne Bildsäule ihres Gottes Freyrs immer noch verehrten, eilte er selbst hin, und hieb sie in Stücken; worauf eine Menge Fledermäuse, Schlangen und Kröten aus derselben herauskamen. Das Volk erkannte die Nichtigkeit seines Gottes, und entsagte nun gänzlich dem Heydenthum. So hatte endlich Olav fast allen Norwegern den christlichen Glauben, wenigstens die Religionsgebräuche desselben, aufgedrungen. Er selbst, unternehmend und tapfer, so sehr man es seyn kann, konnte doch das Christenthum durch seine grausamen Zwangsmittel nicht empfehlen. Daß er seine eigene Schwiegermutter heyrathete, war ein anderes Beyspiel, das ein Heydenbekehrer nicht geben sollte. Die Dänen beschuldigen ihn überdieß, daß er auf die Wahrsagungen der Vögel viel gebauet habe, und mit den Auslegern derselben vertraut umgegangen sey; daher sie ihn Krakabeen (oder Krähebein) nannten. Sein wütender Religionseifer war auch eine von den Veranlassungen seines Todes. Sigrid, die ehemals Königinn von Schweden, eben so stolz als schön und reich, wünschte, seine Gemahlinn zu werden, und besuchte ihn deswegen selbst in Norwegen. Er war würklich nicht abgeneigt davon; da sie aber seinen Antrag,

trag, eine Christinn zu werden, verwarf: nannte er sie eine heydnische Hündinn; schmiß ihr seine Handschuhe ins Gesicht, und ließ sie, beym Einsteigen in ihr Schiff, ins Wasser untertauchen. Von Rachbegierde entflammt, kehrte sie nach Schweden zurück; vermählte sich nachher mit dem Dänischen Könige Sveno, und ruhte nicht eher, als bis sie ihren Gemahl, und ihren Sohn erster Ehe, Olav Skötkonung, König von Schweden, zum Kriege wider den Norwegischen König vereinigt hatte, in welchem dieser im Jahr 1000. das Leben verlor. Unterdessen war er bey seiner Nation so beliebt, daß einige vor Gram über seinen Tod starben; viele aber ihn als einen Heiligen und Wunderthäter verehrten. Ja, es erhielt sich gegen funfzig Jahre lang das Gerücht unter ihnen, er habe sich gerettet, und sey Abt eines morgenländischen Klosters geworden. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 27. p. 23. Torfaeus l. c. p. 367–413. 425. sq. 435. sq. Gebhardi l. c. S. 95–105. Wagner l. c. S. 597. fg.) J. n. C. G. 814 bis 1073.

Norwegen wurde jezt zwischen Olavs Ueberwindern getheilt, die sich um den Zustand den Christenthums daselbst wenig bekümmerten. Aber seit dem Jahr 1017. bemächtigte sich nach und nach Olav der Dicke, ein nachgebohrner Sohn Harald Gränskes, eines kleinen Norwegischen Königs, dieses Reichs. Er hatte seine frühern Jahre ebenfals, der Nationalsitte gemäß, mit Verwüstungen der Dänischen, Schwedischen und anderer Seeküsten, zugebracht; auch unter diesen Seezügen, wie oben (S. 364.) gezeigt worden ist, auf der Insel Gothland, gleichsam in Sturm das Christenthum gepflanzt. Nachdem er im Jahr 1019. die Huldigung in Norwegen eingenommen, und das verbrannte Drontheim wieder aufgebauet hatte, welches er zum königlichen Sitze machte: reiste er zwey Jahre dar-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, von vielen Kriegern begleitet, in seinem Reiche herum; führte das von seinem Hofbischof Grimskil, (einem gebohrnen Engländer) und andern Geistlichen verfertigte Kristinrett, oder Kirchenrecht, ein; bauete Kirchen, besezte sie mit Lehrern, und strafte diejenigen, welche Heyden bleiben wollten, an Gütern, Leib und Leben. Im Jahr 1025. sezte er diese Reise, die sein und seiner Religion Ansehen befestigen sollte, fort. Er bestrafte die Einwohner der Landschaft Thrand mit vieler Härte, weil sie drey Jahre hindurch, in der Hoffnung den Mißwachs, welcher sie drückte, abzuwenden, den Götzen heimlich geopfert hatten. Gudbrand, der unabhängiger Graf von Dalen war, suchte ihm vergeblich den Eingang in diese Provinz zu verwehren, und mußte zugeben, daß in einer öffentlichen Versammlung die Macht seines Thors und des Gottes der Christen mit einander verglichen würde. Der Hofbischof sprach auch in derselben zween Tage lang von den Vorzügen des wahren Gottes; allein die Dalen erklärten ihren Gott der Verehrung würdiger, weil sie sichtbar sey. Um den König desto mehr davon zu überzeugen, brachten sie sein ungeheures Bild am dritten Tage an den Versammlungsort. Olav zeigte ihnen die aufgehende Sonne, als das Werk seines Gottes: und indem sie ihre Augen dahin wandten, zerschmetterte einer seiner handfesten Krieger mit einem Schlage seiner Keule die Bildsäule. Ratzen, Mäuse, Eidechsen und Schlangen krochen jezt aus derselben heraus; sie hatten sich von der Speise und dem Getränke genährt, welche man täglich in die Bildsäule zu schütten pflegte. Ein solcher Beweis von Thors Ohnmacht würkte endlich auch hier so viel, daß sich alles taufen ließ. Zulezt wurde der Widerstand aller heydnischen Norweger mit den Waffen überwunden. Allein eben dieses Verfahren des Königs, auch seine

Stren-

Strenge in Einziehung von Gütern, und willkührlicher Behandlung der vornehmsten Herren, stiftete viel Mißvergnügen im Reiche. Der König von Dänemark und England, Knut der Große, benüzte dasselbe durch Bestechungen, und machte Ansprüche auf Norwegen, welche im Jahr 1031. einen Krieg verursachten. In demselben sah Olav die Empörung seiner Unterthanen sich immer mehr verbreiten; er mußte endlich aus dem Reiche flüchten. Knut ließ sich daselbst zum Könige ausrufen, und stiftete zu Munksholm beh Drontheim, das erste Benediktinerkloster. Schon war Olav entschlossen, nach Jerusalem zu wallfahrten, um dort als ein Mönch zu leben, als er in einem Traume einen göttlichen Befehl zu vernehmen glaubte, einen neuen Versuch zu seiner Wiederherstellung zu wagen. Er kehrte also nach Norwegen zurück, wo er so viel Zulauf fand, daß er fünfhundert Heyden, die sich der Taufe weigerten, abwies. Den dreytausend Mann, welche er beybehielt, ließ er ein Kreuz auf den Helm und Schild mahlen, und gab ihnen die Worte zum Feldgeschrey: „Herbey, ihr Soldaten Christi, des Kreuzes und des Königs!“ Herr Rath Gebhardi merkt hierbey an, (l. c. S. 118.) daß man diesem Könige beynahe die Erfindung der Kreuzfahrten beylegen könne, weil er schon alle die Lehren von der Macht des Kreuzes gegen die Heyden, und der Seeligkeit der mit dem Kreuze bezeichneten, oder von Heyden getödteten, ausgesonnen oder angenommen habe, welche nachmals zur Beförderung der Kreuzzüge gebraucht worden sind. Doch ist es auch gewiß, daß schon seit Constantins des Großen Zeiten die Würksamkeit des Kreuzes im Kriege geglaubt worden ist. Olav versicherte also seinen Soldaten, daß sie als Märtyrer der Religion gewiß seelig werden würden; schenkte auch schon Geld zu Seelmessen für

J. n. C. G. 814 bis 1073.

seine

seine Feinde. Allein die sehr überlegene Anzahl derselben; ihre Erbitterung gegen ihn, die noch von dem Bischof Sigurd zu Drontheim verstärkt wurde; am meisten aber die tödtliche Wunde, welche der König bald empfieng; verursachten im Jahr 1033. die Niederlage seines Heeres. Ein Jahr darauf reuete die Norweger ihr Betragen gegen ihn vollkommen: sie vertrieben deswegen den erstgedachten Bischof, und sezten Grimkiln an seine Stelle; gruben Olavs Leichnam aus; und da sie an demselben ein Wachsthum der Haare und Nägel wahrnahmen: zweifelten sie nicht daran, daß er ein Heiliger sey; obgleich ihres neuen Dänischen Königs Mutter dieses aus natürlichen Ursachen herleitete. Sie brachten ihn also, prächtig bekleidet, auf den Hauptaltar einer Kirche. Sein Sohn Magnus, der kurz darauf zur Regierung kam, schloß ihn in einen silbernen Kasten; und nachher wurde noch ein größerer verfertigt, der 6500 Loth wog, mit 170 Crystallen und andern Edelgesteinen besezt war; ein anderer von 179 Loth Silber wurde zur Verwahrung der geheiligten Kleidung gebraucht. Der heilige Olav, wie er nunmehr hieß, wurde seitdem nicht allein in ganz Norwegen, (dessen König Magnus der Sechste ihn im folgenden Jahrhunderte zum Schuzheiligen des Reichs, und obersten Lehnsherrn des Königs ernannte,) sondern auch funfzig Jahre später in Schweden, Dänemark, Wendland, England, in den Niederlanden, selbst in Rußland, und bis Constantinopel hin, in Kirchen, die ihm geweihet waren, als ein Heiliger und Wunderthäter angerufen. Norwegen und Schweden wurden ihm sogar zinsbar: von jedem Stücke Vieh zahlte man aus beiden Reichen einen Pfennig Kopfsteuer, wovon drey Viertheile zu seinem Grabe geschickt wurden, bis in Schweden ein erzbischöflicher Befehl im Jahr 1313. und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und in Norwegen die Kirchenverbesserung dieser Bekehrung ein Ende machten. Uebrigens waren es Englische und Deutsche Bischöfe und Priester, deren sich Olav zur Feststellung des Christenthums in seinem Reiche bediente. Er stand allerdings in freundschaftlicher Verbindung mit dem Erzbischof von Bremen; schickte ihm Geschenke, und bat sich Glaubensboten von ihm aus; aber die Norwegische Kirche scheint er demselben nicht unterworfen zu haben; obgleich die folgenden Erzbischöfe es aus diesem guten Vernehmen schlossen. Von den gewaltthätigen Bekehrungen aber dieser Norwegischen Könige muß man gestehen, daß sie großentheils auf ihre Rathgeber, die christlichen Lehrer, besonders auf Thangbranden, zurückfallen; und an sich von der sanften Religion, welche sie fortpflanzen sollten, wenige Spuren zurücklassen konnten. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 40. p. 27. c. 43. p. 28. de situ Daniae, c. 241. p. 64. Torfaeus l. c. Tom. III. p. 1. sq. 22. sq. 59. sq. 124. sq. 135. sq. 176. sq. Gebhardi l. c. S. 106–120. Wagner l. c. S. 621. sq.) J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auch Harald, mit dem Beynahmen Haardraade, oder der Strenge, ein Stiefbruder des heiligen Olav, der seit dem Jahr 1046. gemeinschaftlich mit seines Bruders Sohne, Magnus, nach dessen Tode aber im Jahr 1047. allein über Norwegen regierte, bis er im Jahr 1066. in einem Kriege in England Schlacht und Leben verlor, wollte für seine Kirche nicht von den Erzbischöfen zu Bremen abhängig seyn. Er war überhaupt, obgleich ein großer Krieger, doch von einer harten und beleidigenden Gemüthsart. Aber Adam von Bremen, sein Zeitgenosse, der seine Geschichte kurz zusammengefaßt hat, (H. Eccl. L. III. c. 13. p. 36. c. 18. 19. p. 37. sq. L. IV. c. 14. p. 36.) schildert ihn wegen seiner geringen Achtung gegen den Clerus, offenbar zu nachtheilig ab. Er be-

J. n. C. G. 814 bis 1073

schuldigt ihn (p. 37.) der Zauberey; und sezt hinzu, daß dieser von Gott Verlassene die Geschenke- und Schätze, welche die andächtigen Gläubigen bey dem Grabe seines Bruders, wo täglich Wunder geschähen, gehäufft hätten, unter seine Soldaten vertheilt habe. Der Erzbischof Adelbert verwies ihm daher dieses schriftlich; auch daß er zu seiner Verachtung sich unterstünde, die Norwegischen Bischöfe in Frankreich und England weihen zu lassen; da er doch allein, vermöge des päpstlichen Auftrages, dieses Recht habe. Harald gebot seinen Abgeordneten im Zorne, das Reich zu verlassen; er wisse nicht, sagte er, wer darinne, ausser ihm selbst, Erzbischof sey; oder etwas zu befehlen habe. Zwar schrieb ihm auch der Papst Alexander der Zweyte, (ibid c. 19. p. 37. sq.) er sehe wohl, daß Harald noch ein Anfänger im Glauben sey, und in der Kirchenzucht hinke; er müsse ihn also im Nahmen Petri und Pauli ermahnen, daß er ja die Rechte des päpstlichen Vicars, Adelberts, Erzbischofs von Hamburg, nicht übertreten möchte. Man kann aber aus allem schließen, daß Harald auch darauf nicht geachtet habe. Die Normänner selbst waren damals, wie Adam von Bremen an einem andern Orte schreibt, (de situ Daniae, c. 238. p 63.) die mäßigste, genügsamste, und an alle Beschwerlichkeiten gewöhnteste Nation; allein gegen Priester und Kirchen gieng ihre Ehrfurcht so weit, daß derjenige kaum vor einen Christen gehalten wurde, der nicht täglich zur gehörten Messe ein Geschenk brachte. Bey ihnen und den Dänen wurden Taufe, Firmelung, Weihe von Altären und Priestern, theuer bezahlt. „Denn, weil sie noch keine Zehnten kannten, oder geben wollten, fährt der Geschichtschreiber fort, ließ der Geldgeiz der Priester sich desto mehr für das Uebrige geben, was umsonst ertheilt werden sollte. Krankenbesuche und

Be-

Begräbnisse, alles ist daselbst feil. Ihre so guten Sitten werden, so viel ich erfahren habe, bloß durch die Geldbegierde der Priester verdorben.“ J. C. 814 bis 1073.

Aus Norwegen gieng die christliche Religion noch in diesem Zeitalter nach Island und Grönland über. Die erstere Insel, welche ohngefähr hundert und zwanzig Meilen von Drontheim in Norwegen liegt, und nach Adam von Bremen, (de situ Daniae, c. 243. p. 64.) das Thule der Alten ist; wiewohl dieses von Hrn. Prof. Forster, (Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten, im Norden, S. 32. 33. S. 46. Anm. * Frankf. an der Oder, 1784. 8.) auch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, in den Schettländischen Inseln gesucht wird, zu welchen man nicht sehr weit über die nördliche Spitze von Schottland hinaus kömmt, wurde erst im Jahr 861. von dem Normannischen Seeräuber Naddod entdeckt, und mehrere Jahre darnach bevölkert. Von dem vielen Treibeis, welches man dahin kommen sah, nannte man sie Jisland, oder das Eisland. Nach und nach ließen sich viele Norweger, die besonders vor der Tyranney ihres Königs, Harald Schönhaar, flüchteten, daselbst nieder; in sechszig Jahren war die ganze Insel angebauet; aber der Versuch Haralds, sich dieselbe zu unterwerfen, mißlang. Vielmehr gaben sich die Einwohner im Jahr 928. eine republicanische Verfassung: alle Hausväter sollten sich jährlich zur allgemeinen Berathschlagung auf einem Hügel versammeln, und unter dem Nahmen Lagman, oder Aufseher der Gesezе, eine obrigkeitliche Person, zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten auf Lebenszeit, wählen. Bey dieser Verfassung erhielt sich auch die Insel bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Schon in den ersten Zeiten, da sich diese Norwegische Pflanzstadt gründete, hatten einige ihrer Mitglieder, die als Kaufleute oder Freybeuter in christli-

chen Ländern gewesen waren, eine geringe Kenntniß dieser Religion hingebracht; Christum unter ihre Götter, christliche Heilige unter ihre Schutzgeister gesezt. Ja einige glauben sogar, nach dem Zeugnisse der alten Isländischen Jahrbücher, daß die Insel vor der Ankunft der Normannen, durch christliche Irländer bewohnt gewesen sey, von denen die Priester oder Papas damals das Land verlassen hätten; die Nachkommen der Laien aber Heyden geworden wären. Aber im Jahr 981. führte der Isländer Thorwald Kodskanson einen Sächsischen Bischof Friedrich und andere christliche Lehrer dahin. Sie bekehrten auch im nördlichen Viertheil der Insel alle seine Anverwandten, und viele andere; doch konnten die wenigsten derselben bewogen werden, sich taufen zu lassen. Ohngeachtet der Widersezung der heydnischen Priester, bauete Thorwald im Jahr 984. die erste christliche Kirche auf seinem Gute Ase; ja, da man ihn mit Schimpfgedichten und Nachstellungen verfolgte, brachte er sogar die Urheber derselben um. Friedrich betrübte sich darüber so sehr, daß er in sein Vaterland zurückgieng. Im Jahr 996. schickte Olav Tryggweson, der damals über Norwegen regierte, begierig, überall seinen Glauben auszubreiten, wohin seine Unterthanen Handlung trieben, einen mit ihm in sein Reich gekommenen Isländer, Stefner, zur Bekehrung seiner Landsleute hin. Als aber dieser auf dem allgemeinen Landtage seinen Antrag dazu that: wurde vielmehr ein Gesez gemacht, daß jeder Verächter der Götter von seinen Anverwandten verklagt, und sodann aus der Insel verbannt werden sollte. Stefner, der sich daran nicht kehrte; sondern herumzog, und die Götzenbilder vernichtete, wurde zuerst nach diesem Gesezze bestraft. Der König hatte ihm Thangbranden zum Gehülfen gegeben; oder eigentlich diesen, wegen seines ausschweifenden

Be-

Betragens auf der Insel Mostur, wo er Propst war, nach Island gesandt. Hier machte er es aber noch schlimmer. Er legte zwar durch die prächtige Feyer des Michaelsfestes eine Gemeine an; allein gewohnt, sich zu balgen, schlug er verschiedene von denen todt, welche entweder ihn und seinen Glauben durch Gedichte lächerlich machten; oder ihn aus dem Wege zu räumen suchten. Da endlich die Isländer beschlossen, daß auch er getödtet werden sollte: gieng er zu seinem Könige zurück, und stellte demselben seine Leiden, auch die allgemeine Abneigung der Isländer gegen das Christenthum so gehäßig vor, daß Olav befohl, alle in Norwegischen Häfen befindlichen Isländer zu verstümmeln. Doch zween Neubekehrte besänftigten ihn durch die Vorstellung, daß Thangbrands Ungestüm an allem diesem Schuld wäre; erinnerten ihn an sein Versprechen, seinen ärgsten Feinden, wenn sie Christen würden, zu vergeben, und erboten sich, das Christenthum in ihrer Insel einzuführen. Als sie im Jahr 1000. daselbst angelangt waren, rissen sie einen Tempel nieder; baueten auf dem Platze desselben eine Kirche, und kamen mit einem beträchtlichen Heere in die Landesversammlung, wo sie zwey Kreuze aufrichteten. Ein plötzlich entstandener Erdbrand machte, daß die Versammlung bestürzt aus einander lief; zugleich war der Anschein zu einem bürgerlichen Kriege da. Endlich bestachen die Christen den Lagman Thorgeier mit sechszig Unzen Silbers, daß er, aus dem Grunde der den Isländern so nöthigen Einigkeit, neue Gesetze vorschlug, durch welche zwar das Christenthum eingeführt; aber doch das Heydenthum nicht ganz unterdrückt werden sollte: und man genehmigte dieselben. Diesen Gesetzen zu Folge, sollte sich jeder Isländer sogleich im christlichen Glauben unterrichten und taufen lassen; alle Götzentempel sollten zerstört werden, und die Opfer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

aufhören; hingegen ſollte es auch den Isländern verſtattet ſeyn, ihre Kinder bald nach der Geburt wegzuſezen, und Pferdefleiſch zu eſſen; und wer den Götzen insgeheim opferte, ſollte dafür nicht beſtraft werden, wenn er nur keinen Zeugen dabey gehabt hätte. Das nannte man die chriſtliche Religion annehmen; Zeit und Gewohnheit mußten das Uebrige thun: und ſie thaten es auch. Beſonders mag das ungemeine Anſehen der chriſtlichen Geiſtlichkeit jene Reſte des Heydenthums bald aufgehoben haben. Adam von Bremen ſagt wenigſtens gegen das Ende dieſes Jahrhunderts, (de ſitu Daniae, l. c. c. 243. p. 65.) daß die Einwohner dieſer großen, aber an Früchten und Holz ſehr armen Inſel, denen Berge an Statt der Städte, und Quellen für Erquickungen dienten, nicht allein alle Chriſten wären; ſondern auch in liebevoller Gemeinſchaft der Güter und Gaſtfreyheit, zugleich mit ihrem Vieh in Höhlen wohnten, und ein heiliges Leben führten; daß ſie ihren Biſchof wie einen König ehrten, und alles, was er aus Gott, aus der Schrift, oder aus den Gewohnheiten anderer Völker vorſchreibe, als ein Geſez beobachteten. Würklich waren ſchon ihre heydniſchen Prieſter zugleich Richter geweſen. Die erſten chriſtlichen Richter behielten ihr Gothord oder Prieſterland; wurden chriſtliche Prieſter; verwandelten die Tempel in Kirchen, welche ſie reichlich begabten; lieſſen die geiſtlichen Geſchäfte durch gedungene Gelehrte verwalten, und machten das Prieſterthum in ihrem Geſchlechte erblich. Andere reiche Männer baueten gleichfals Kirchen; ſezten Jünglinge, die ſie hatten ſtudieren, und vom Biſchof einſeegnen laſſen, an dieſelben, und forderten ſie gleich Leibeigenen zurück, wenn ſie die Kirche verlaſſen hatten. Noch gab es eine dritte Gattung von Prieſtern, die von einer Kirche zur andern reiſten, und da, wo ſie überwinterten, ſich vom

Bi-

Bischof feyerlich ankündigen lassen mußten; übrigens aber von der Kirche, der sie dienten, nur einen sehr geringen Sold erhielten, bis ihnen im Jahr 1096. ein Viertheil vom Zehnten, und im Jahr 1123. Geld für das Begraben der Todten zugestanden ward. Adelbert, Erzbischof von Bremen, gab den Isländern den ersten Bischof, Isleif, im Jahr 1057. der zu Skalholt seinen Sitz bekam; das zweyte Bißthum wurde im Jahr 1105. zu Holum angelegt. Anfänglich hatte der König Olav der Heilige das Isländische Kirchenwesen durch einen Engländer Bernhard einrichten lassen. Daß in den ersten Zeiten so manche Isländer der Taufe auszuweichen suchten, geschah aus Schaam, weil sie sich bey derselben im Angesicht der Gemeine entblößen, und eine Zeit lang ein weisses Kleid anziehen mußten, welches nur Kinder bey ihnen zu tragen pflegten. Aber, was merkwürdiger als alles übrige bey dieser Bekehrung ist, diese so spät entstandene, so rohe, auf einem so armseeligen Boden gepflanzte, und von der übrigen Welt so weit entfernte Gemeine, hatte schon seit der Mitte des eilften Jahrhunderts Gelehrte, Schriftsteller, und die ersten Annalisten im Europäischen Norden. Schon Isleif soll eine Geschichte geschrieben haben; wenigstens fieng er bereits an, ausländische Bücher ins Isländische übersezen zu lassen. Unterdessen hat man es selbst aus der abgesonderten Lage und den Bedürfnissen der Isländer erklärt, wie diese unerwartete Erscheinung bewürkt worden sey. Ihre Schiffahrer und Kaufleute, welche Norwegen vermeiden mußten, holten Waaren aus abgelegenern Ländern; ihre Bischöfe und andere Geistliche studierten in Deutschland, England, Frankreich und Italien; wie denn Isleif sich deswegen zu Erfurt aufgehalten hatte; bald giengen auch Krieger und Pilgrime in diese und andere Länder: und Isleif wall-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

fahrtete gleichfals nach Rom. So brachten ſie die Kenntniſſe und den Geſchmack verſchiedener Länder nach Hauſe, und vermiſchten ſie mit dem Eigenthümlichen des Nordens. Sie ſchrieben Jahrbücher, welche die älteſten guten Quellen der Nordiſchen Geſchichte ſind; aber auch Sagen, oder hiſtoriſche Romanen, welche in unſern verfeinerten Zeiten dramatiſche Geſchichten heiſſen. (Torfaeus l. c. p. 397. ſq. 417. ſq. 428. ſq. Finni Iohannaei, eigentlich Finnur Joenſen, Epiſcopi dioeceſeos Skalholtinae in Islandia, Hiſtoria Eccleſiaſtica Islandiae, Havniae, 1772-1775. 3 Tomi, 4. ein Werk, deſſen Inhalt ich aus den Götting. Gel. Anzeigen vom Jahr 1777. S. 273. fg. kennen gelernt habe; Gebhardi Geſch. von Norwegen, S. 101. fg. Wagners Norweg. Geſchichte, S. 604. fg. 612. fg. Schlözers Allgemeine Nordiſche Geſchichte, S. 216. fg. Ebendeſſelb. Isländiſche Litteratur und Geſchichte, Erſter Theil, S. 5. fg.)

n. C. G. 814 bis 1075.

Grönland wurde hinwiederum von Island aus entdeckt, bevölkert und zum Chriſtenthum gebracht. Der Isländer Eirik oder Erich Raude, das heißt, der Rothkopf, der ſein Vaterland wegen eines Mordes hatte verlaſſen müſſen, gieng der kurz vorher von Gunbiörn gefundenen Spur nach, und traf im Jahr 982. eine angenehme Inſel an; bald auch ein feſtes Land, welches er von ſeinen fetten Weiden, Waldungen und Fiſchereyen, Greenland, oder das grüne Land, nannte. Durch dieſe Beſchreibung munterte er bey ſeiner Zurückkunft nach Island, im Jahr 986. ſchon eine Menge Einwohner auf, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Auch ſein Sohn Leif führte eine Anzahl Norweger in dieſe Gegenden hin; entdeckte zwey andre Länder, welche er Helleland und Markaland nannte, und endlich eine Küſte, reich an Fiſchen und Früchten, unter einem ſehr milden Himmelsſtriche. Ein

Deut-

Deutscher unter seinen Gefährten, Tyrker, gerieth sogar auf viele wildwachsende Weinstöcke; wovon Leif das Land Winland oder das Weinland, nannte. Zulezt kehrten sie nach Grönland zurück. Aus diesen und andern Umständen, welche Snorro Sturleson, der berühmte Isländische Geschichtschreiber des dreyzehnten Jahrhunderts, aus seinen vaterländischen Sagen gesammelt hat, (Heims-Kringla, Konung Oláf Tryggwasons Saga, C. 103. fg. S. 325. fg. Stockholm, 1697. Fol.) und welche viel wahrscheinlicher und zusammenhängender sind, als die meisten Begebenheiten der darinne enthaltenen Heldengeschichte, leuchtet es deutlich genug hervor, daß alle diese neuentdeckten Länder zu Nord-America gehörten; von dem also die Normannen die ersten Entdecker gewesen sind. Selbst Adam von Bremen gegen das Ende des eilften Jahrhunderts bestätigt dieses, (de situ Daniae, c. 246. p. 65.) indem er aus der Erzählung eines Dänischen Königs der Insel Winland gedenkt, auf welcher sehr guter Wein und Getreide von sellbst wüchsen, und über welche hinaus gar kein bewohntes Land mehr im Ocean sey. Grönland sezte er in gleiche Entfernung mit Island von den Norwegischen Küsten; aber tiefer im Ocean, den Schwedischen Gebürgen gegenüber. (ibid. c. 244.) Leif also kam im Jahr 999. zu dem Norwegischen Könige Olav Tryggweson zurück, und ließ sich von demselben bewegen, nebst der Besazung seines Schiffs, das Christenthum anzunehmen. Auf seiner Rückreise nach Grönland brachte er im Jahr 1000. einen Geistlichen mit. Er wußte nun seinen Vater und nach und nach viele Grönländer zu überreden, daß sie auch zu seinem Glauben traten. Ohngefähr hundert Jahre darauf war die christliche Religion schon durchgehends unter ihnen verbreitet; auf der östlichen Seite allein waren hundert und neunzig Meyer-

814 bis 1075.

höfe nebſt vielen kleinen Häuſern angebauet, und zwölf Kirchen, nebſt zwey Klöſtern vorhanden. Erſt nunmehr, um das Jahr 1120. baten ſich die Grönländer von dem Norwegiſchen Könige Sigurd, — denn ſchon im Jahr 1023. ſollen ſie dieſen Königen zinsbar geworden ſeyn; wiewohl Torfäus ſolches erſt zu gleicher Zeit mit den Isländern geſchehen läßt, — einen Biſchof aus: und der Prieſter Arnold wurde der erſte. Er hatte eine Reihe von Nachfolgern bis zum Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Aber damals hörte alle Verbindung von Grönland mit Norwegen und Dänemark auf. Der ſogenannte ſchwarze Tod, oder die Peſt, welche unzählige Grönländer wegraffte; das ſich häufig daſelbſt aufthürmende Eis, wodurch endlich aus dem nahen Island der Zugang dahin unmöglich gemacht wurde, und andere Urſachen mehr, waren Schuld daran. Grönland ſchien ſeitdem für Europa verloren zu ſeyn; nur bisweilen kamen im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte einige Engländer und Dänen wieder auf dieſes Land. Endlich iſt in den neuſten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts zwar ein neuer glücklicher Anfang zur Wiederentdeckung, Bevölkerung und Benützung von Grönland durch Norweger und Dänen veranſtaltet worden. Aber, wenn es würklich das alte Grönland iſt, das man gefunden, und worauf man noch blühende Colonieen angelegt hat: ſo kann es nur der weſtliche Theil deſſelben ſeyn, der um vieles rauher, unfruchtbarer, und daher auch weniger angebauet befunden wurde, als jenes alte Grönland. Man hat es auch ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die jetzigen Grönländer aus Nordamerica gekommen ſind, indem ſie mit den Eſkimaux in Terra Labrador und an der Hudſons Bay, an Geſtalt, Sprache, Kleidung und Sitten die größte Aehnlichkeit haben; Nachkommen der Skrällinger, welche ſeit dem funfzehnten

n. C. G. 914 bis 1073.

zehnten Jahrhunderte die sehr geschwächte christliche Normännische Colonie vollends zu Grunde richteten. (Torfaeus l. c. p. 426. 434. sq. Eiusd. Grönlandia antiqua, Hafn. 1708. 8. et Historia Winlandiae antiquae, ib. 1705. 8. David Cranzens Historie von Grönland, Erster Band, S. 320–339. Zweyte Auflage, Barby, 1770. 8. Forsters Gesch. der Entdeck. u. Schifff. im Norden, S. 108 fg. Wagners Gesch. von Norwegen, S. 614. fg.) J. n. C. 814 bis 1098.

In den neuentdeckten Nordamericanischen Ländern Helleland, Markaland und Winland, blieben die Norwegischen Colonieen bis zum Jahr 1056. heydnisch. Aber eine Menge von Inseln, welche damals Norwegen unterworfen waren, nahm schon gegen den Anfang des eilften Jahrhunderts das Christenthum an. Die Färöer, diese in der Nordsee, vier und achtzig Meilen von Island gegen Mittag, und etwas weiter von Norwegen gegen Abend gelegenen Inseln, fünf und zwanzig an der Zahl; wovon aber nur siebzehn bewohnt sind, erkannten zwar die Norwegische Oberherrschaft; doch ohne einige Schatzung. Siegmund Brestesen, der in Olav Tryggwesons Nahmen dieselbe regierte, zwang um das Jahr 996. Thranden, einen der mächtigsten Herren daselbst, mit der Streitaxt, sich taufen zu lassen, und sodann mit ihm auf allen diesen Inseln herumzufahren, deren Einwohner sich ebenfals dieser Cärimonie unterwerfen mußten. (Thormodi Torfaei Commentatio historica de rebus gestis Faoreyensium, seu Faröensium, Hafniae, 1695. 8. Wagner l. c. S. 610. fg.) Noch etliche Jahre früher drang Olav auf gleiche Art den Orkneys die christlichen Religionsgebräuche auf. Diesen Nahmen, bey den Römern Orcades, führen acht und zwanzig Inseln im Norden von Schottland, die lange zu Norwegen

wegen gehörten, bis ſie im funfzehnten Jahrh
n. C. an Schottland abgetreten worden ſind. Der
814 ſtieg auf denſelben ans Land, und forderte vo
bis Regenten, Sigurd Lodwersſohn, ihn nic
1073. vor ſeinen Oberherrn zu erkennen; ſondern a
Chriſtenthum überzutreten. Das erſtere b
Sigurd; als er ſich aber des andern weigerte,
Olav deſſen Sohne mit gezogenem Schwer
Tod. Er mußte ſich alſo taufen laſſen; breit
ſeine neue Religion, durch Hülfe der Lehrer,
ihm Olav hinterließ, bey ſeinen Unterthan
(Torfaeus l. c. p. 344. ſq. Eiusd. Orcades,
rum Orcadenſium Libri tres, Hafniae, 16
Wagner l. c. S. 601.)

Bald darauf, nachdem alle dieſe Bekeh
Nordiſcher Nationen gegen die Mitte des
Jahrhunderts ihren Anfang genommen hatten,
das Chriſtenthum auch in einen der größten
rühmteſten Völkerſtämme, in den Slaviſchen
Wendiſchen, gebracht: und am Ende dieſe
alters hatten ſchon die anſehnlichſten und mäd
Nationen, welche aus demſelben entſprungen
jene Religion angenommen. Die Geſchichte de
ven, welche ſo viele merkwürdige, zum Theil a
hiſtoriſchen Gebiete ganz verſchwundene Nationen
ehemals blühende Reiche, aber auch die Geſchic
größten aller Reiche in ſich faßt, das ſich jemal
det hat; dem noch ein ſo großer Theil von Euro
Aſien unterworfen iſt, und das noch immer in
Wachsthum fortſchreitet, iſt in den neueſten
von einigen deutſchen Gelehrten, beſonders in
hung ihrer ältern Begebenheiten, mit mehr
lichkeit und tiefer gehenden Nachforſchungen, a
her, bearbeitet worden. Man hat die Menge

des weit verbreiteten Slavischen Stammes; die Verwandtschaft, die Sitze, die Staaten und Mundarten so vieler Völker dieses Ursprungs weit deutlicher aus einander gesezt. Und ob es gleich auch hier, wegen des Mangels an Quellen, oder wegen der Verwirrung, welche in mittlern Zeiten in denselben herrscht, an Lücken und Ungewißheit nicht fehlt; mithin mancherley Vermuthungen und verschiedene Meinungen noch jezt Platz genug finden; so ist doch das Ganze dieser Geschichte, auch zum Vortheile der Kenntnisse vom Lauf des Christenthums unter diesen Nationen, dadurch sehr wohl aufgeklärt worden. Den ersten Entwurf zu einer vollständigen Geschichte der Slaven, die zum erstenmal zwischen den Jahren 332. und 376. beym Jornandes (de rebus Geticis, c. 23. pag. 642. ed. Grot.) unter dem Nahmen der Wenden (Veneti) vorkommen, hat der Stifter einer bessern historischen Methode überhaupt in unsern Tagen, Hr. Hofrath Gatterer, (Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, Zweyter Band, S. 954. fg.) dargelegt. Einen andern Abriß dieser Art, der mit jenem gar sehr verdient verglichen zu werden, findet man in Hrn. Hofr. Schlözers Allgemeinen Nordischen Geschichte. (S. 221–241.) Aber ein treffliches Hauptwerk über diese gesammte Geschichte, auch nach einem eigenen Plane, hat Hr. Rath Gebhardi zu schreiben angefangen: Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, Erster Band, oder Ein und Funfzigster der Allgemeinen Welthistorie, Halle, 1790. 4. Zweyter Band, oder Zwey und Funfzigster der A. W. Hist. 1793. 4.

J. n. C. 814 bis 1073.

Zum Behuf der gegenwärtigen Geschichte ist es hinlänglich, auf dasjenige zurück zu sehen, was von den bekanntesten Slavischen Nationen, ihren Reichen oder Wohnplätzen um den Anfang dieses Zeitraums, theils schon am Ende des vorhergehenden,

(Th.

(Th. XIX. S. 32. 33.) theils oben (S. 102. fg.) bemerkt worden iſt. Daß auch bereits in den ſpätern Zeiten des achten Jahrhunderts mehrere tauſend Wenden, offenbar von Karln dem Großen genöthigt, ſich haben taufen laſſen, iſt gleichfals in der frühern Geſchichte (Th. XIX. S. 259. 286.) angezeigt worden. Hier kann der große Fortgang dieſer Bekehrungen im neunten und in den beiden folgenden Jahrhunderten nicht füglicher beſchrieben werden, als wenn neben der Zeitfolge, in der ſie zu Stande gekommen ſind, auch auf die Gegenden, welche ſie bewohnten, und durch welche ſie in eine gewiſſe Verbindung gebracht wurden, Rückſicht genommen wird. Andreas Wengerſcius, der in einem an ſich brauchbaren Werke (Libri quatuor Slavoniae Reformatae, continentes Hiſtoriam Eccleſiaſticam Eccleſiarum Slavonicarum, Amſtelod. 1579. 4. vorher unter dem angenommenen Nahmen, Adriani Regenvolscii Syſtema hiſtorico-chronologicum Eccleſiarum Slavonicarum per provincias varias, Trai. ad Rhenum, 1652. 4. gedruckt,) zwar die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Slaviſchen Nationen, von den Zeiten der Apoſtel an, zu erzählen verſpricht; aber es in der That nur von den Huſſitiſchen Zeiten an mit einiger Ausführlichkeit leiſtet, findet freylich (p. 4. ſq.) Spuren genug, daß ſchon der Apoſtel Paulus und ſein Schüler Titus, der Apoſtel Andreas, und ſeitdem immer mehrere in den erſten Jahrhunderten, den Saamen ihres Glaubens unter den Slaven mit fruchtbarem Erfolge ausgeſtreuet hätten. Doch geräth er endlich (p. 6. ſq.) auf den eigentlichen hiſtoriſchen Weg, und zeigt kurz, wie einige der berühmteſten von jenen Nationen, und darunter zuerſt die Bulgaren, zum Chriſtenthum geleitet worden ſind; nur ſchöpft er größtentheils mehr aus neuern Werken, als aus den Quellen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Genau

Genau zu reden, sind zwar die Bulgaren nicht ursprünglich ein Slavisches Volk; sondern vom Ungrischen oder Türkischen Völkerstamme: denn ausser andern Merkmalen, hält sie der älteste Russische Chronist Nestor vor Ein Volk mit den Wolochen oder Walachen, (welche noch jezt von den Deutschen in Siebenbürgen Bulgarn genannt werden,) und leitet sie von den Kozaren oder Chazaren her, welche bey den Byzantinern auch Türken heissen; ihr erstes bekanntes Vaterland ist auf der Asiatischen Seite des Mäotis, von der Annäherung des Dons und der Wolga an, bis an den Fluß Kuban herab, zu suchen. Alles dieses hat Hr. Gatterer (S. 914. 923. sq.) deutlich genug entwickelt. Aber indem sie gegen das Jahr 680. im alten Mösien ihren Staat errichteten, und die dortigen Slaven verdrängten: fingen sie an, sich mit denselben zu vermischen; nahmen nach und nach ihre Sprache an: und die heutigen Bewohner der Bulgarey sind daher würkliche Slaven. Die Bulgaren waren dem Griechischen Kayserthum, als Gränznachbarn desselben, sehr furchtbar geworden; sie hatten noch im Jahr 811. den Kaiser Nicephorus mit seinem Kriegsheere erschlagen, und waren durch ein seitdem verlornes Treffen eben nicht sehr geschwächt worden. Desto mehr lag dem Hof zu Constantinopel und seinen Unterthanen daran, sie in Christen zu verwandeln. Würklich gelang es den christlichen Gefangenen unter ihnen, etwan um das Jahr 820. besonders dem Bischof Manuel, nicht wenige Bulgaren zu bekehren: und ihre Neigung zum Christenthum pflanzte sich immer mehr fort. Krytagon, ihr König, wie Cedrenus erzählt, (Histor. Compend. pag. 558. ed. Paris.) der darüber aufgebracht war, suchte den Bischof und seine vornehmsten Gefährten durch Zureden zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen. Da er sie aber standhaft

J. n. C. G. 814 bis 1073.

haft fand, ließ er ſie unter vielen Martern hinrichten; ſchickte jedoch die übrigen Gefangenen alle in das Griechiſche Reich zurück.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ehe noch dieſe Bekehrung der **Bulgaren** vollendet wurde, zeigte ſich unerwartet ein Weg, das Evangelium unter der mit ihnen verwandten Nation der **Chazaren**, welche damals den **Tauriſchen Cherſonneſus**, (oder die jezige Halbinſel **Krim**) beſezt hatten, einzuführen. Wenn man zwo Lebensbeſchreibungen der beiden berühmten Apoſtel Slaviſcher Nationen, inſonderheit der Böhmen und Mähren, der heiligen **Cyrillus** und **Methodius**, glauben darf: (in Actis Sanctor. Antverpienſ. Menſ. Mart. T. II. p. 19. 22.) ſo ſchickte jene Nation Geſandte an den Kaiſer **Michael**, der vom Jahr 842. an regierte; oder vielmehr lange Zeit unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter **Theodora** ſtand, mit der Bitte, ihr einen gelehrten Mann zu überlaſſen, der ſie im wahren, katholiſchen Glauben unterrichten könnte; indem bald die Juden, bald die Saracenen, ſie zu ihrer Religion zu bekehren ſuchten, und ſie nicht recht wüßten, wohin ſie ſich wenden ſollten; wohl aber viel Vertrauen auf die alte Freundſchaft des kaiſerlichen Hofs hätten. Der Kaiſer ſandte ihnen darauf, nachdem er mit dem Patriarchen darüber berathſchlagt hatte, den Prieſter **Conſtantinus**, den man wegen ſeines Scharfſinns den **Philoſophen** zu nennen pflegte, zu. **Johann Georg Stredowsky**, der die Geſchichte jener beiden Heydenbekehrer ſehr ausführlich; aber mit mehr Fleiß als Critik, und in einer ſchlechten Schreibart, erörtert hat. (Sacra Moraviae Hiſtoria, ſive vita SS. Cyrilli et Methodii, Solisbaci, 1710. 4.) ſezt nicht allein dieſe Begebenheit ins Jahr 843; ſondern läßt auch den **Cyrillus** (den dieſen Nahmen führte **Conſtantinus** in ſeinen

ſpätern

spätern Jahren, und unter demselben ist er berühmt worden,) seinen Bruder Methodius zu den Chazaren mitnehmen. Ihm ist darinne Johann Peter Kohl in einem sonst nüzlichen Buche (Introduct. in histo- J. n. C. 814 bis 1073. riam et rem litterariam Slavorum, pag. 135. Alton. 1729. 8.) gefolgt. Daß aber beide Umstände unrichtig sind, und besonders jene Reise erst nach dem Jahr 848. anzusezen sey, hat zum Theil der Jesuit Hensschen; (in Commentar. praevio in vitam SS. Cyrilli et Methodii, §. IV. n. 30. p. 17. in Actis SS. l. c.) noch mehr aber Joseph Simonius Assemani in einem Werke, worinne unter andern auch die kirchliche Geschichte der Slaven sehr vollständig und genau, mit viel Gelehrsamkeit und Forschungsgeist, nur hin und wieder zu weitschweifig, untersucht worden ist, (Kalendaria Ecclesiae universae, Tomus III. Kalendaria Ecclesiae Slavicae, sive Graeco-Moschae, L. III. P. I. de SS. Cyrillo et Methodio, Slavorum Apostolis, deque Chazaris, Bulgaris et Moravis ad Christi fidem conversis, p. 3. sq. Romae, 1755. 4.) gezeigt. Eben dieser Gelehrte leugnet es auch mit Recht, (p. 14 sq.) was zuerst Hensschen, und nach ihm sowohl Stresdowsky als einigermaaßen auch Kohl gemuthmaaßt hatten, daß Cyrillus erst im Chersonesus die Slavische bey den Chazaren übliche Sprache erlernt, und die Evangelien, auch sonst einiges aus der Bibel, oder von kirchlichen Schriften und Gebeten, zum Gebrauche seines Unterrichts übersezt; alsdann aber zu jener Nation gegangen wäre. Ihre Sprache war die Türkische; oder eine Mundart derselben. Da auch in ihrer Nähe, im Chersonesus selbst, und ausserdem unter den Iberiern, Laziern, und andern Asiatischen Nationen, das Christenthum längst herrschend geworden war: so wird es wohl begreiflich, warum die Chazaren sich selbst zur Annehmung desselben erboten haben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

seits der Elbe vermischt hätten. Aber er selbst begeht hier einen Fehltritt: er vermengt Winden und Wenden mit einander; jene saßen allerdings im südlichen Oesterreich, oder im heutigen Steyermark, Kärnthen und Krain: noch jezt hat die Windische Mark von ihnen den Nahmen. Eben der gedachten Nachricht zu Folge, wurde ein anderer Mährischer Herzog Privina vom Moymar vertrieben; er wandte sich darauf, um das Jahr 867. an Radboden, der Befehlshaber an der Donaugränze gegen die Slaven war: und dieser brachte ihn zu seinem Könige, Ludwig dem Deutschen, der ihn zu Treisma, einem Salzburgischen Dorfe, taufen ließ. Er bekam nachmals ein Lehn in Niederpannonien am Saustrohm.

Doch so viel auch von der Verbreitung des christlichen Glaubens in Mähren bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts; von Kirchen und Bißthümern daselbst; auch von den Rechten der Salzburgischen Erzbischöfe über dieselben erzählt wird; welches Stredowsky, größtentheils aus neuern Schriftstellern, gesammelt hat; (l. c. L. I. c. 12. p. 71–79.) so kömmt man gleichwohl darinne überein, daß erst seit Radislavs, Königs oder Herzogs der Mähren, Zeit, durch die heiligen Cyrillus und Methodius, das Werk der Bekehrung der Mähren gänzlich vollendet worden sey. Radislav oder Ratislav, der von den Fränkischen Annalisten auch Rastices oder Restitius genannt wird, vielleicht am genauesten Rostislav, wie ihn Nestor nennt, war ein Brudersohn Moymars, und wurde im Jahr 846. mit Bewilligung des deutschen Königs Ludwig, dessen Nachfolger. Allein er empörte sich gegen diesen; der ihn seit dem Jahr 855. lange Zeit vergeblich bekriegte, weil auch die Sorben, Winden, Böhmen, und andere Slaven sich mit ihm ver-

daß einige Umstände hier noch zweifelhaft bleiben; aber daß die Hauptbekehrung der Bulgaren in die gedachte spätere Zeit gehöre, scheint ziemlich ausgemacht zu seyn. Ueber diese von den Griechen dem Christenthum neu erworbene Nation wurden die Patriarchen von Alt und Neu Rom gar bald mit einander uneins, indem beide sie unter ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu ziehen suchten. Davon aber, und von der ersten Folge der Bischöfe unter den Bulgaren, wird weit bequemer in der Geschichte des großen Streits zwischen der Griechischen und Abendländischen Kirche Nachricht gegeben werden. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Von den Bulgaren giengen Cyrillus und Methodius, mit eben so glücklichem Erfolge für das Christenthum, zu den Mähren und Böhmen über. Unter den erstern waren schon oft ältere Versuche in dieser Absicht gemacht worden. Ohne mit Stredowsky (Sacra Moraviae Historia, L. I. c. 9. p. 58.) und seinen Vorgänger Aventinus, aus den bekannten Gothischen Geistlichen, Fretila und Sunia, auf eine seltsam erzwungene Art, den ersten Bischof von Olmütz, Friedrich, und einen Bischof von Nitrawa zu machen; ohne selbst auf das Schreiben des Römischen Bischofs Symmachus vom Jahr 501. an den Erzbischof von Lorch viel zu rechnen, (Append. ad Melch. Goldasti Commentar. de Regni Bohemiae Iurib. ac Privilegg. p. 1. 2. coll. L. V. c. 2. p. 711. T. I. Francof. ad Moen. 1719. fol.) worinne er denselben zu seinem Vicarius in Pannonien und Mähren ernannt haben soll; braucht man bloß in Karls des Großen Zeitalter stehen zu bleiben. Dieser Fürst trug bey Gelegenheit seines mit den Avaren seit dem Jahr 791. geführten Kriegs, nicht nur zur Ausbreitung des Christenthums bey dieser Nation; sondern auch bey den Slaven, welche von

dem Fluße Morawa, an dem ſie ſich niedergelaſſen hatten, Morawlene, oder Morawer, nach und nach Mähren hießen, allem Anſehen nach nicht wenig bey; Arno, Erzbiſchof von Salzburg, erhielt den Auftrag, ſolches noch weiter zu befördern. (Chriſtl. Kirchengeſch. Th. XIX. S. 288. fg.) Karl, der auch die Mähren überwand, nöthigte ihren König Samoslav, ſich taufen zu laſſen; ſeitdem ſollen mehrere Lehrer, unter andern im Jahr 801. der Benediktiner Godwin unter die Mähren gegangen ſeyn. (Stredowsky, l. c. p. 61. ſq.) Im Jahr 826. müßte in Mähren ſchon eine anſehnliche chriſtliche Kirche geweſen ſeyn, wenn man ſich auf ein Schreiben des damaligen Papſtes Eugenius des Zweyten (apud Goldaſt. in Append. l. c. p. 2. ſq et in Labbei Concill. T. VII. p. 1542.) ſicher verlaſſen könnte. Es iſt an die Biſchöfe Rathfred von Faviana, (welches Wien ſeyn ſoll,) Methodius, (Eccleſias Speculi Iulienſis oder Speculunenſis, welches Aventinus, und andere nach ihm, vor Olmütz halten;) Alewin von Nitrawa; und Anno zu Veruara, (worunter man bald Wetrau in Mähren, bald Wellihrad, oder Welehrad, den alten Siz der Mähriſchen Herzoge, verſteht,) ingleichen an die Herzoge Cuttund und Moymar, auch an die übrigen Großen und Heere von Hunnien, welches auch Avaria heißt, und Mähren gerichtet. Allein zwanzig Jahre nach Vernichtung der Avariſchen Herrſchaft in jenen Gegenden, iſt es ſehr unerwartet, noch von einem Hunnien, oder Avarien nach der alten Verfaſſung reden zu hören; ob man gleich den Papſt entſchuldigen könnte, daß er in ſeiner Entfernung die alten Nahmen, die ohnedem nicht ſogleich aufhörten, noch gebraucht hat. Genug; er meldet ihnen, daß Rolf, Erzbiſchof zu Lorch, der ſie durch ſeine Predigt zu Söhnen Gottes gezeugt, und zu Rom dieſe

neue

neue Kirche dem päpstlichen Seegen empfohlen habe, von ihm zu ihrem obersten Vorsteher, und, auf ihr Bitten, zu seinem Verweser, nicht nur in den gedachten Ländern, sondern auch in Pannonien und Mösien bestellt worden sey; er will also, daß ihm die Bischöfe Ehrerbietung und Folgsamkeit leisten; die Laien aber seinen Lehren, wie Gotte selbst, demüthig gehorchen sollen; auch möchten sie dafür sorgen, daß noch mehr Bischöfe unter ihnen angesezt werden könnten, weil noch so viele Heyden daselbst zu bekehren wären. Allerdings gewinnt dieses Schreiben dadurch einige Glaubwürdigkeit, daß auch die Fränkischen Annalisten (zum Beyspiel, Annall. Bertin. ad a 811. pag. 171. T. II, Duchesn.) eines Avarischen Fürsten Canzaucus, und des Tudun, auch anderer Herzoge der Slaven an der Donau, gedenken. Zum Theil wird es auch durch eine alte umständliche Nachricht (de rebus Caroli M. cum Hunnis et Slavis seu Boiariis fragmentum, ex Historia de conversione Boiorum et Carentanorum ad fidem Christianam, quae circa a. 858. scripta est, T. II. Duchesn p. 220. sq.) bestätigt, indem darinne die neue Verfassung des ehedem von den Avaren besessenen Landes beschrieben, und Moymar Herzog der Mähren genannt wird. Nur freylich erhellt aus eben dieser Nachricht, daß die kirchliche Oberaufsicht in jenen Gegenden seit der Fränkischen Eroberung stets dem Erzbischof von Salzburg, (damals noch Juvavium,) nicht dem von Lorch, zugehört habe. Assemani, der diese Nachricht sorgfältig erläutert hat, (l. c. p. 61. sq.) tadelt (p. 67. sq.) den Verfasser derselben, den er ins Jahr 871. sezt, und zugleich den P. Hansiz, (German. Sacr. T. II. p. 88.) daß sie die Kärnther Slaven, (Carantani) welche schon im siebenten Jahrhunderte das Christenthum großentheils annahmen, mit den Windischen Slaven jen-

J. n. C. G. 814 bis 1074.

Sprachkenntniß zur Beförderung des neugepflanzten Christenthums auf eine damals in den Abendländern ungewöhnliche Art angewandt hat. Der älteste Annalist der Böhmen, der Mönch Christian, gewöhnlich Christannus genannt, der um das Jahr 993. das Leben des heil. Wenzeslav, Herzogs von Böhmen, seines Oheims, und der heil. Ludmilla, seiner Urgroßmutter, beschrieb, meldet, (Vita S. Ludmillae, pag. 42. in Bohusl. Balbini Epitome historica rerum Bohemicarum, Pragae, 1677. fol.) daß ein gewisser Grieche Quirillus, nachdem er die Mähren zum Christenthum bekehrt, und für sie eine neue Buchstabenschrift erfunden hatte, die ganze Bibel, auch sonst vieles aus dem Griechischen und Lateinischen für sie ins Slavische übersezt, ausserdem die Messen und übrigen festgesezten Gesänge in den Kirchen in eben dieser Sprache habe singen lassen; welches noch bis auf seine Zeit von vielen Slavischen Gemeinen, besonders von den Bulgaren, beobachtet werde. Nicht wenig neuere Schriftsteller, besonders Slavischer Herkunft, haben es nicht glauben können, daß diese Nation vor dem Cyrillus noch keine eigene Schriftzüge gehabt haben sollte. Auch giebt es eine alte Sage, die bereits in ältern Zeiten großen Beyfall gefunden hat, daß der berühmte Kirchenlehrer Hieronymus für die Dalmatier und andere Slaven eine Buchstabenschrift erfunden, und nach derselben die Bibel in ihre Sprache übersezt habe: eine Sage, die vermuthlich daher entstanden ist, weil man vorausgesezt hat, daß Dalmatien sein Vaterland, und damals schon von Slaven bewohnt gewesen sey; wovon doch jenes ungewiß, und dieses sehr unwahrscheinlich ist. Man behauptete also, daß Cyrillus nur bequemere Schriftzüge, als die Hieronymianischen waren, für die Slaven erfunden habe; und da man würklich ein von dem Cyrillischen

Alpha-

n. C. 814 bis 1073.

verbanden, und sogar Ludwigs Sohn Karlmann sein Bundsgenosse wurde; bis dieser ihn verließ, ihn durch Verrätherey zum Gefangenen bekam, und im Jahr 870. an seinen Vater auslieferte, auf dessen Befehl er geblendet, und in ein Kloster gebracht wurde. So erzählen die Fränkischen Jahrbücher seine Geschichte; (Annal. Fuldens. a. 855. 857. p. 553. a. 863. p. 557. a. 866. p. 560. a. 869. p. 562. a. 870. pag. 563. T. II. Duchesn.) eine von den öfters genannten Lebensbeschreibungen des Cyrillus und Methodius, (l. c. p. 23.) dreht zwar alles mehr zu seiner Ehre, und läßt ihn eines natürlichen Todes sterben; auch ein anderer Ungenannter mischt, wie dieser, den Teufel ins Spiel, um Radislavs Eifer für das Christenthum und Unschuld preisen zu können; beide aber sind, wie schon Assemani gezeigt hat, (l. c. p. 108.) hierinne sehr verdächtig. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Hingegen scheinen jene Lebensbeschreibungen in Radislavs Bekehrungsgeschichte etwas mehr Glauben zu verdienen. Sie melden in dem Auszuge, den Stredowsky (l. c. p. 208. sq.) aus ihren Nachrichten abgefaßt, aber auch mit seinen eigenen Vorstellungen und neuern Zusäzen verbrämt hat, daß Radislav, um sich gegen Ludwigen zu verstärken, seinen Brudersohn Swatopluk an den Bulgarischen König Michael geschickt habe, mit welchem er nicht allein ein Bündniß geschlossen, sondern auch bey demselben die beiden berühmten Apostel der Bulgaren, und ihre Religion selbst, hochschäzen gelernt habe. Nach seiner Zurückkunft suchte er seinem Oheim gleiche Gesinnungen einzuflößen; dessen Gemahlinn Milaslawa, Tochter eines Königs von Dalmatien, und eine Christinn, auch das Ihrige eifrig dazu beytrug. Endlich wurde Radislav gewonnen; er ließ den Kaiser Michael bitten, daß er die ins Griechische Reich zu-

Sprachkenntniß zur Beförderung des neugepflanzten Chriſtenthums auf eine damals in den Abendländern ungewöhnliche Art angewandt hat. Der älteſte Annaliſt der Böhmen, der Mönch Chriſtian, gewöhnlich Chriſtannus genannt, der um das Jahr 993. das Leben des heil. Wenzeslav, Herzogs von Böhmen, ſeines Oheims, und der heil. Ludmilla, ſeiner Urgroßmutter, beſchrieb, meldet, (Vita S. Ludmillae, pag. 42. in Bohusl. Balbini Epitome hiſtorica rerum Bohemicarum. Pragae, 1677. fol.) daß ein gewiſſer Grieche Quirillus, nachdem er die Mähren zum Chriſtenthum bekehrt, und für ſie eine neue Buchſtabenſchrift erfunden hatte, die ganze Bibel, auch ſonſt vieles aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen für ſie ins Slaviſche überſezt, auſſerdem die Meſſen und übrigen feſtgeſezten Geſänge in den Kirchen in eben dieſer Sprache habe ſingen laſſen; welches noch bis auf ſeine Zeit von vielen Slaviſchen Gemeinen, beſonders von den Bulgaren, beobachtet werde. Nicht wenig neuere Schriftſteller, beſonders Slaviſcher Herkunft, haben es nicht glauben können, daß dieſe Nation vor dem Cyrillus noch keine eigene Schriftzüge gehabt haben ſollte. Auch giebt es eine alte Sage, die bereits in ältern Zeiten großen Beyfall gefunden hat, daß der berühmte Kirchenlehrer Hieronymus für die Dalmatier und andere Slaven eine Buchſtabenſchrift erfunden, und nach derſelben die Bibel in ihre Sprache überſezt habe: eine Sage, die vermuthlich daher entſtanden iſt, weil man vorausgeſezt hat, daß Dalmatien ſein Vaterland, und damals ſchon von Slaven bewohnt geweſen ſey; wovon doch jenes ungewiß, und dieſes ſehr unwahrſcheinlich iſt. Man behauptete alſo, daß Cyrillus nur bequemere Schriftzüge, als die Hieronymianiſchen waren, für die Slaven erfunden habe; und da man würklich ein von dem Cyrilliſchen

Alpha-

Alphabete verschiedenes, und zum Theil künstlich schwereres für manche Slavische Mundarten hat: so schien es desto mehr ausgemacht zu seyn, daß es sich vom Hieronymus herschreibe. Stredowsky sezt es mit andern als bekannt voraus; (l. c. p 215.) doch hat der Böhmische Jesuit Balbinus selbst, (Notae hist. in Christianum, (l. c. p. 78.) so schwer es ihm auch ankam, diese Meinung merklich genug verworfen. Beide Alphabete, das Cyrillische, und das sogenannte Hieronymianische, welches auch das Glagolitische von seinem vierten Buchstaben Glagola genannt wird, (wiewohl beide die Nahmen ihrer Buchstaben, nur nicht die Anzahl derselben, mit einander gemein haben,) findet man in Valvasors erstgedachtem Werke (S. 273.) in Kupfer gestochen, neben einander gestellt; woraus sie auch Stredowsky in das seinige (p. 216.) übergetragen hat. Die Cyrillischen Schriftzüge sind bis auf die neuern Zeiten in der Bulgarey, in Servien, Bosnien, in der Moldau und Walachey üblich; das Russische Alphabet ist großentheils aus denselben zusammengesezt. Der Glagolitischen aber bediente man sich in Croatien, Dalmatien, Crain und Istrien; mit denselben wurde noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom das Missale gedruckt, aus welchem die Priester in vielen Gegenden Crains die Messe lasen. Doch hatte schon im sechszehnten Jahrhunderte Primus Truber, ein gebohrner Crainer, auch eine Zeit lang Evangelischer Prediger in seinem Vaterlande, einen glücklichen Versuch an dem übersezten Neuen Testamente gemacht, die Crainisch-slavische Mundart mit lateinischen Buchstaben zu schreiben: und diese sind auch in Dalmatien und Croatien an die Stelle jener alten getreten, über deren Ursprung hier keine Untersuchung angestellt werden kann.

J. n. c. 814 bis 1075.

Diese

Dieſe Bekehrung der Mähren wird zwar gewöhnlich noch vor das Jahr 860. geſezt. Da ſie aber eine offenbare Beziehung auf die ähnliche Veränderung bey den Bulgaren hat: ſo hat ſie Pagi (Crit. ad a. 863. n. 15.) verglichen mit dem Aufenthalte der beiden Mähriſchen Apoſtel in dieſem Lande, dem Jahr 863. zugeeignet. Freylich bleiben auch dabey Schwierigkeiten übrig, welche Aſſemani (l. c. p. 120. ſq.) zwar gefühlt; aber nicht befriedigend hat heben können, weil die Bekehrung der Bulgaren erſt um das Jahr 865. erfolgt iſt; und gleichwohl die beiden Lehrer fünftehalb Jahre in Mähren zugebracht haben ſollen, bis ſie im Jahr 867. nach Rom giengen. Nach dieſen Beſtimmungen alſo kann man für den Anfang ihrer Bemühungen in dieſem Lande kein gewiſſes Jahr angeben. Denn daß Stredowsky mit vieler Gewißheit ausgemacht zu haben glaubt, ſie müßten vor dem Jahr 857. dahin gekommen ſeyn, weil ſie ſonſt mit dem ſchismatiſchen Photius eine kirchliche Gemeinſchaft unterhalten hätten; (l. c. p. 218. 219.) verdient nicht erſt geprüft zu werden.

Ein andere gemeine und immer zuverſichtlich fortgepflanzte Meinung, daß Cyrillus und Methodius Biſchöfe der Mähren geworden wären, iſt wenigſtens zur Hälfte zweifelhaft. Aſſemani hat (l. c. p. 110. ſq.) die Stellen älterer und neuerer Schriftſteller, auch liturgiſcher Bücher und Martyrologien, angeführt, nach welchen Cyrillus der erſte Erzbiſchof der Mähren zu Wellehrad, und Methodius Biſchof zu Olmütz geweſen ſeyn ſoll. Er bemerkt aber dabey, (p. 114.) daß zwar in der erſten Lebensbeſchreibung dieſer beiden Heiligen ihre biſchöfliche Weihung zu Rom gemeldet; in der zweyten hingegen verſichert werde, Cyrillus habe dieſe ihm zugedachte Ehre ausgeſchlagen, und ſey vielmehr in den Mönchsſtand getreten; daß ihn auch der Papſt

Jo-

Johann VIII., der vom Jahr 872. an regierte, bloß Constantin den Philosophen, und nur seinen Bruder Methodius Bischof nenne. Wie glaubwürdig andere Nachrichten seyn mögen, welche diese beiden Brüder in Böhmen, im heutigen Ungarn, Pohlen, unter den Russen in Rothreussen, und in andern benachbarten Ländern, theils selbst, theils durch abgeordnete Glaubensboten, das Christenthum sehr glücklich ausbreiten lassen, bedarf keiner weitläuftigen Untersuchung, da sie meistentheils in spätern Schriftstellern vorkommen. Einiges davon wird noch in der Bekehrungsgeschichte jener Länder und Nationen angeführt werden müssen; überhaupt aber scheint man dem Cyrillus und Methodius, wie den Aposteln, die Ehre erwiesen zu haben, daß man sie möglichst weit herum in der Welt christliche Gemeinen stiften ließ. J. C. 814 bis 1073.

Zu den streitigen und dunkeln Umständen ihrer Geschichte gehört auch die Reise, welche sie im Jahr 867. oder im folgenden, nach Rom angetreten haben. In der erstern ihrer Lebensbeschreibungen (in Actis SS. l. c. p. 19. sq. n. 8. sq.) wird erzählt, daß der Papst Nicolaus der Erste, erfreuet über den glücklichen Fortgang ihrer Bemühungen, sie zu sich berufen habe; daß sie auch, nebst einigen ihrer Schüler, welche sie der bischöflichen Würde werth hielten, dahin gekommen, und von dem unterdessen gewählten Papste, Hadrian dem Zweyten, zu Bischöfen bestellt worden wären; Cyrillus sey vierzig Tage darauf zu Rom gestorben. Allein die zweyte dieser Lebensbeschreibungen (l. c. p. 22. sq. n. 5. sq.) gedenkt des Befremdens, das Nicolaus über den von ihnen in Slavischer Sprache eingerichteten Gottesdienst geäußert habe; und die Verantwortung, welche Cyrillus deswegen vor seinem Nachfolger Hadrian und dessen Clerus geführt haben

haben soll. Er antwortete, heißt es darinne, demüthig: „Merkt doch, ihr Brüder und Herren, auf die „Worte des Apostels: Verbietet es nicht, daß man „in verschiedenen Sprachen rede! Dieser Apostolischen „Lehre, die ihr bestreitet, bin ich bey meinen Einrich„tungen gefolgt. Sie versezten darauf: Wenn gleich „der Apostel verstattet hat, in mehrern Sprachen zu „reden; so war es doch deswegen nicht sein Wille, daß „in der von dir eingeführten die heiligen Lieder abge„sungen werden sollten. Der Streit darüber wurde „immer lebhafter, bis Cyrillus die Stelle Davids „vorbrachte: Ein jeder Geist lobe den Herrn! Wenn „jeder Geist, sagte er, durch sein Lob den Herrn erhebt: „warum verbietet ihr mir denn, die heilige Feyerlich„keit der Messe und die canonischen Stunden Slavisch „zu singen? Hätten wir dieser, wie andern Nationen, „durch das Griechische oder Lateinische helfen können: „so würde ich die von euch getadelten Anstalten nicht „getroffen haben. Da ich sie aber ganz unwissend in „den Wegen Gottes fand: so hat mir die Gnade des „heiligen Geistes dieses einzige Hülfsmittel eingegeben, „durch welches ich auch eine unzählbare Menge Gott „erworben habe.“ Der Papst und sein Clerus berathschlagten sich hierauf mit einander, und beschlossen, daß es bey den Einrichtungen des Cyrillus bleiben sollte. Assemani nennt noch (p. 178.) ein altes Olmützer Breviarium, worinne eben diese Erzählung mit etwas veränderten Ausdrücken enthalten sey. Er zweifelt aber nicht, daß ein jüngerer Stoppler in beiden Schriften die ähnliche Begebenheit, welche sich mit dem Methodius erst unter dem Papste Johann dem Achten zutrug, auf die Rechnung des Cyrillus und Hadrianus gesezt habe. Er hätte freylich auch nicht vergessen sollen, daß selbst Christannus, (vita S. Ludmillae, l. c. p. 42.) der hier von Bedeutung ist, alles

chen Fürsten, den Fürsten der Apostel und dessen Stellvertreter zu seinem und seiner ganzen Nation Schutzherrn gewählt habe, dem er als sein ergebenster Sohn stets unterthänig seyn wolle. Dafür verspricht ihm der Papst, ihn als seinen einzigen Sohn zu lieben, und mit allen seinen gläubigen Unterthanen mit der Speise des Lebens zu nähren; auch im Gebete Gott dergestalt zu empfehlen, daß er durch die Fürbitte der Apostel hier und dort glückseelig seyn könne. Seinen Erzbischof Methodius, sezt er hinzu, habe er in Gegenwart anderer Bischöfe befragt, ob er das Glaubensbekenntniß so glaube und singe, wie es von der Römischen Kirche nach der Vorschrift der sechs allgemeinen Synoden angenommen sey? Da sich nun Methodius vollkommen dazu bekannt habe, und auch sonst in allen kirchlichen Lehren und Rechten (utilitatibus) rechtgläubig und gemeinnüzlich befunden worden sey: so schickte er ihm denselben als bestätigten Erzbischof der Mährischen Kirche zurück; ingleichen den ihm von dem Könige zugesandten Priester Wichin, den er zum Bischof von Nitra geweiht habe. Der König möchte ihm noch einen Presbyter oder Diakonus schicken, den er für eine andere Gemeine, wo es nöthig sey, zum Bischof weihen könnte, damit immer mehr Lehrer und andere Cleriker unter dem Gehorsam des Erzbischofs angestellt würden. Die Slavischen, von dem ehemaligen Philosophen Constantinus erfundenen Buchstaben lobt der Papst, und befiehlt, den Ruhm und die Werke Christi in denselben zu preisen. Denn die Worte: Lobt den Herrn alle Völker! bewiesen, daß man ihn nicht bloß in drey Sprachen (der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen,) sondern in allen loben dürfe; eben dieses hätten auch die Apostel gethan, und dazu aufgemuntert. Dem Glauben schade es nichts, wenn in der Slavischen Sprache Messe gelesen: oder

J. n. C. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

fand er bereits Eingang. Was noch mehr iſt, nicht nur Slaviſche Nationen, die von Griechen bekehrt worden waren, hiengen vor den Augen der lateiniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, durch ihre Sprache und das darinne beobachtete Kirchencärimoniel an der Griechiſchen Kirche; ſondern es riſſen ſich ſogar bisweilen Slaviſche Gemeinen, die bereits mit der Römiſchen Kirche vereinigt waren, von derſelben wieder loß. Der Erzbiſchof von Salzburg alſo und der Biſchof von Paſſau nahmen daran beſonders Antheil, weil ihre kirchliche Gerichtsbarkeit dadurch immer mehr eingeſchränkt wurde. Beſonders verklagte der erſtere nebſt ſeinem Clerus den Methodius zu Rom, daß er irrig lehre, und an Statt der lateiniſchen Sprache die Slaviſche beym Gottesdienſte eingeführt habe. Der Papſt Johannes der Achte ließ ihm anfänglich geradezu den gottesdienſtlichen Gebrauch dieſer Sprache verbieten, die er barbariſch nannte; er ſollte ſich im Kirchencärimoniel nur der lateiniſchen oder Griechiſchen bedienen. Bald aber ſchrieb er ihm im Jahr 879., ſich vor ihm ſelbſt zur Verantwortung zu ſtellen; indeſſen erlaubte er ihm, wenigſtens Slaviſch zu predigen, weil doch der Apoſtel ſchreibe, alle Zungen ſollten bekennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſey. (Iohann. VIII. Epiſt. 195. pag. 127. in Labbei Concill. T. IX.) Methodius kam alſo im Jahr 880. nach Rom, und rechtfertigte ſich ſo wohl, daß er in der Hauptſache völlig gewann. Der Papſt meldete dieſes dem Könige, der zugleich einen ſeiner vornehmſten Herren Zamyslo abgeſchickt hatte, um ihm ſeine Verehrung zu bezeigen, in einem noch vorhandenen Schreiben. (Ep. 247. p. 175. ſq. l. c.) Er rühmt darinne dieſen Fürſten, (den er Comitem glorioſum nennt, weil er noch nicht vor gut befand, ihn als König zu erkennen,) daß er ſich, mit Verachtung anderer weltli-

chen

Salzburg, und Engelmar, Bischof zu Passau, welche ihre Unzufriedenheit mit ihm nicht verheelen konnten: jener, weil er als ein Deutscher den kirchlichen Gebrauch der Slavischen Sprache mißbilligte; diese, weil ihnen das Erzbißthum des Methodius sehr im Wege stand. Assemani, der dieses schon bemerkt hat, (l. c. p. 159. sq.) bringt zugleich ein sonderbares Beyspiel bey, wie verhaßt einige Zeit darauf, ohngeachtet jener päpstlichen Verstattung, die Einführung der Slavischen Sprache beym Gottesdienste unter den eifrigen Anhängern der Römischen Kirche gewesen sey. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurde auf einer allgemeinen Synode der Bischöfe von Dalmatien und Croatien beschlossen, daß niemand sich künftig unterstehen sollte, bey gottesdienstlichen Handlungen die Slavische Sprache anzuwenden; auch sollte keiner, der sie allein redete, in den Clerus aufgenommen werden. Denn ein gewisser Ketzer Methodius, sagten diese Bischöfe, habe die Gothischen Buchstaben erfunden, und vieles im Slavischen wider den katholischen Glauben geschrieben; daher habe ihn auch Gott eines plözlichen Todes sterben lassen. Die Wahrheit ist, daß Methodius noch viele Jahre hindurch gelebt, und allem Ansehen nach sogar den Umsturz des Groß-Mährischen Reichs überlebt hat. Sein König Swatopluk oder Zwentibold, der mit dem deutschen Könige Arnulf, (den einige auch Kaiser nennen, weil er wenigstens die Kaiserkrone zu Rom empfangen hat,) in so gutem Vernehmen stand, daß dieser seinen unehelichen Sohn von ihm aus der Taufe heben ließ, und nach ihm Zwentibold nannte, bekam von Arnulfen im Jahr 890. auch das Herzogthum Böhmen; ob in der Absicht, daß er desto mehr im Stande seyn möchte, die Gränzen des Deutschen Reichs gegen die Ungarn, welche kurz vorher in Pannonien eingebrochen waren,

J. n. C. G. 814 bis 1078.

J. n. C. G. 814 bis 2073.

zu beschützen? oder aus einer andern Ursache? muß man dahin gestellt seyn lassen. Aber Swatopluks neuvermehrte Macht feuerte desto mehr seinen Trieb nach Unabhängigkeit an. Er empörte sich gegen den Deutschen König; wurde aber bald genöthigt, um Frieden zu bitten, und starb im Jahr 894. (Reginon. Chronic. ad a. 890. pag. 90. sq. a. 894. p. 95. ap. Pistor. T. I.) Swatobog, sein Sohn, regierte nach ihm, bis er im Jahr 908. den Thron freywillig verließ, um ein Einsiedler zu werden. Und in eben demselben Jahre wurde das Mährische Reich von Deutschen, Ungarn und Pohlen zertrümmert. Während dieser lezten Jahre Swatopluk, und unter der Regierung seines Sohns, soll Methodius großen Antheil an den Staatsgeschäften genommen; manches Unglück von dem Reiche abgewandt; aber auch sich selbst nicht geringe Gefahr zugezogen haben. Man sezt seinen Tod ins Jahr 910; er soll ihn zu Rom in einem neunzigjährigen Alter weggenommen haben. Es scheint jedoch beynahe, daß man auf die vielen umständlichen Nachrichten, welche Stredowsky von seinem spätern Leben aus einem Hagek, Peßina de Czechorod, und andern, zwar für ein gewisses Zeitalter brauchbaren, aber doch hier zu neuen Geschichtschreibern, zusammen getragen hat, (L. III. c. 11. L. IV. c. 8. p. 355–426.) nicht viel bauen dürfe. Dieser Schriftsteller hat ausserdem auch Wunder der beiden Apostel von Mähren aufgezeichnet, (L. IV. c. 9. p. 426. sq.) und sehr ernsthaft behauptet, (p. 434.) der Untergang des Mährischen Reichs sey der von Gott geahndeten Verachtung, mit welcher man darinne dem heiligen Methodius begegnete, zuzuschreiben.

Von einem ganz andern Werthe sind zwo Urkunden aus den lezten Jahren des Methodius, welche bewei-

beweiſen, wie wenig die Baieriſchen Biſchöfe ihr vorgebliches Recht über die Mähriſche Kirche aufzugeben Willens geweſen ſind. Die eine iſt das wegen ſeines kriechenden Tons gegen den Papſt nur zu bekannte Schreiben des Erzbiſchofs von Mainz, Hatto, an Johann den Neunten, vom Jahr 900. (in Labbei Concill. T. IX. pag. 496. ſq. et in Append. ad Goldaſt. Commentar. de Regni Bohemiae iuribus ac privilegiis, T. I. p. 5. ſq.) Dieſer Erzbiſchof trägt ihm die Klagen vor, welche die Baieriſchen Biſchöfe an ihn gebracht hatten, daß die Mähren (Maravenſes) ganz aufrühreriſch gegen die Fränkiſche Oberherrſchaft geſinnt, ſich rühmten, ſie wären völlig von ihrer Gemeinſchaft getrennt, und genöſſen durch päpſtliche Erlaubniß des Vorzugs, unter einem eigenen Metropolitan zu ſtehen; da ſie doch ſonſt niemals einen gehabt hätten. Er bittet alſo den Papſt, die Mähren, welche bis zum Blutvergießen hartnäckig auf ihren Grundſätzen beſtünden, gehörig zu belehren, welcher kirchlichen Herrſchaft ſie unterworfen ſeyen. Im folgenden Jahr 901. ſchrieb der Erzbiſchof von Salzburg, Theotmar, ſelbſt, nebſt ſeinen Suffraganeen, den Biſchöfen von Freyſingen, Eichſtädt, Seben, Regensburg und Paſſau, auch im Nahmen ſeines Clerus und ganzen Kirchenſprengels in Noricum und Baiern, an den Papſt, (apud Labb. l. c. p. 498. ſq. ap. Goldaſt. l. c. p. 7. ſq.) ſie wären zwar von ſeinen Vorfahren, und von den rechtgläubigen Lehrern angewieſen, ſich in allen zweifelhaften Fällen ihres Amtes an den Römiſchen Stuhl zu wenden. Sie glaubten auch nicht, was ſie täglich wider ihren Willen hörten, daß von dieſem heiligen Apoſtoliſchen Stuhl, welcher die Mutter der prieſterlichen Würde, und der Urſprung der chriſtlichen Religion ſey, etwas Widerrechtliches gefloſſen ſey. Gleichwohl wären ein Erzbiſchof

A. n. C. G. 814 bis 1078.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und zween Biſchöfe, von dem Papſte geſandt, nach Mähren gekommen, welches Land von den Fränkiſchen Königen bezwungen, und von Baieriſchen Biſchöfen zuerſt im Chriſtenthum unterrichtet worden ſey; daher auch die Biſchöfe von Paſſau ſtets daſelbſt ihr kirchliches Anſehen durch Synoden und Verordnungen ausgeübt; ſo wie auch die Fränkiſchen Grafen weltliche Gerichte ohne Hinderniſſe dort gehalten hätten, bis der Teufel die Mähren mit Abneigung gegen das Chriſtenthum und mit Empörungsgeiſt erfüllt habe, ſo daß der Biſchof nicht mehr freye Hand unter ihnen habe. Jene päpſtliche Abgeordnete alſo hätten, wie die Mähren ſich rühmten, ſolches durch eine große Geldſumme bewürkt zu haben, eine Trennung in der Kirche geſtiftet, und in einem Bißthum ein Erzbißthum nebſt drey davon abhängigen Bißthümern errichtet. Sie halten dem Papſte die alten Kirchengeſeze vor, welche dadurch übertreten wären, und erinnern ihn, daß zwar ſein Vorgänger den Biſchof Wichind geweiht habe; aber nicht im Bißthum Paſſau; ſondern für eine neugeſtiftete Gemeine, welche der Herzog Zwentibold ſich eben erſt unterworfen, und chriſtlich gemacht hätte. Dieſe Biſchöfe verlangen daher von dem Papſte, nicht die ſchlimme Parthey, die von Heyden abſtammenden Slaven, welche den Chriſten und chriſtlichen Reichen ſo viel Schaden zugefügt hätten, zu unterſtüzen. Es ſey eine Verleumdung derſelben, daß die Baiern ſich mit mit den heydniſchen Ungarn verbunden, und ihnen Geld gegeben hätten, damit ſie in Italien einfallen möchten; ſie hätten ihnen nur leinene Kleider geſchenkt, um ſich gegen die Wildheit dieſer Nation etwas zu ſichern. Wohl aber hätten die Mähren eine Menge Ungarn unter ſich aufgenommen; nach der Weiſe derſelben die Köpfe ihrer unächten Chriſten ganz abgeſchoren, und zugleich mit denſelben ſo abſcheuliche Verwüſtungen

stungen in Pannonien angerichtet, wo sie unzählige Christen umgebracht oder unglücklich gemacht hätten, daß es daselbst keine einzige Gemeine mehr gebe. Vergebens hätten sie mit diesen Slaven, als die Ungarn in Italien einbrachen, einen Vergleich treffen wollen, damit sie die Güter des heil. Petrus und Italien überhaupt beschützen könnten. Sie bitten daher den Papst um gerechtere Verfügungen. So viel man weiß, ist es, so lange Methodius lebte, bey den bisherigen kirchlichen Einrichtungen in Mähren geblieben. Die Vorwürfe, welche sich beide Nationen in Ansehung der Ungarn machten, waren wohl zugleich wahr, und auch übertrieben: denn daß Arnulf den Ungarn, in seinem Kriege mit den Mähren, den Weg nach Deutschland geöffnet hat, ist bekannt. Aber die Beschwerden der Baierischen Bischöfe über die Verletzung ihres Kirchensprengels, scheinen Lehrer der Religion kaum zu treffen, welche in einem beynahe ganz heydnischen Lande das Christenthum erst gründen, und Gemeinen anlegen mußten, für welche noch kein Kirchensprengel Statt gefunden hatte.

J. n. C. 814 bis 1073.

Methodius hatte sich aber auch um das angränzende Böhmen ähnliche Verdienste erworben. Der älteste Geschichtschreiber dieses Landes (Christannus in vita S. Ludmillae, p. 43. apud Balvin. l. c.) erzählt die erste Veranlassung dazu umständlich; kürzer wird sie in einer von den oftgenannten Lebensbeschreibungen (Vita poster. S. Cyrilli et Methodii in Actis SS. Mens. Martii, T. II. pag. 23. n. 14.) angeführt. Borži woi, sagt jener, (oder Borživog,) einer von den heydnischen Herzogen Böhmens, die seit Przemysl, und der Erbauung Prags, dieses Land regierten, von ungemein schöner Bildung und im besten Flor der Jugend, kam einst zu seinem Oberherrn, dem Herzoge

vorgefallen seyn könne, weil Swatopluk oder Zwentebold erst in diesem Jahre das Herzogthum Böhmen von Arnulfen erhalten habe. Freylich verräth die Begegnung, welche dem Herzoge vom Böhmen an dem Hofe des Mährischen Königs wiederfuhr, eine tiefe Abhängigkeit desselben; allein wenn dieser König schon damals das Herzogthum Böhmen besessen hat: so stimmt damit die folgende Erzählung des Christanus nicht wohl überein.

J. n. C. G. 814 bis 873.

Borziwoi nahm bey seiner Rückreise einen Mährischen Priester Kaich nach Böhmen mit, der zu Hradez (jezt Königinngrätz) seinen Aufenthalt bekam: und daselbst wurde auch die erste Kirche erbauet. Als jedoch der Herzog das Christenthum unter seinen Böhmen einzuführen suchte: erregten sie fast einmüthig einen Aufstand wider ihn, der selbst seinem Leben drohte. Er flüchtete sich also zu Swatopulken, wo er vom Methodius eine noch genauere Religionsunterweisung erhielt. Die Böhmen wählten sich zwar darauf Stroymirn, einen ihrer Großen, der sich seit langer Zeit als ein Flüchtling unter den Deutschen aufhielt, zum Herzoge; da er aber unterdessen ihre Sprache verlernt hatte: so verlor sich die Zuneigung gegen ihn gar bald, und Borziwois geheime Freunde wußten es zum Theil mit Gewalt zu bewürken, daß er zurückberufen wurde. Nunmehr erfüllte er das Gelübde, welches er während seiner Absezung gethan hatte, wenn er wieder zur Regierung käme, der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kirche zu Prag zu bauen. Seine Gemahlinn Ludmilla nahm jezt das Christenthum ebenfals an, und die Böhmen überhaupt verließen nach und nach das Heydenthum. Borziwoi scheint gegen das Jahr 900. oder etwas später gestorben zu seyn. Wenn man mit Stredowsky (l. c. p. 404.

p. 404. sq.) neuern Böhmischen Schriftstellern glauben darf: so hat er im Jahr 905., um sich mit seiner Gemahlinn und dem Priester Kaich in einem Schlosse gänzlich frommen Uebungen ergeben zu können, die Regierung an seinen ältesten Sohn, Spitignew, übergetragen; und dieser, der anfänglich, wie seine Eltern, ein freygebiger Stifter von Kirchen und Gönner des Clerus war, ist gar bald in einen zweydeutigen Ruf gerathen, indem er Heyden zu den ansehnlichsten Aemtern beförderte, und auf die Vorstellungen seiner Eltern dawider, antwortete, die Heyden wären so gut seine Unterthanen, als die Christen, und verdienten also gleiche Unterstüzung; ist aber noch im Jahr 906. wiewohl nicht ohne Reue, gestorben. Doch Christannus (l. c. p. 45. sq.) weiß nichts von diesem allem, und lobt ihn vielmehr wegen seiner unveränderlichen Gottseeligkeit. Nach eben denselben Schriftstellern empfohl Borziwoi seinem zweyten darauf regierenden Sohne Wratislav den Methodius zu seinem vornehmsten Rathgeber; der auch ganz Böhmen durchreiste, um nichts vom Heydenthum übrig zu lassen; viele andere Priester aus Mähren hinzog; aber die Gemahlinn des Herzogs Drahomira nicht bekehren konnte. (l. c. pag. 408. sq.)

J. n. C. 814 bis 1078.

Methodius wird von den Böhmen Methud, und in ihrer Sprache Strachora genannt, weil sie seinen Nahmen, als wenn er von metus herkäme, in das Böhmische Strach, welches Furcht bedeutet, übersezten. Erinnert man sich, daß er und sein Bruder Cyrillus Geistliche der Griechischen Kirche waren, welche sich mehr als eine Nation von dem Kaiser Michael erbeten hatte; daß sie in Mähren und Böhmen Nationen fanden, welche in sehr geringer Verbindung mit dem Deutschen Reiche, und in gar keiner mit der Römi-

Römiſchen Kirche ſtanden; daß endlich Methodius von dem Papſte Johann dem Achten, wegen der über ihn klagenden deutſchen Biſchöfe, zur Verantwortung, nicht bloß in Anſehung der von ihm beym Gottesdienſte eingeführten Slaviſchen Sprache; ſondern auch wegen ſeiner Rechtgläubigkeit, gezogen worden iſt: ſo kann nichts natürlicher als der Gedanke ſeyn, daß beide Brüder die von ihnen geſtiftete Mähriſche und Böhmiſche Kirche nach Grundſätzen und Gebräuchen der Griechiſchen eingerichtet haben. Dennoch haben viele Römiſchkatholiſche Gelehrte, an Statt ſich daran zu begnügen, daß es den Päpſten in nicht langer Zeit gelungen iſt, auch jene neuen Gemeinen unter ihre Herrſchaft zu ziehen, vorgegeben, daß, da die Apoſtel der Mähren und Böhmen in den päpſtlichen Kirchenſprengel gekommen wären, (der ſich doch in dieſen heydniſchſlaviſchen Ländern gar nicht denken läßt,) ſie auch alsbald ſich nach der Verfaſſung deſſelben hätten richten müſſen. Der Piariſt, P. Dobner, der Hagecks Jahrbücher mit weit mehr Gelehrſamkeit, als ſie werth ſind, in einer lateiniſchen Ueberſezung derſelben erläutert und berichtigt hat, ſuchte in einer beſondern Abhandlung (Unterſuchung, ob das Chriſtenthum in Böhmen von dem heil. Methodius und deſſen Mitarbeitern nach den Grundſäzen der Römiſchlateiniſchen oder der Griechiſchen, eingeführt ſey, und ob demſelben von dem Papſte Johann dem Achten das Slaviſche Meßleſen geradehin jemals verboten ſey? in den Abhandlungen der Böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1785. S. 140. fg. Prag. 1785. 4.) zu beweiſen, daß dieſer berühmte Heydenbekehrer gleich von ſeinem Eintritte in Böhmen an, bis auf die Einführung der Slaviſchen Sprache beym Gottesdienſte, ganz päpſtlich geweſen ſey. Treffender hat er in einer andern Schrift (über die Einführung

n. C. 814 bis 1073.

des

des Christenthums in Böhmen, in den Anhandhadl. der eben gedachten Gesellschaft auf das Jahr 1786. S. 394. fg. Prag, 1786. 4.) einen andern Böhmischen Gelehrten, Hr. Dobrowsky, widerlegt, welcher behauptet hatte, Methodius sey niemals nach Böhmen gekommen, und der von ihm eingeführte Slavische Gottesdienst sey daselbst nie öffentlich ausgeübt worden. Noch dreyhundert Jahre nach demselben, wie Hr. Dobner bemerkt, hat das Slavische Kirchencärimoniel, ohngeachtet aller Bemühungen der Lateinischen Bischöfe, in Böhmen und Mähren fortgedauert; und, wenn aus diesem Zeitraume keine mit Slavischen Buchstaben geschriebene Kirchenbücher vorhanden sind: so kömmt solches davon her, weil man seit dem eilften Jahrhunderte diese den lateinischen Geistlichen unverständlichen Bücher verboten und vertilgt hat. Vor kurzem aber hat Herr Christian Samuel Schmidt, Prediger zu Königshayn in der Lausitz in seiner historischen Untersuchung der Frage: Ward das Christenthum in Böhmen vom Method nach den Grundsätzen der Griechischen oder Lateinischen Kirche eingeführt? (Leipzig, 1789. 8.) die Beantwortung derselben nach dem einfachen Gange der Geschichte geleitet; viele bündige Erläuterungen darüber eingestreuet, und es insonderheit bis auf spätere Jahrhunderte hinaus erklärt, wie nach und nach erst die Päpste den Böhmen und Mähren das Lateinische Kirchencärimoniel aufgedrungen haben. Noch verdient es, hinzugesezt zu werden, daß Hr. P. Dobner auch einen andern merkwürdigen Versuch gemacht hat, eine in dieser Bekehrungsgeschichte herrschende Meinung zu stürzen. Er legte in jenen Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. (S. 102. fg.) verschiedene Zweifel und Einwürfe zur Prüfung vor, ob auch das jezt sogenannte Cyrillische Alphabet

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Röm. n. C. G. 814 bis 1073.

Römischen Kirche standen; daß endlich Methodius von dem Papste Johann dem Achten, wegen der über ihn klagenden deutschen Bischöfe, zur Verantwortung, nicht bloß in Ansehung der von ihm beym Gottesdienste eingeführten Slavischen Sprache; sondern auch wegen seiner Rechtgläubigkeit, gezogen worden ist: so kann nichts natürlicher als der Gedanke seyn, daß beide Brüder die von ihnen gestiftete Mährische und Böhmische Kirche nach Grundsätzen und Gebräuchen der Griechischen eingerichtet haben. Dennoch haben viele Römischkatholische Gelehrte, an Statt sich daran zu begnügen, daß es den Päpsten in nicht langer Zeit gelungen ist, auch jene neuen Gemeinen unter ihre Herrschaft zu ziehen, vorgegeben, daß, da die Apostel der Mähren und Böhmen in den päpstlichen Kirchensprengel gekommen wären, (der sich doch in diesen heydnischslavischen Ländern gar nicht denken läßt,) sie auch alsbald sich nach der Verfassung desselben hätten richten müssen. Der Piarist, P. Dobner, der Hageks Jahrbücher mit weit mehr Gelehrsamkeit, als sie werth sind, in einer lateinischen Uebersezung derselben erläutert und berichtigt hat, suchte in einer besondern Abhandlung (Untersuchung, ob das Christenthum in Böhmen von dem heil. Methudius und dessen Mitarbeitern nach den Grundsäzen der Römischlateinischen oder der Griechischen, eingeführt sey, und ob demselben von dem Papste Johann dem Achten das Slavische Meßlesen geradehin jemals verboten sey? in den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. S. 140. fg. Prag, 1785. 4.) zu beweisen, daß dieser berühmte Heydenbekehrer gleich von seinem Eintritte in Böhmen an, bis auf die Einführung der Slavischen Sprache beym Gottesdienste, ganz päpstlich gewesen sey. Treffender hat er in einer andern Schrift (über die Einführung

des

sche Kirche den Erzbischof von Passau zu ihrem Metropolitan bekommen hat, und daß die Mähren an der Bekehrung der Ungarn, Pohlen und Russen fleißig gearbeitet haben. Daß er aber (p. 467. 469.) den Cyrillus und Methodius im Jahr 914. von dem Papste Johannes dem Zehnten canonisiren, oder feyerlich unter die anzurufenden Heiligen versezen läßt; ist bloß eine willkührliche Folgerung, die er aus der Verehrung derselben in Böhmen seit dieser Zeit gezogen hat. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dort wurde die Feststellung und allgemeine Einführung des Christenthums, das heißt, wenigstens des christlichen Cärimoniels, eine Zeit lang sehr gehindert. Als der Herzog Wratislav im Jahr 925. oder nach andern schon vier Jahre früher, starb, übergaben die Böhmischen Großen seine beiden noch sehr jungen Söhne, Wenzeslav und Boleslav, desto mehr ihrer Großmutter Ludmilla zur Erziehung, weil ihre Mutter Drahomira eine eifrige Heydinn war. Ludmilla hatte sich als Wittwe schon den Ruf einer heiligen Nonne erworben, so streng und häuffig waren ihre Andachtsübungen; auch bezeigte sie sich ungemein mildthätig gegen Arme, und eben so freygebig gegen Kirchen und Geistliche. Ihr ältester Enkel war anfänglich zu Budecz unterrichtet worden; jezt wurde er als Herzog nach Prag gebracht. Diese Anstalten erregten in ihrer Schwiegertochter den Argwohn, daß Ludmilla damit umgehe, sie ganz von der Regierung zu entfernen, und dieselbe an sich zu ziehen. Vergebens erklärte sich diese auf die bescheidenste Art gegen sie; bot ihr ihre Söhne an, und begab sich aus der Hauptstadt in das entfernte Schloß Terin. Drahomira schickte im Jahr 927. zween ihrer Großen dahin, welche sie erdrosseln ließen, indem sie noch zulezt bat, daß man

phabet würklich die Erfindung des heil. Cyrillus sey? und ob ihm nicht mit größerem Rechte das Glagolitische oder Hieronymianische als Erfinder beygelegt werden müsse? Sein gelehrter Forschungsgeist blickt auch hier durch; aber Beyfall hat er dafür eben nicht erhalten.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Nunmehr, seitdem das Großmährische Reich im Jahr 908. zertrümmert worden war, änderten sich auch die Verhältnisse zwischen Mähren und Böhmen; ja selbst die Schicksale des Christenthums mögen in dem erstern dieser Länder sich zum Theil verschlimmert haben. Was die noch heydnischen Pohlen und Ungarn davon an sich rissen, das heißt, ein Theil des jezigen Oberschlesiens, des benachbarten Oesterreich und Ungarn, mußte ohne Zweifel in Ansehung jener Religion merklich zurückkommen. Der am nächsten gegen Böhmen zu gelegene Theil des Reichs, bis an die Morawa oder March, wurde mit diesem Lande vereinigt. Hier begaben sich die Mähren unter den Schutz des Böhmischen Herzogs Wratislav; bald darauf wurden sie im Nahmen der deutschen Könige von Markgrafen regiert; aber nach und nach behaupteten die Herzoge von Böhmen die Oberherrschaft über sie. Besonders wurde gegen das Jahr 1029. Mähren von denselben erobert; erhielt im Jahr 1056. ohngefähr den Umfang, den es noch hat, und ist seitdem immer mit Böhmen vereinigt geblieben. Stredowsky, dessen Patriotismus die königliche Würde von Mähren erst mit dem Jahr 1085. aufhören läßt, da es ausdrücklich den Nahmen einer Markgrafschaft bekommen hat, (Sacra Moraviae Historia, p. 541. 542.) sammelt zwar auch die kirchlichen Begebenheiten von Mähren aus dem zehnten Jahrhunderte. (l. c. p. 459. sq.) Allein die erheblichern laufen nur darauf hinaus, daß die Mähri-

sche

Eben derselbe hat auch eine umständliche Nachricht von der Regierung des Herzogs Wenzeslav, dieses seines Oheims, hinterlassen. (de S. Wenceslao, ibid. p. 53–65.) Sie beweiset, daß dieser Fürst von seiner Großmutter und seinen Lehrern eigentlich mehr zum Mönche gebildet worden ist. Er überschritt, sagt jener Schriftsteller, das Maaß der menschlichen Frömmigkeit. Denn da bisher alle Verbrecher von den Richtern am Leben gestraft worden waren: suchte er vielmehr, eingedenk der Worte: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet!“ sie zu verbergen, und ließ sowohl die Gefängnisse, als die Galgen, welche längst vorhanden waren, niederreissen. Doch peitschte er, bey aller seiner Milde, die Trunkenbolde und die Irrgläubigen selbst aus, nachdem er sie vorher an seinen Tisch gezogen hatte. Begegnete es ihm aber zuweilen selbst, daß er unter seinen milden Hofleuten etwas zu viel trank: so eilte er bey Tagesanbruch in die Kirche; zog dem ersten Geistlichen, den er daselbst fand, sein bestes Kleid an; warf sich vor ihm nieder, und bat ihn, zu Gott zu beten, daß er ihm die Sünde der vorigen Nacht vergeben möchte. Gegen alle Arten von Dürftigen und Nothleidenden bezeigte er sich überaus wohlthätig; Geistliche ehrte er, wie Gott selbst. Daher kam auch von diesen aus Baiern, Schwaben, und andern deutschen Ländern, eine große Menge zu ihm; sie brachten Heiligenüberbleibsale nebst Büchern mit, und wurden von ihm mit Gelde und allerley Geräthe reichlich beschenkt. Wallfahrten liebte er so sehr, daß er auch mitten im Winter mit bloßen Füßen über die mit Eis bedeckten Straßen von einer Stadt zur andern gieng, um die Kirchen derselben zu besuchen; daher man hin und wieder seine blutigen Fußtapfen erblickte. Gewöhnlich trug er sehr rauhe härene Säcke

J. n. C. 814 bis 1079.

aus dem Lande vertrieben. Doch Boleslav, der sich
n. C. die jährliche Steuer zu bezahlen weigerte, welche der
814 Deutsche König Otto seinem Bruder auferlegt hatte,
bis wurde bald von demselben angegriffen. Vierzehn
1073. Jahre lang vertheidigte er sich mit großem Muthe, und nicht selten auch mit siegreichem Glücke. Endlich da ihn Otto im Jahr 950. in Alt-Boleslav belagerte: war er genöthigt, sich demselben zu unterwerfen. Unter den Bedingungen des ihm zugestandenen Friedens, gab es auch diese, daß er die Kirchen wieder herstellen; die vertriebenen Christen, besonders die Priester, zurückberufen, und ihnen ihre Güter wieder einräumen sollte. Er erfüllte nicht allein alles dieses, und gab dem Christenthum sein verlornes Ansehen wieder; sondern besserte sich auch selbst so merklich, daß er ein sehr löblicher Fürst wurde. (Witichindi Annales, L. II. p. 643. 652. ed. Meibom. Ditmari Chron. L. II. pag. 331. ed. Leibnit. Balbini Epit. Rer. Bohemic. L. II. c. 1. sq. pag. 98. sq. Voigt l. c. S. 94. fg.) Von seiner heydnischen Mutter hingegen erzählten die Christen, daß sie, weil sie, im Vorbeyfahren vor einer Kirche zu Prag, Christum laut gelästert habe, mit Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden sey: und Balbinus hat dieses ohne Bedenken wiederholt, auch den Ort der Begebenheit angezeigt, den noch eine steinerne Säule kenntlich mache. (l. c. p. 110.)

Eigentlich aber war es Boleslavs des Grausamen Sohn und Nachfolger seit dem Jahr 967. Boleslav der Fromme, oder der Milde, der den Götzendienst in Böhmen gänzlich ausrottete, und die christliche Kirche daselbst zugleich im Aeusserlichen blühend, und der Römischen unterwürfig machte. Seine heydnischen Unterthanen empörten sich; er überwand sie mehrmals in Treffen, und erbauete an dem Orte

des

des lezten Siegs, die Stadt Neu- oder Jung-Bunzlau, im Böhmischen Mlada Bolesiawa genannt. Was bereits sein Vater gewünscht hatte, das brachte er zu Stande: die Errichtung eines Bißthums zu Prag, wodurch die christliche Verfassung in Böhmen mehr Festigkeit gewinnen mußte, und die dortige Kirche von dem Bischof zu Regensburg unabhängig wurde. Der Papst, Johann der Dreyzehnte, ertheilte dazu die gebetene Erlaubniß, und gab sie in einem Schreiben an den Herzog seiner Schwester Mlada mit, die der Andacht wegen sich eine Zeit lang zu Rom aufhielt, deren Nahmen er in Maria verwandelt, und sie zur Aebtissinn nach der Benediktinerregel geweiht hatte. In diesem Schreiben, das Cosmas von Prag aufbehalten hat, verordnet er, daß das Bißthum an der Kirche der Märtyrer Veit und Wenzeslav angelegt; an einer andern Kirche aber ein Kloster für die gedachte Aebtissinn gestiftet werden soll; doch sollte in jenem nicht das Cärimoniel der Bulgarischen oder Russischen Nation, oder der Slavischen Sprache; sondern der Apostolischen Kirche beobachtet werden. Alles dieses wurde im Jahr 973. ausgeführt, nachdem der Bischof von Regensburg darein gewilligt hatte. Zum ersten Bischof von Prag ward Dirmar, ein Mönch aus dem Kloster der heiligen Petrus und Mauritius zu Magdeburg, welcher der Slavischen Sprache völlig mächtig war, gewählt. Der Kaiser Otto der Erste bestätigte solches, und ließ ihn durch den Erzbischof von Mainz weihen; auch haben die Bischöfe zu Prag, wie die Deutschen, in der Folge immer sowohl die Genehmhaltung als die Belehnung der Kaiser mit dem Hirtenstabe und Ringe suchen müssen. Als Dirmar Besiz von seinem Bißthum nahm, sagt Cosmas, sang der Clerus das Te Deum laudamus; der Herzog mit den

J. u. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1273.

Großen Christe Keynedo, (erbarme dich unser!) und das Volk schrie Kyrie eleyson! Der Bezirk dieses neuen Bißthums begriff nicht allein Böhmen, sondern auch Mähren, (das jedoch schon im Jahr 975. davon getrennt wurde,) und einen Theil des angränzenden Pohlen bis Cracau, in sich. Sein erster Bischof aber tauste viele Heyden, und weihte zu ihrem Gebrauche neue Kirchen ein. (Cosmas Prag. l. c. L. I. pag. 1993. sq. Balbin. L. II. c. 9. p. 123. sq. Voigt l. c. S. 126. fg. Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, von L. A. Gebhardi, Zweyter Band, S. 372. fg.)

Ihm folgte gegen das Jahr 980. in diesem Bißthum Woytiech, der Sohn eines der mächtigsten und fast unabhängigen Woywoden in Böhmen: ein junger, aber gelehrter Mann, der von auswärtigen Reisen viele Bücher mitbrachte. Der Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, (oder Albrecht) legte ihm bey der Firmelung seinen Nahmen bey; unter diesem ist er auch berühmt geworden. Auf seinen Rath bauete Boleslav zwanzig Kirchen; stiftete das berühmte Benediktinerkloster zu Brzewniow, nahe bey Prag, welches gewöhnlich das Kloster der heil. Margaretha heißt, und bezeigte auch sonst viele ähnliche Freygebigkeit. Allein Adalbert, der die Mönchsstrenge in sein bischöfliches Amt brachte, und, mit Verachtung der alten Landesgeseze, das päpstliche Recht einzuführen, mithin auch die weltlichen Richter sich und seinen Geistlichen zu unterwerfen suchte, konnte sich in der Zuneigung der Nation nicht lange behaupten. Den Clerus beleidigte er, indem er ihn zur Ehelosigkeit, und zum Fleisse in seinen Amtspflichten nöthigen wollte; die übrigen aber, weil er ihnen Vielweiberey und Ehen mit Blutsfreunden verbot; sie von den groben Aus-

schwei-

schweifungen, die sie auch als Christen noch nicht davor erkannten, ingleichen von der Verbindung des heydnischen Aberglaubens mit christlichen Gebräuchen, abziehen wollte. So raubten die Böhmen Männer und Weiber aus den benachbarten Ländern, und verkauften sie mit ihren eigenen Leibeigenen den Juden, welche sie wieder an die wildesten Nationen, theils zu Sclaven, theils zu Schlachtopfern, verhandelten. Als sich Adalbert dieser schändlichen Gewohnheit vergebens widersezte: beschloß er, sein Bißthum niederzulegen, und bot es dem ältesten Bruder des Herzogs, Christan, an; der es aber ausschlug. Der Bischof von Meißen übernahm endlich die Verwaltung des Bißthums, und Adalbert wallfahrtete im Jahr 988. nach Rom und Jerusalem; überall führte er die bittersten Klagen über die Böhmen, und kehrte erst im Jahr 993. nach Böhmen zurück. Offenbar trug zu diesem übeln Erfolge das meiste bey, daß die Böhmen bloß schnellen vorgeschriebenen Glauben und Ausübung von vielerley Andachtsübungen; aber weit weniger, was zu ihrer Besserung gehörte, von ihren Lehrern gelernt hatten. Aber dieser Bischof schadete sich auch selbst durch seinen Starrsinn in der Vertheidigung vermeinter kirchlicher Rechte. Er nahm jezt eine Ehebrecherinn, die durch die Landesgeseze zum Tode verurtheilt war, in Schuz, weil sie sich in ein Nonnenkloster geflüchtet hatte; die Böhmen zogen sie mit Gewalt aus demselben heraus, und ließen sie enthaupten. Aufgebracht über diese Verlezung der geistlichen Freystätte, gieng Adalbert im Jahr 995. abermals nach Rom, ohne einen Verweser seines Amtes zu hinterlassen. Der Herzog verlangte daher, daß der Erzbischof von Mainz ihn entweder zur Rückkehr anhalten; oder einen andern Bischof bestellen sollte. Keines von beiden geschah, bis der Kaiser Otto der Dritte Adalberten im J. 996. J. C. 814 bis 1073.

bewog, sich wieder in Prag einzufinden. Nunmehr aber hatten die Böhmen gezeigt, daß sie ihn ihrer Seits auch nicht dulden wollten, indem sie seinen Brüdern ihr Gebiet weggenommen und sie selbst nebst den ihrigen umgebracht hatten. Für ihn blieb also nichts übrig, als Böhmen wieder zu verlassen; er gieng nach Pohlen, und fand im Jahr 997. seinen Tod unter den heydnischen Preussen; wodurch er eine Stelle unter den Märtyrern und Heiligen erhielt. Sein Amt besezte der Herzog mit dem Mönch von Corvey, Thiddag, der vorher sein Leibarzt war, und sich besser in die Böhmen zu schicken wußte. (Cosmas l. c. p. 1995. — 2091. Balbin. l. c. p. 132. sq. 141. sq. Voigt l. c. Gebhardi l. c. S. 373. 374.)

Noch lange unterdessen blieben unter den Böhmischen Christen viele heydnische Gebräuche und die rohesten Sitten übrig. Einer von den folgenden Bischöfen zu Prag, Severus, machte zur Milderung der leztern einen glücklichen Versuch; gesezt, daß er auch dabey, zur Vergrößerung seines Ansehens, Kunstgriffe angewandt haben sollte, in denen seine kurzsichtigen Böhmen ein Wunder erblickten. Brzetislav der Erste, Herzog von Böhmen, fiel im Jahr 1038. in Pohlen ein, verwüstete und plünderte es mit aller ersinnlichen Grausamkeit aus. Als sein Kriegsheer Gnesen eingenommen hatte: forderte es, an Statt aller andern Beute, den daselbst begrabenen Körper seines ehemaligen Prager Bischofs, und nunmehr berühmten Wunderthäters, des heil. Adalberts. Severus, der auch zugegen war, und sah, daß die Böhmen schon in die Kirche, wo der Heilige lag, eingedrungen waren, und Anstalt machten, einen Altar niederzureissen, um seiner Gebeine habhaft zu werden, warnete sie, daß sie sich ja nicht durch eine solche Ver-

messen-

messenheit eine Verrückung des Verstandes, oder Blindheit und Krankheiten zuziehen; sondern erst drey Tage lang fasten, ihre Sünden bereuen, und den ernsten Vorsatz fassen möchten, sie niemals wieder zu begehen; alsdann könnten sie von der Barmherzigkeit Gottes und ihres Schutzheiligen hoffen, daß ihnen ihre Bitte werde gewährt werden. Da sie aber gleichwohl auf ihren gewaltsamen Maaßregeln bestanden: verloren sie drey Stunden hindurch die Sprache und den Gebrauch ihrer Sinnen. Nun erkannten sie ihr Vergehen, und folgten dem Rathe des Bischofs. Diesem erschien der Heilige in der dritten Nacht, und befohl ihm, dem Herzoge und seinen Großen zu melden, Gott werde ihren Wunsch erfüllen, wenn sie von ihren Sünden abließen. Sie warfen sich, als sie dieses erfuhren, vor dem Grabe des Heiligen nieder; verrichteten ihr Gebet, und der Herzog fragte darauf seine Soldaten in der Kirche, ob sie sich bessern wollten? Mit Thränen versprachen sie solches; besonders was sie und ihre Vorfahren gegen Adalberten gesündigt hätten. Jezt machte er ihnen seine Verordnungen bekannt; zuerst, daß sie ihre Ehen nicht, wie bisher, auf thierische Art halten; sondern nach den Kirchengesezen ganz unzertrennlich, und von Vielweiberey unbefleckt, beobachten sollten; wenn aber zwischen Ehegatten ein heftiger Streit entstünde, und einer derselben durchaus nicht wieder in die alte Verbindung treten wollte: so sollte er nicht, nach Böhmischer Gewohnheit, ein Leibeigener werden; sondern nach Ungarn mit der Bedingung zum Knechte verkauft werden, daß er sich niemals loskaufen, noch in sein Vaterland zurückkehren dürfe. Der Bischof sezte hinzu, daß solche Leute mit dem Bannfluche belegt, und diese Strafe auch Wittwen oder Jungfrauen treffen sollte, welche gehurt, und ihr Kind abgetrieben hätten. Ferner verordnete der Herzog, daß,

J. n. C. 814 bis 1078.

daß, wenn eine Frau über Mißhandlungen ihres Mannes klagte, das Gottesgericht entſcheiden ſollte, wer von beiden ſchuldig ſey; eben ſo ſollte auch, wenn jemand eines Mordes angeklagt würde, und ſolches leugnete, durch eine ähnliche Probe der Unſchuld, entweder durch glühendes Eiſen, welches er berühren müſſe, oder durch beſchwornes Waſſer, welches ihm auf den Kopf getröpfelt würde, ausgemacht werden, ob die Anklage Grund habe? Mörder von Eltern, Brüdern oder Prieſtern ſollten mit Ketten gebunden aus dem Lande gejagt werden, damit ſie wie Hunde in der Welt herumirren. Wirthshäuſer ſollten wegen der Laſter, die darinne begangen würden, nicht geduldet werden; ein Schenkwirth, der ſolches überträte, ſollte öffentlich ausgepeitſcht, und ſein Getränke verſchüttet werden. Auch verbot er die Jahrmärkte an Sonn- und Feſttagen: und wer an denſelben knechtiſche Dienſte verrichten; oder ſeine Todten auf Feldern und in Wäldern begraben würde, der ſollte ſowohl dem Erzprieſter als dem Herzoge Strafen bezahlen. Jede dieſer Verordnungen genehmigte der Biſchof ausdrücklich, unter Androhung ſeines Bannes; ſezte auch hinzu, daß der Herzog deswegen mit dem Schwerdte umgürtet ſey, um ſeine Hände recht oft im Blute des Sünders zu waſchen. Nachdem alles dieſes beſchworen worden war, machte ſich der Biſchof an die Eröffnung des Grabes. Adalberts Leichnam, den man noch ganz friſch fand, warf einen ſo herrlichen Geruch von ſich, daß alle Anweſende drey Tage lang, als wenn ſie die niedlichſten Gerichte genoſſen hätten, davon geſättigt blieben; auch wurden an eben dem Tage viele Kranke geheilt. Der Herzog und der Biſchof trugen den Körper ſelbſt nach Prag hinein; man nahm noch andere Körper der Heiligen mit; ſo wie auch den ganzen Kirchenſchatz von Gneſen. Zwar wurden der Herzog

und

und der Bischof wegen dieses begangenen Raubs und der übrigen Gewaltthätigkeiten in Pohlen, bey dem Papste verklagt; erhielten aber Verzeihung, als sie ihre Reue darüber bezeigten; nur wurde dem Herzoge auferlegt, ein Kloster zur Büßung zu stiften. (Cosmas l. c. L. II. p. 2017–2024. Balbin. l. c. p. 164. sq.) J. n. C. 814 bis 1073.

Die Pohlen behaupteten nachmals, daß die Böhmen einen unrechten Körper an Statt ihres Adalberts fortgeführt hätten; Balbinus hat daher alle seine Kräfte aufgeboten, um das Gegentheil zu beweisen. (l. c. p. 170–181.) In Böhmen gieng es also ebenfals, wie bey andern christlich gewordenen Nationen der Abendländer. Der Bischof theilte sich mit seinem Landesfürsten in die Regierung; über beide herrschte der Papst; Kirchen, Klöster, Heiligen, Wundergeschichten, und aller übrige Aberglauben, folgten in der gewöhnlichen Ordnung auf einander. Spitignev der Zweyte, Herzog von Böhmen, seit dem Tode seines Vaters Brzetislav im Jahr 1055., anfänglich ein grausamer Fürst, der alle Deutsche, selbst seine Mutter, aus dem Lande vertrieb; nachher aber ein billiger, leutseeliger und frommer Regent wurde, entweder weil ihm der heilige Veit im Schlafe erschienen war, und ihm sein Verhalten scharf verwiesen hatte; oder, weil dieses von dem oben gedachten Bischof Severus geschehen war, jagte im Jahr 1057. die Benediktiner aus dem Kloster Sazawa, weil sie den Gottesdienst, gegen das päpstliche Verbot, in Slavischer, nicht in Lateinischer, Sprache halten wollten, und verpflichtete sich zu einem jährlichen Zinse von hundert Pfund Silbers, den er der päpstlichen Kammer für die Erlaubniß zahlte, die ihm Nicolaus der Zweyte ertheilte, daß er beym Gottesdienste unter den Chorherren mit einer bischöflichen Mütze (mitra) bekleidet sitzen durfte: vermuthlich auch ein Beweis seiner neuen

Fröm-

Fruchtbarkeit. (Cosmas l. c. p. 2031. ſq. Voigt l. c. S. 284. Gebhardi l. c. S. 388.)

Ihm folgte im Jahr 1061. ſein Bruder Wratislav in der Regierung nach, dem der Kaiſer Heinrich der Vierte im Jahr 1086. die königliche Würde ertheilte. Er räumte im Jahr 1064. den vertriebenen Benediktinern von Sazawa ihr Kloſter wieder ein, und wies ſie an, den Gottesdienſt bloß in Slaviſcher Sprache zu halten. Da er das Bißthum von Mähren wieder herzuſtellen ſuchte: ſchenkte er dem Prager Biſchof Severus ſo viele Zinſen und Dörfer, daß dieſer darein willigte: und ein gewiſſer Johann bekam jenes Bißthum. Als aber Severus im Jahr 1067. ſtarb: ließen die Brüder des Herzogs ihren jüngſten Bruder Jaromir aus Pohlen kommen, um ihn auf den biſchöflichen Stuhl zu erheben. Dieſen hatte Wratislav wider ſeinen Willen, aber der Beſtimmung ihres Vaters gemäß, zum Diakonus weihen laſſen; er war aber gleich wieder zum weltlichen Stande zurückgekehrt, und hatte ſich nach Pohlen geflüchtet. Jetzt nöthigten den Herzog, der ſchon ſeinen Caplan, den Propſt Lanczo von Leutmeritz, einen Sachſen, mithin als einen Deutſchen den Böhmen verhaßten Mann, zum Biſchof von Prag ernannt, und ihn ſogar, (welches nur das Recht der Kaiſer war,) mit dem Stabe belehnt hatte, ſeine Brüder, ihrem Bruder Jaromir dieſe Würde zu ertheilen, den der Erzbiſchof von Mainz, welcher ihn weihte, Gebhard genannt wiſſen wollte. Aber dieſer neue Biſchof ließ zwar durch den Propſt Marcus die Prager Canonicos, welche, nach dem Cosmas, wie thieriſche Centauren lebten, zu anſtändigern Sitten umbilden; er ſelbſt aber behielt viel wilden Ungeſtüm bey. Erbittert darüber, daß er das Mähriſche Bißthum nicht wieder mit dem ſeinigen vereinigen

zigen konnte, ließ er den Bischof von jenem, Johann zu Olmütz, in seiner eigenen Wohnung durch Schläge mißhandeln. Wratislav verklagte ihn deswegen bey dem Papste Gregor dem Siebenten, dessen Bevollmächtigter in Böhmen, der Cardinal Rudolph, zwar im Jahr 1073. Jaromirn vor eine Synode forderte; aber von ihm die Antwort erhielt, er werde nicht erscheinen, wenn nicht sein Metropolitan von Mainz, nebst vielen andern Bischöfen, auch gegenwärtig wäre. Vergebens sezte ihn der Cardinal ab; alle Prager Canonici legten sogleich ihre Stellen nieder. Beide Bischöfe mußten sich also zu Rom stellen; und Jaromir kam durch die Empfehlung seiner Anverwandtinn, der Margräfinn Mathildis, ohne alle Strafe loß. Ja es gelang ihm auf dem Reichstage zu Mainz im Jahr 1086. daß der Kaiser auf sein und seines Bruders, des Herzogs, Bitten, das Mährische Bißthum durch eine besondere Urkunde von neuem mit dem Prager verband, nachdem die anwesenden geistlichen und weltlichen Reichsstände solches vor billig und der alten Einrichtung angemessen erklärt hatten. Wratislav, dem dieser sein Bruder nicht aufhörte, trotzig zu begegnen, bekam auch von dem Papste Alexander das Vorrecht, die bischöfliche Mütze oder Insul zu tragen: und eben dieser bestätigte im Jahr 1070, die von ihm gestiftete Collegiatkirche zu St. Petri und Pauli auf dem Wischehrad, oder in der alten Stadt Prag, bey deren Grundlegung Wratislav selbst zwölf Körbe voll Erde herbeytrug. Nach der päpstlichen Urkunde, die Cosmas eingerückt hat, sollte diese Kirche das Haupt des ganzen Landes; ihr Propst aber und ihre sieben Domherren, (welche der Papst Cardinales nennt,) dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen seyn, und das Recht haben, beym Gottesdienste die Bischofsmütze und andere Pontificalien zu gebrau-

J. n. C. 814 bis 1073.

gebrauchen; doch mit der Bedingung, daß jährlich von dieſer Kirche zwölf Mark Silbers nach Rom entrichtet würden. (Cosmas l. c. p. 2035–2057. Voigt l. c. S. 291–302. Gebhardi l. c. S. 388. fg.)

Um die Zeit, da das Chriſtenthum unter den Böhmen eine ausgebreitete äußerliche Uebung erhielt, ſeit der Mitte des zehnten Jahrhunderts, kam es auch unter ihre mit ihnen verwandten Nachbarn, die Sorben. Dieſer mächtige Slaviſche Stamm hatte alle Länder beſezt, welche von der Saale, Elbe, und den Pohlniſch-Schleſiſchen, auch Böhmiſchen jezigen Gränzen eingeſchloſſen werden. Er beſtand aus mehrern kleinen Völkerſchaften, von denen die Dalemincier über den größern Theil des heutigen Meisniſchen; die Luſizer die jezige Niederlauſiz bis an die Elbe; die Milzener, nebſt den Bewohnern des Gaues Selpul, die Oberlauſiz; andere die Gegenden, welche jezt das Böhmiſche und das Sächſiſche Erzgebürge heiſſen, inne hatten. Je mehr ſich ihnen die Franken näherten, hauptſächlich durch die Eroberung Thüringens im ſechsten Jahrhunderte, deſto häufiger entſtanden Kriege zwiſchen beiden Nationen; oder die verwüſtenden Einfälle der Sorben in das Fränkiſche Gebiet. Karl der Große nöthigte zwar einen Theil derſelben gegen das Ende des achten Jahrhunderts, ihm zinsbar zu werden; ſie ergriffen aber von neuem die Waffen, bis ſie im Jahr 806. ſich ihm ſämmtlich unterwerfen muſten. Um ſie deſto mehr im Zaum zu halten, legte er zwo Gränzfeſtungen unter ihnen an: die eine nordwärts von Magdeburg (oder damals Magadaburch) hin; die andere ſüdlich an der Saale, wo die ſchon längſt bekannten Salzquellen der daraus entſtehenden Stadt Halle den Nahmen gegeben haben. Gleichwohl war die Fränkiſche Herrſchaft über ſie noch

nicht

nicht gesichert. Im ganzen übrigen Raum des neunten Jahrhunderts griffen sie mehrmals Thüringen und Sachsen an; wurden zwar immer zurückgeschlagen, und in ihrem eigenen Lande so sehr gedemüthigt, daß sie den Deutschen Königen aufs neue gehorchen mußten; bekamen aber auch desto mehr Muth zum wiederholten Aufstande, da auch die Wenden gegen die Ostsee zu, ingleichen die Böhmen und Mähren in den benachbarten Ländern, der Deutschen Hoheit bewaffnet widerstrebten. Dazu kamen in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts gefährlichere Feinde, als das Deutsche Reich jemals gehabt hatte, die Ungarn: und mit diesen vereinigten sich die Daleminzischen Sorben, um sie Thüringen und Sachsen desto ungehinderter ausplündern zu lassen. Endlich nahm der Deutsche König Heinrich der Erste von allen Seiten so kluge Maaßregeln, daß er seit dem Jahr 926. das ganze Sorbenland zwischen der Elbe und Saale eroberte, nachdem er vorher auch die Heveller, oder die Slaven an der Havel im heutigen Brandenburgischen, bezwungen hatte. Er legte darauf die Stadt Meißen an der Elbe an; bestellte in derselben einen Markgrafen, oder Gränzbefehlshaber, besonders gegen die angränzenden Milzener: ließ Burgwarten, oder feste Thürme mit Besazungen errichten, nach welchen das Land eingetheilt wurde; deutsche Familien wurden in dasselbe verpflanzt, und es erhielt überhaupt an Regierung und Verfassung die Gestalt des übrigen Deutschlands. Die allgemeine Einführung des Christenthums darinne sollte dieser Eroberung noch mehr Festigkeit verschaffen; aber Heinrich starb im Jahr 936. zu früh, als daß er seinen ganzen Entwurf hätte vollenden können. (Witichindi Annales L. I. pag. 639. sq. ed. Meibom. Ditmari Chronic. L. I. p. 326. 327. ed. Leibnit. Schöttgens Historie der Sorben-Wenden,

814 bis 1073.

in der diplomat. und curieuſen Nachleſe der Hiſtorie von Oberſachſen, Th. II. S. 177. fg. Ebendeſſ. Geographie der Sorben-Wenden, Th. III. S. 361. fg. Ritters älteſte Meisniſche Geſchichte, S. 14. fg. Gebhardi Geſch. aller Wendiſch-Slaviſchen Staaten, Zweyter Band, Sechstes Buch, Geſchichte der Sorben, S. 281. fg.)

Längſt war das Chriſtenthum den Sorben ſchon etwas bekannt geworden. Herr Gebhardi muthmaaßt nicht unwahrſcheinlich, (l. c. S. 286.) daß die Wenden, welche der heil. Bonifacius, Kraft einer Vergünſtigung des Fränkiſchen Herzogs Karlmann, in das von ihm um das Jahr 740. geſtiftete Bißthum Würzburg als Ackersleute und Kirchenzinnsleute (Bargildi) aufnahm; welches auch in der Geſchichte dieſes Bißthums berührt worden iſt, (Th. XIX. S. 199.) Sorben geweſen ſind, die ſowohl dort, als in einigen ſüdlichern und weſtlichern deutſchen Gegenden wendiſche Dorfſchaften, und zugleich die erſten chriſtliche ſorbiſchen Gemeinen gebildet haben. Daß durch Karls des Großen Siege und unter den Sorben angelegte Feſtungen, wenigſtens chriſtliche Gemeinen von Deutſchen in ihrem Lande aufgekommen ſind, braucht kaum bemerkt zu werden. Doch iſt, allem Anſehen nach, beynahe dieſe ganze Nation, bis ſie Heinrichen unterwürfig wurde, heydniſch geblieben. Was in den erſten Jahren darauf zu ihrer Bekehrung veranſtaltet worden ſey, weiß man nicht genau; vermuthlich aber haben die königlichen Befehlshaber, indem ſie die neubezwungenen Sorben nur mit der äußerſten Schärfe im Gehorſam zu erhalten ſuchten, ihnen dadurch eben keine Liebe für ihre Religion beygebracht. Von Lehrern, die zu dieſen Heyden geſchickt worden wären, ſagt die Geſchichte nichts; unterdeſſen iſt es glaublich, daß das Anſehen der neuen chriſtlichen Regierung, verächtliche Behandlung

lung des Heydenthums, auch wohl Zwangsmittel, Sorben genug zu Chriſten gemacht haben mögen. Schwerlich würde ſonſt Otto der Erſte das gewöhnliche Beförderungsmittel dieſer Jahrhunderte zur Ausbreitung des Chriſtenthums, die Errichtung von Bißthümern in dieſen Ländern, bis auf ſeine lezten Jahre verſpart haben; wenn gleich ſeine unaufhörlichen Kriege ihm wenig Zeit dazu ließen. Peter Albinus erzählte zwar ehemals aus ältern Chroniken und Sagen, (Meißniſche Land- und Berg-Chronica, S. 158. 276. fg. Dresden, 1589. Fol.) daß bereits Heinrich der Erſte nicht nur den Kirchenſprengel des Bißthums Meißen entworfen, und zu demſelben die Städte Pirna, Dresden, Radeberg, Scharfenberg und Tharant geſchlagen habe; ſondern auch Willens geweſen ſey, es zu einem Erzſtifte zu erheben, dem die Meisner, Böhmen, Lauſizer, Brandenburger, Pommern, und andere umliegende Länder, in kirchlichen Angelegenheiten unterworfen ſeyn ſollten. Aber alles dieſes iſt eben ſo ungewiß als unwahrſcheinlich. J. C. 814 bis 1071.

Otto, ſein Sohn, alſo legte für das ehemalige Sorbenland, jezt die Markgrafſchaft Meißen, drey Bißthümer an: zu Meißen an der Elbe, zu Merſeburg an der Saale, und zu Zeiz an der Elſter. Auch hier iſt unterdeſſen einiges ſtreitig oder dunkel, weil die Stiftungsurkunden theils fehlen, theils Bedenklichkeiten ausgeſezt ſind. Eine alte Nachricht, aber ohne den geringſten Beweis, ſezt die Errichtung des Bißthums Meißen ſchon ins Jahr 938. Der Stiftungsbrief Otto des Erſten, den man in mehrern Büchern leſen kann, wie beym Lünig, (Spicileg. Eccleſiaſt. T. II. Append. p. 96.) beym Schöttgen, (Hiſtorie der Kurſächſiſchen Stifts-Stadt Wurzen, Anhang, S. 3. fg.) und bey dem Jeſuiten Calles, (Se-

rer Monenſium Episcoporum p. 11. ſq. Ratisb. et Vindob. 1752. 4.) iſt vom Jahr 948. Dieſer König ſagt darinne, er habe zur Rettung der Seelen aller verſtorbenen Gläubigen, und zu ſeinem eigenen, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Kinder Heil, eine Kirche zu Meißen erbauen laſſen, in welcher auf Bitten und Rath aller ſeiner Fürſten, zu Ehren des Evangeliſten Johannes, ein biſchöflicher Sitz ſeyn ſollte; zu welchem er einen ſeiner Vertrauten, Burchard, ernannt habe, der von Hildeberten, Erzbiſchof von Mainz geweiht worden ſey. Er habe, fährt er fort, nach der Gewohnheit der alten Kaiſer und Könige, aus kaiſerlicher Macht dieſem Bißthum folgende Gränzen beſtimmt: vom Urſprunge der öſtlichen Mulda, (Milda) bis zu ihrem Einfluſſe in die Elbe; (Albea) ferner weiter hinauf, über die Provinz Niſizi hinaus, bis zu eben derſelben Gränze, und auf der andern Seite über Luſizi und Selpoli, bis zur Oder; ſodann geradeswegs bis zum Haupte der Elbe, und von da weſtwärts, wo Behem und Niſenem (Böhmen und der Meißniſche Gau Niſan) an einander gränzen, über die Elbe bis zum Haupte der öſtlichen Mulda. Alle Einwohner dieſer Gegenden ſollten von ihren Früchten, ihrem Vieh, von Geld und Kleidern, von dem, was die Deutſchen Guareapunga (oder Warcopunga) und Calunga der Familien nennen, und von allem, was die Menſchen genießen, den Gotte ſchuldigen Zehnten, zur Meißner Kirche, erſtlich Gotte, ſodann dem Evangeliſten Johannes, ohne Bedenken und vollſtändig entrichten. Wer ſich unterſtehen würde, dieſe Verordnung zu übertreten, der ſollte mit dem Ananias und der Sapphira, ingleichen mit dem Verräther Judas, ewig in der Hölle leiden. Dieſe Urkunde iſt zu Mainz, im dritten Jahre der Regierung des Kaiſers, unterzeichnet.

Allein

Allein so zuversichtlich sie auch von sehr gelehrten Männern vor den eigentlichen Stiftungsbrief gehalten worden ist; ob sie gleich weder der Urschrift, noch des Orts, woher sie genommen worden ist, gedenken; so viel sieht doch ihrer Aechtheit entgegen, wie bereits Calles (l. c. p. 11.) zum Theil bemerkt hat. Das dritte Jahr der Regierung des Otto kann nicht das Jahr 948. seyn. Man hat daher 938. lesen wollen; aber zugegeben sogar, daß man die Schrift der Urkunde in einer so wesentlichen Bestimmung ändern dürfe: so bleiben der Titel eines Kaisers im Eingange, und die Worte: magni Ottonis Imperatoris am Ende, eine unübersteigliche Schwierigkeit, da Otto vor dem Jahr 960. gar nicht Kaiser gewesen ist; auch sich wohl schwerlich den Beynahmen des Großen selbst ertheilt haben wird. Die Glaubwürdigkeit der Urkunde gewinnt dadurch wenig, daß in derselben die Diöces des Bißthums Meißen ohngefähr eben so bezeichnet wird, wie man sie in der Matrikel dieses Bißthums vom Jahr 1346. antrifft, und wie sie nach derselben Calles auf einer seinem gedachten Buche vorgesezten Landcharte dargestellt hat. Denn eben daraus könnte man schliessen, daß diese Urkunde eine Arbeit späterer Jahrhunderte sey; zumal da die Wahrscheinlichkeit nur gering ist, daß bereits zur Zeit Otto des Ersten der Meißnische Kirchensprengel sich so weit, über den allergrößten Theil der heutigen Lausitz, (so wie im Meißnischen über die Gegenden zwischen der Mulda und Elbe, bis in das jezige Erzgebürge,) erstreckt haben sollte.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auf der andern Seite scheint die Aechtheit dieser Urkunde, durch eine andre von dem Papste Johann dem Dreyzehnten ausgestellte, ein starkes Gewicht zu erlangen. Georg Fabricius hat sie zuerst, (Annall. Vrbis Misnae L. I. ad a. 958. p. 78. sq. in Rer.

Miscellan. LL. VII. Lipsiae, sine anno, 4.) aber nicht vollſtändig, mitgetheilt. Dieſes leztere hat hingegen Lünig (Spicileg. Eccleſ. Continuat. I. p. 833) wiewohl ziemlich fehlerhaft, gethan: und aus ſeiner Sammlung hat ſie Calles (l. c. p. 17. ſq.) verbeſſert abdrucken laſſen. Nach derſelben verlangten der Kaiſer Otto, und ſein Sohn Otto der Zweyte, auf einer zu Rom im ſechsten Jahre der Regierung des erſtern, und im erſten der kaiſerlichen Mitregierung des jüngern, alſo im Jahr 967. gehaltnen Synode, daß der Papſt die von ihnen geſtiftete biſchöfliche oder Cathedralkirche, (denn in dieſer Bedeutung wird hier das Wort Monaſterium, wie auch das davon abſtammende Münſter, gebraucht,) dem Apoſtoliſchen Stuhl unmittelbar unterwerfen möchte. Der Papſt alſo wiederholt zuerſt alles, was in der kaiſerlichen vorher angezeigten Urkunde, in Abſicht auf den Umfang und die Einkünfte des Bißthums, feſtgeſezt worden war, faſt mit eben denſelben Worten; und verbietet ſodann allen Metropolitanen und andern Biſchöfen, ſich nicht die geringſte kirchliche Gerichtsbarkeit darinne anzumaaßen; auch allen Fürſten, und jedem andern, keine von den Beſizungen des Bißthums an ſich zu reiſſen. Es iſt hier nicht unnüz zu bemerken, daß auch in dieſer päpſtlichen Urkunde, wie in der kaiſerlichen, jene beiden altdeutſchen Wörter, Ouarcapunga und Calunga familiarum, vorkommen. Schötgen (Hiſt. von Wurzen, Anhang, S. 5. Anm. a.) lieſt dieſelben zwar: Verkauffung und Zahlung der Geſchlechter; geſteht aber, daß er ihre Bedeutung nicht wiſſe. Ein ungenannter Gelehrter, der in meinem Exemplar vom erſtgenannten Werke des Fabricius, viele ſchäzbare Erläuterungen, Zuſäze und Verbeſſerungen aus Urkunden und andern handſchriftlichen Nachrichten beygeſchrieben hat, merkt hierbey richtig an, (p. 79.) daß

man

man Varkopung und Talung, oder im Obersächsischen, Vorkauffung und Taylung lesen müsse; woraus die beiden Arten von Steuern entstanden wären, welche Handelohn und Lehengeld genannt würden. J. n. C. G. 814 bis 1075

Gleichwohl werden durch diese leztere Urkunde die Schwierigkeiten eher vermehrt, als daß sie zur Rettung der kaiserlichen dienen sollte. Denn die Exemtion, oder Befreyung von jeder Metropolitangewalt, welche darinne dem Meißnischen Bißthum zugestanden wird, streitet mit allem, was wir aus gleichzeitigen oder gleich darauf folgenden Schriftstellern, oder aus sichern Thatsachen, von der Abhängigkeit des gedachten Bißthums, wissen. Dirmar, Bischof von Merseburg, der noch am Ende dieses Jahrhunderts lebte, erzählt, (Chronic. L. II. p. 335. ed. Leibnit.) daß der erste Erzbischof von Magdeburg den Bischof von Meißen nebst andern Bischöfen geweiht, sie zur Unterwürfigkeit gegen sich verpflichtet, und ihnen ihren Kirchensprengel angewiesen habe. In der Folge wird dieser Bischof auch häufig als Suffraganeus des Magdeburgischen Erzbischofs genannt; wie vom Helmold, (Chron. Slavor. L. I. c. 11. pag. 30. ed. Bangert.) und andere mehr, die theils Meibom, (Erectio Eccl. Magdeburg. in Rer. Germanicar. T. I. p. 735. 736. 737.) theils Calles, (l. c. p. 22–29.) bereits angeführt haben; worunter auch eine Urkunde vom Jahr 1135. ist. Dieser Jesuit bekennt, daß er solche Widersprüche mit der päpstlichen Exemtion nicht wohl in Uebereinstimmung bringen könnte. Zwar vergißt er die Stelle einer Magdeburgischen Chronik nicht, welche hierüber ein besonderes Licht giebt. (apud Meibom. l. c. T. II. pag. 351.) Sie meldet, daß der Marggraf von Meißen, Wilhelm der Einäugigte, im Jahr 1402. bey dem Papste Bonifacius

dem Neunten die Befreyung der Meisniſchen Kirche von der Magdeburgiſchen Oberaufſicht dadurch bewürkt habe, daß dem Papſte fälſchlich vorgeſtellt worden ſey, als wenn jene Kirche bey ihrer Stiftung unmittelbar von dem päpſtlichen Stuhl abgehangen hätte; weit ſpäter aber dem Metropoliten von Magdeburg, auch dem Erzbiſchof von Prag, als päpſtlichen Legaten, unterworfen worden ſey. Das Gegentheil, ſezt der Chroniſt hinzu, erhelle auch daraus, weil die Markgrafen von Meißen wegen der Abhängigkeit des Bißthums, mit dem Erzbiſchof Günther von Magdeburg Krieg geführt hätten. Daher ſey auch die Exemtionsbulle, als eine erſchlichene, per Cameram, nicht per Cancellariam, am päpſtlichen Hof ausgefertigt worden, weil der Papſt, ſo oft er den Biſchof von Meißen beſtätigt, dem Magdeburger Erzbiſchof ſein Recht vorbehält. Calles, der (l. c. p. 29. 271.) noch mehr Schriftſteller anführt, welche dieſe ſpätere Exemtion bekräftigen, hält dennoch den angegebenen Unterſchied der Ausfertigung vor unrichtig, und glaubt, daß der Papſt andere Urſachen zur Ertheilung dieſes Vorrechts gehabt haben müſſe. Da er aber keine Spuren davon angeben kann: ſo iſt die Erzählung des Ungenannten wenigſtens nicht unwahrſcheinlich; wenn man gleich geſtehen muß, daß er als ein Unterthan des Erzbiſchofs von Magdeburg, der Partheilichkeit beſchuldigt werden kann. Auf die Unterſuchung der Aechtheit von Johann des Dreyzehnten Urkunde hat ſich Calles gar nicht eingelaſſen; daß ſie aber ihre ſehr mißliche Seite habe, braucht nicht erſt gezeigt zu werden.

Allerdings trifft man vor dem Jahr 968. da Burkhard von dem Erzbiſchof zu Magdeburg zum Biſchof von Meißen geweihet werden iſt, wie Dirmar meldet,

meldet, (l. c. p. 335.) keinen Vorgänger desselben an; ob sich gleich daraus noch nicht unwidersprechlich darthun läßt, daß er der allererste dieser Bischöfe gewesen sey. Von seiner übrigen Geschichte weiß man gar nichts: denn daß er viele Slaven jenseits der Elbe zum Christenthum gebracht; eine Gesellschaft von Canonicis bey seiner Kirche nach einer sehr strengen Einrichtung gestiftet, und seinem Clerus schwarze Kleider mit einem leinenen Ueberhange zu tragen anbefohlen habe; sind Nachrichten, welche Calles nur aus Schriftstellern des sechszehnten Jahrhunderts ziehen konnte. (l. c. p. 36. 37.) Unter dem folgenden Bischof Volcold wurde zwar derjenige Theil des Sprengels vom Bißthum Merseburg, der näher gegen die Elbe zu lag, zu dem Meißnischen geschlagen; nachmals aber jenem zurückgegeben. (Ditmar. L. III. pag. 345.) Im Jahr 989. schenkte der Kaiser Otto der Dritte dem Bißthum Meißen den Gau Serleboresdorf im Burgward Boruz an der Elbe, mit allen seinen bisherigen Rechten daselbst, und mit allen Nutzungen, welche er von der Stadt Bzlegora (jezt Belgern) an, bis an den Hafen der Meißner Kirche an beiden Seiten der Elbe gehabt hatte, zugleich mit dem Zehnten an Früchten, Vieh, Gold, Honig, und dergleichen mehr. (Calles l. c. p. 42. ex Msc.) Eine nicht minder ansehnliche Schenkung erhielt das Bißthum im Jahr 995. von eben demselben Kaiser, dessen darüber ausgestellte Urkunde Schöttgen (Hist. der Kursächs. Stiftsstadt Wurzen, S. 43. fg.) und Calles (l. c. p. 46. sq.) mitgetheilt haben; der erstere aber, dessen Buch Calles nicht kannte, am besten erläutert hat. Durch dieselbe urtheilte Otto, auf Anhalten des damaligen Bischofs Eiko, alles, was der Graf Esico von ihm zur Lehn besessen hatte, nemlich Wurcin, (Wurzen) Bichin, (jezt Pichau, ein adeliches

J. N. C. G. 814 bis 1072.

Bünauisches Gut an der Mulda,) Pohuc, (die nachmalige Präbende Poch im Stifte Wurtzen,) Gerischo, (vielleicht Grötzsch bey Eilenburg,) Lubanitz, (das jezige Löbnitz, ein Dorf bey Delitsch an der Mulda,) Nerci, (das heutige Nerchau, ein Städtchen am gedachten Fluße, nicht weit von Grimme,) und andere Oerter, deren Lage sich weniger wahrscheinlich angeben läßt,) mit allen daran haftenden Rechten des Kaisers, dem zu Ehren des Märtyrers Donatus in der Stadt Meißen (Misna) errichteten Bißthum, nebst allen Nuzbarkeiten und Einkünften dieser Ländereyen, auch den Leibeigenen beiderley Geschlechts in denselben, zum Eigenthum. Schöttgen sagt zwar, dieser Landesstrich sey die Grafschaft des Esico gewesen, die er an den zweyten Bischof von Meißen verkauft habe; allein da es damals noch keine erblichen Grafschaften gab, und es in der Urkunde selbst nur ein Lehn (beneficium) genannt wird: so muß es auch dabey sein Bewenden haben. Treffender ist Schöttgens Bemerkung (l. c. S. 51. 53.) daß, wenn gleich dieses Gebiet nunmehr an die Meißnischen Bischöfe gekommen ist, doch die Bischöfe von Merseburg die geistliche Gerichtsbarkeit, welche sie sonst über Wurtzen und die benachbarte Gegend hatten, noch ferner beybehalten haben. Mehr als eine Stelle Ditmars (Chron. L. VII. p. 406. 413) bestätigt dieses. Es kann hier sogleich um des Zusammenhangs willen hinzugesezt werden, daß der eilfte Bischof von Meißen, Herwig, seit dem Jahr 1106. zu Wurtzen, eine Collegiatkirche errichtet hat, welche sie von der Meißner Kirche dadurch unterschied, daß sie kein bischöflicher Sitz, oder keine Cathedralkirche war; sondern nur eine Gesellschaft von Canonicis hatte; wenn sie gleich auch eine Domkirche (dominica aedes) hieß; aber von der Meißner abhängig blieb. Sein Stiftungsbrief

von

von dieſer kleinen Kirche, (Monaſteriolum) die er der Jungfrau Maria im Jahr 1114. weihte, und mit beträchtlichen Einkünften begabte, iſt beym Schörtgen (l. c. S. 85. ſq.) mit einer alten deutſchen Ueberſezung, beym Lünig, (Spicileg. Eccleſ. Continuat. I. pag. 835.) und beym Calles, (l. c. pag. 111. ſq.) zu finden. J. K. C. 814 bis 1078.

Keiner unter Herwigs Vorgängern in dieſem Zeitalter iſt berühmter, als der heilige Benno, der das Bißthum Meißen vom Jahr 1066. bis zum Jahr 1106. verwaltet hat. Doch ſeine Geſchichte iſt zu ſehr mit der Regierung des Kaiſers Heinrichs des Vierten verwickelt, und gehört ohnedem in das zweyte Buch dieſer Geſchichte. Hier wird ſeiner nur darum gedacht, weil er, obgleich der zehnte dieſer Biſchöfe doch der erſte iſt, von dem man einige eifrige Bemühungen, wie ſie gerade von einem Biſchof erwartet wurden, zur Bekehrung der Heyden, mit welchen ſein Kirchenſprengel angefüllt war, ziemlich glaubwürdig erzählt. Ein großer Theil der Sorben war ſchon längſt genöthigt worden, ſich taufen zu laſſen; aber die meiſten derſelben waren eben deswegen zum Götzendienſte zurückgekehrt. Benno, der zeitig angefangen hatte, an ihrer neuen Aufklärung zu arbeiten; aber aus ſeinem Bißthum eine Zeit lang hatte weichen müſſen, kam mit einem beſondern Auftrage des Papſtes Gregors des Siebenten wieder in daſſelbe, ſie nicht allein in der Religion zu unterrichten; ſondern auch von gewiſſen Sünden, die ſich die Päpſte damals vorbehalten hatten, loßzuſprechen. Nunmehr verſammlete ſich eine große Menge dieſer Heyden um ihn; vor ihm niedergeworfen, baten viele um Vergebung ihres Abfalles; die übrigen waren eben ſo lernbegierig: und, wie es bey ſolchen Heiligen gewöhnlich iſt, ſpricht man von vielen Tauſenden, die er durch ſeine Bekehrung auf den Weg des

Heils

Helfa geführet haben ſoll. (Hieron Emſeri vita S. Bennonis, c. 3. p. 1857. ſq. c. 4. p. 1866. in Mancken. Script. Rer. German. T. II.) Ob übrigens Dresden, eine wahrſcheinlich von den Wenden erbauete Stadt, (oder vielmehr nur ein Flecken; — und es iſt eigentlich bloß von der jetzigen Neuſtadt, oder von Alts Dresden die Rede: denn Neu Dresden, oder die jetzige Reſidenz, iſt erſt im Jahr 1020. angelegt worden, und war in dieſem Zeitalter eben ſo wenig noch als Alt Dresden, eine Stadt;) gleich anfänglich zu dem Gebiete der Biſchöfe von Meißen gehört habe, wie es in der Folge eine geraume Zeit ſich darinne befand? kann deſto weniger ausgemacht werden, da der Urſprung dieſer Stadt ſehr im Dunkeln liegt.

Merſeburg an der Saale war das zweyte Bißthum, welches Otto der Große für die neuen Gemeinen im Meißniſchen im Jahr 968. ſtiftete. Was Dirmar, einer der erſten Biſchöfe daſelbſt, von dem Römiſchen Urſprunge dieſer vermeintlich dem Mars gewiedmeten Stadt meldet, (Chron L. I p. 324. ed. Leibnit.) und ihm ſo viele nachgeſagt haben, wird jezt höchſtens nur noch als eines von den vielen Beyſpielen der Sucht unſerer Vorfahren bis ins vorige Jahrhundert, Städte und Familien von den Römern herzuleiten, angeführt. Glaublich iſt es allerdings, daß Merſeburg, zur Zeit der erſten Karolinger, als eine Vormauer Sachſens gegen die Sorben, angelegt worden iſt; es bekam einen Grafen oder königlichen Oberrichter und Befehlshaber: und die davon genannte Grafſchaft hat bis ins eilfte Jahrhundert fortgedauert. Heinrich der Erſte umgab dieſe Stadt zuerſt mit einer ſteinernen Mauer, wie Dirmar (l. c. p. 328.) erzählt; er legte, nachdem Wittekind, (Annal. L. II. pag. 643.) in ihre Vorſtädte eine Anzahl

Häu-

Räuber, die er mit der Bedingung begnadigte, daß sie gegen die eindringenden Slaven und Ungarn fechten sollten: und über die leztern erfocht er im Jahr 934. bey Merseburg einen Hauptsieg. Diese Stadt war also ihrer Lage, ihres festen und blühenden Zustandes wegen, auch wichtig und bequem genug, den Siz eines Bißthums für die neubekehrten oder noch mehr zu bekehrenden Sorben in der Nachbarschaft abzugeben. Eine besondere Veranlassung, es zu errichten, kam hinzu. Als Otto der Erste im Jahr 955. am zehnten August, dem Festtage des Märtyrers Laurentius, im Begriff war, den Ungarn nicht weit von Augsburg eine Schlacht zu liefern: warf er sich im Gefühl seiner Vergehungen zur Erde nieder, und that Gott ein Gelübde, daß er, wenn ihm, auf die Fürbitte des gedachten Märtyrers, der Sieg zu Theil werden würde, den für ihn zu Merseburg neuerbaueten Palast demselben wiedmen, und eine bischöfliche Kirche darinne errichten wolle. Ulrich, Bischof von Augsburg, der auch zugegen war, schnitt einen Zipfel seines priesterlichen Kleides (Dalmatica) ab; band denselben an eine Lanze, und rief, indem er diese hoch empor hob, den Soldaten zu, sie möchten muthig auf die Feinde loßbrechen, weil ihr Feind, der Teufel, durch den heil. Laurentius über den Hauffen würde geworfen werden, und auch seine Anhänger in diesen Fall mit sich fortreissen werde. Otto gewann einen vollkommenen Sieg, und war daher bald darauf bedacht, sein Gelübde zu erfüllen. (Ditmar. l. c. pag. 332. 333. Chronicon Episcopp. Merseburgens. ab a. 968. ad a. 1500. in Ludwigii Reliquiis Msctor. omnis aevi, Tom. IV. p. 331. sq. Francof. et Lips. 1722. 8.)

J. C. 814 bis 1072.

Vor dem Jahr 968. konnte er jedoch dieses neue Bißthum nicht zu Stande bringen. Da ernannte er end-

J. C. G. 814 bis 1073.

tete, um sich der Gunst und Freygebigkeit desselben immer mehr zu bemächtigen: langten zwar im Jahr 981. bey dem Kaiser, der damals in Italien war, Abgeordnete der Canonicorum von Magdeburg, mit dem von ihnen neugewählten Erzbischof, an, und hielten selbst durch Geislern um die Bestätigung desselben an. Dieser aber bat vielmehr den Kaiser, ihm, zur Belohnung seiner langwierigen, treuen Dienste, das gedachte Erzbißthum zu ertheilen: und er erhielt es auch. Damit das Umstoßen der rechtmäßigen Wahl keine Untersuchung zu Rom veranlassen möchte: theilte er unter die dortigen Großen, (weil einmal, sagt Ditmar, und auch die alte Chronik, welche hier zur Quelle dient, daselbst alles für Geld feil war,) reichliche Geschenke aus. Er bekannte auch gegen den Papst Benedikt den Siebenten selbst auf eine heuchlerische Art, daß er bisher das Bißthum Merseburg, ohne Einwilligung des Bischofs von Halberstadt, und also mit Unrecht, besessen habe. Auf dieses Vorgeben, entschied eine Synode zu Rom, daß Geisler sein bisheriges Bißthum nicht länger verwalten könne. Nachdem dieser von dem Erzbißthum Besitz genommen hatte: fieng er an, das Merseburgische Bißthum gänzlich zu zerstückeln. Den zwischen der Saale, Elster und Mulda liegenden Theil desselben, mit den Gauen Plisni, Wedu und Tuchurino, bekam der Bischof von Zeiz. Dem Meißner Bischof wurde einiges zwischen den Flüssen Caminitz und der Elbe, im östlichen Gau Chutizi, zugetheilt. Neun der besten Städte, unter welchen Scudici (jetzt Schkeuditz bey Leipzig,) Worzin, (oder Wurzen,) Ilburg, (jezt Eilenburg,) Dibni, (das heutige Düben,) Cothin, (das jezige Köthen,) und andere mehr waren, behielt Geisler für sich; und zu Merseburg stiftete er eine Abtey, welche er dem

Bischof

Bischof von Halberstadt unterwarf. Zugleich verbrannte er entweder die Schenkungsbriefe des Bißthums Merseburg; oder ließ sie unter dem Nahmen seiner Kirche ausfertigen. Zwar fehlte wenig daran, daß er nicht unter der folgenden Regierung Otto des Dritten dafür bestraft wurde. Die Mutter dieses Kaisers, Theophania, die den heil. Laurentius im Traum, und seines rechten Arms beraubt, gesehen haben sollte, zum Merkmal, wie er es ihr erklärte, daß man ihm seine Kirche zu Merseburg entrissen habe, bewog ihren Sohn, daß er Geislern bey dem Papste Silvester dem Zweyten deswegen verklagte. Doch der Erzbischof, der nach Rom gefordert wurde, konnte, vom Schlag gelähmt, nicht kommen; und da der Papst diese Sache in Deutschland selbst auf Kirchenversammlungen untersuchen lassen wollte: wußte er sich durch bestochene Freunde, und andere Mittel, zu retten. (Ditmar. l. c. L. III. p. 339. 343–345. L. IV. pag. 357. Chron. Episc. Merseburg. l. c. p. 336–345.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Sobald aber Geisler im Jahr 1004. gestorben war, setzte der Kaiser Heinrich der Zweyte einen neuen Erzbischof an seine Stelle, und ließ diesen, nebst den drey Bischöfen, welche durch die Zerstückelung des Bißthums Merseburg gewonnen hatten, zu sich kommen, um sie zu ermahnen, daß sie demselben sein Eigenthum zurückgeben möchten. Nur der Halberstädtische weigerte sich dessen; daher ihm der Kaiser für seinen Antheil eine Schadloshaltung ertheilte, und im Jahr 1007. Wigberten das wieder hergestellte Bißthum übergab. (Ditmar. L. V. pag. 375. L. VI. p. 376. Chron. Episc. Merseb. p. 345. sq.) Er predigte den Slaven fleissig das Christenthum; ließ aber auch freylich bey ihrer Bekehrung Hand anlegen, indem er ihren geheiligten Hayn Zutburi, den sie als

J. n. C. G. 814 bis 1073.

einen Gott verehrten, niederzuhauen befohl, und an diesem Orte dem Märtyrer Romanus eine Kirche erbauete. Die Kirche zu Merseburg bekam zu seiner Zeit, zum Theil durch seine Sorgfalt, ansehnliche Schenkungen an Ländereyen und Kostbarkeiten; unter andern gab ihr der Kaiser Bertfrideroth, wo ein Goldbergwerk war: alles zum Heil der Seelen der Wohlthäter. (Ditmar. L. VI. pag. 385. Chron. Ep. Merf. p. 347. 348.) Als Wigbert im Jahr 1012. gestorben war: bestellte Heinrich der Zweyte eben den Ditmar zu seinem Nachfolger, dessen oben (S. 179. fg.) beschriebene wichtige Chronik bisher so oft benüzt worden ist. Allein was am angeführten Orte von seinen frühern Aemtern, nach dem Vorgange berühmter Verfasser seiner Lebensgeschichte gemeldet worden ist, muß wohl nach genauerer Untersuchung wegfallen. Denn er sagt es nicht allein selbst, (L. VI. p. 385.) daß er damals zu Magdeburg gewesen sey, als er zum Bißthum berufen wurde; sondern es meldet auch die mehrmals genannte Chronik, die von einem Merseburgischen Geistlichen aufgesezt worden ist, der sich nicht selten auf Urkunden des bischöflichen Archivs beruft, (pag. 350.) daß ihn der Erzbischof von Magdeburg, Tammo, dem Kaiser zu dieser Würde, als einen Canonicus seines Klosters, empfohlen habe. Man rühmt ihn als einen demüthigen Bischof, weil er immer fortgefahren habe, sein Amt als Canonicus zu verwalten; man sezt aber auch hinzu, daß er die angemaaßte Jagdgerechtigkeit eines Markgrafen in einem Walde seiner Kirche durch Bewaffnete abgetrieben habe. Unermüdet, und nicht weniger glücklich, war insonderheit sein Eifer, dem Bißthum das Verlorne und neuen Zuwachs von Gütern zu verschaffen. Unter andern schenkte demselben ein gewisser Graf sein Landgut, von dessen Einkünften der Clerus

Klei-

Kleider und Fische zu einer herrlichen Mahlzeit (convivium peroptime saginatum) in den drey jährlichen Fastenzeiten, bekam. Ditmar starb im Jahr 1022. (Chron. Epiſc. Merſeb. p. 352–259.)

J. n. C. G. 814 bis 1072

Von den übrigen Bischöfen Merseburgs in diesem Zeitalter Nachricht zu geben, würde zu wenig lehrreich seyn, wie der Anblick ihrer Lebensbeschreibungen in der oftgedachten Chronik (p. 361–374.) zeigen kann: denn daß sie für ihr Stift immer mehr geschenkte Güter erworben haben, versteht sich von selbst. Aber eine Urkunde, welche Leipzig betrifft, darf hier nicht übergangen werden. Diese Stadt, ursprünglich von den Slaven, ihren Erbauern, Lipzk, Libzi, Lipzke, und noch auf ähnliche Art, von den in ihrer Gegend häuffig wachsenden Linden genannt, kommt zuerst beym Ditmar (Chronic. L. VII. p. 406.) unter dem Nahmen Libzi im Jahr 1015. vor, da Eido, Bischof von Meißen, ein Heiliger, der keine Hemden trug; mit bloßen Füßen gieng, ausser wenn er die Messe las, und sich aus Andacht beynahe todt hungerte, daselbst starb. Im Jahr 1022. aber schenkte der Kaiser Heinrich der Zweyte durch eine noch im Merseburger Stifts-Archiv vorhandene Urkunde, welche Dav. Pfeifer (Lipsia, sive Origg. Lipsienſ. L. I. p. 108. sq. Lipſ. 1700. 8.) und andere mitgetheilt haben, zum Seelenheil von sich, seinen Eltern und seiner Gemahlinn Kunigunde, der Kirche zu Merseburg, die zwischen der Elster, Pleiße und Barthe gelegene Stadt Lipzk, mit allen zu derselben gehörigen Ländereyen, Aeckern, Gebäuden, Waldungen, Jagden, Mühlen, und dergleichen mehr; er übertrug seinen Besitz von diesem allem auf den Bischof Ditmar. An sich macht dieser Inhalt, und von einem gegen den Clerus so freygebigen Kaiser, als der heilige Heinrich

J. n. C. G. 814 bis 1073.

war, keine Bedenklichkeit. Allein diese Urkunde ist, wie Johann Jacob Mascov; oder vielmehr Jacob Born, (de Iure Stapulae ac Nundinarum civitatis Heinrich Lipsiae, §. 16. p. 24. 25. Lipſ. 1738. 4.) bemerkt hat, im October des gedachten Jahrs zu Merseburg unterzeichnet; und gleichwohl befand sich der Kaiser schon im Julius in Italien, und kehrte erst im folgenden Jahre nach Deutschland zurück. Auch nennt sich Heinrich, der doch seit vielen Jahren schon Kaiser war, im Eingange dieser Urkunde nur König. Sie hat also starke Zweifel wider sich, und sollte wenigstens nach der Urschrift noch einmal untersucht werden. Man kann hinzusezen, daß zwar in Ditmars Leben (Chronic. Epiſc. Merſeburg. l. c. p. 358.) unter den Schenkungen des Kaisers an dieses Bißthum, auch Ctozini in Liptziche genannt wird; es fällt jedoch in die Augen, daß dieses keine hinlängliche Bestätigung jener Urkunde ist; wenn man gleich bey dem übrigen ziemlich unkritischen Abdrucke der Urkunden in Ludwigs sehr schäzbarem Werke, nicht zweifeln darf, daß hier Leipzig gemeint sey.

Zu diesen zwey Meißnischen Bißthümern sezte Otto der Erste auch im Jahr 968. noch das dritte, zu Zeiz, oder Cizi, einer Stadt Slavischen Ursprungs an der Elster. Denn Ditmar versichert, (L. I. pag. 335.) daß der Erzbischof von Magdeburg den ersten Bischof daselbst zugleich mit dem Meißner und Merseburgischen geweiht habe. Nach einer alten Erzählung hatte bereits der Vater dieses Kaisers, Heinrich, daselbst eine größere Kirche angelegt, der die Priester untergeordnet seyn sollten, welche zu Merseburg, Memleben, Kirchberg und Dornburg das Christenthum lehrten und ausbreiteten. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß Otto der eigentliche Stifter des

Biß-

Bißthums gewesen ist. Man hat von diesem Bißthum weniger alte Nachrichten und Urkunden, als von den beiden bisher beschriebenen: vermuthlich, weil es dieselben durch die Verwüstungen der Böhmen, denen es am meisten ausgesezt war, eingebüßt hat. Unterdessen ist doch **Paul Langens**, Benediktinermönchs in dem ehemaligen Kloster **Bosau** bey Zeiz, (welches von dem ersten Bischof zu Merseburg, **Boso**, den Nahmen führen soll,) in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Geschichte dieses Bißthums immer eine brauchbare Arbeit, indem er mit mehr Kenntniß guter Quellen, Forschungsgeist und Freymüthigkeit als die meisten seiner ältern Ordensgenossen, geschrieben hat. **Pistorius** hat eine seiner Schriften dieses Inhalts (Chronicon Citizense, in Pistor. Scriptt. Rer. German. T. I. pag. 1120. sq. ed. Struv.) ans Licht gestellt; sie empfiehlt sich selbst durch Einrückung von Urkunden; oder Auszügen derselben. Das zweyte Werk dieser Art — und er hatte deren vier geschrieben — (Chronica Numburgensis Ecclesiae omnium Episcoporum, qui a tempore Ottonis M. Imperat. usque ad Caroli V. tempora, continua successione rexerunt, in Menckenii Scriptt. Rer. Germanicar. T. II. p. 1. sq.) ist zwar kürzer, als jenes; enthält aber doch manches, was man darinne vergebens sucht. Damit kann man **Johanns von Isenach** (oder **Eisenach**,) Decanus der Kathedralkirche zu **Naumburg** um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, (wenigstens hält man ihn wahrscheinlich für den Verfasser,) kürzere, aber glaubwürdige Nachrichten, (Acta et facta praesulum Nuenburgensium, in C. F. Paullini Syntagm. Rer. et Antiquitt. Germanic. cum eiusd. notis, p. 129. sq. Francof. ad Moen. 1698. 4.) und von Neuern, eine Abhandlung des **Sagittarius**, (Historia Fpiscopp. Naumburg. Ienae,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ienae, 1683. 4.) ingleichen C. S. P. Histor. geo-
J. n. C. S. 814 bis 1073. graph. und topograph. Beschreibung des hohen Stifts Naumburg-Zeiz, größtentheils aus ungedruckten Nachrichten, Dresden, 1792. (eigentlich 1789.) 8. nüzlich verbinden.

Hugo war der erste Bischof von Zeiz: und bereis ihn nöthigte der Einfall der Böhmen, welche diese Stadt und Kirche verheerten, im Jahr 974. mit den Einwohnern wegzuflüchten; wiewohl er nach' fünf Jahren wieder einen ziemlich ruhigen Siz bekam. Der zweyte dieser Bischöfe, Friedrich, ohngefähr seit dem Jahr 980. er hielt zwar durch die oben beschriebene Zertrümmerung des Bißthums Merseburg, einen ansehnlichen Zuwachs für das seinige; allein der vierte, Hillewardo, der im Jahr 1002. Bischof wurde, gab dieses freywillig an den rechtmäßigen Besitzer zurück. Zu seiner Zeit traf das Bißthum Zeiz die wesentliche Veränderung, daß es nach Naumburg (damals Nuenburg genannt,) verlegt wurde. Der Benediktiner Lange war von den Ursachen dieser Versezung nicht hinlänglich unterrichtet. Er wundert sich daher, (Chronic. Citiz. apud Pistorium, l. c. T. I. pag. 1138.) daß der ältere eigentliche Ort der Stiftung so sehr verachtet worden sey, und selbst der Nahme des Bißthums Zeiz aufgehört habe; obgleich die meisten Bischöfe lieber in dieser Stadt, als zu Naumburg, ihr Begräbniß gewählt hätten. Vermuthlich, sagt er, ist Nuenburg darum vorgezogen worden, weil es eine angenehmere Lage hat; mehr Reichthum und Ueberfluß besizt; mehr geistliche Stellen und einen zahlreichern Clerus, ein ansehnlicheres Singechor und schmackhafteres Getränke hat; (cantu clamosior, potu delicatior,) endlich durch seine Jahrmärkte berühmter ist. Doch die Hauptursache ist wohl

diese

dieſe geweſen, daß Naumburg etwas feſter als Zeiz war; mithin feindliche Angriffe leichter abwehren konnte. Der Kaiſer Conrad der Zweyte bat ſelbſt den Papſt Johann den Neunzehnten um die dazu nöthige Erlaubniß; und da die Söhne des Markgrafen von Meißen, Eckards des Erſten, Hermann und Eckard der Zweyte, welche ihm in dieſer Würde folgten, und denen Naumburg zugehörte, an dieſer Angelegenheit durch Ueberlaſſung dieſer Stadt ebenfals Antheil nahmen: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß durch eine begreifliche Vermiſchung in einer Meißniſchen Chronik von ſonſt gutem Werthe, (Chronic. Montis Sereni ad a. 1171. ap. Mencken. l. c. p. 193.) Eckard der Erſte, der Stifter des Naumburger Bißthums genannt wird. Der Papſt führt alle dieſe Umſtände ſelbſt in dem an den Biſchof Hilleward im Jahr 1029. erlaſſenen Breve an, welches Sagittarius (in Hiſtoria Eccardi II. Marchionis Misniae, et in ea translatione Sedis Epiſcopalis Ciza Numburgum, p. 15. ſq. Ienae, 1680. 4. einer auch von J. G. Eccard in ſeine Hiſt. genealog. Princip. Saxon ſuper. p. 211. ſq. eingerückten Schrift,) bekannt gemacht hat. Er verlegt darinne das Bißthum Zeiz nach Naumburg, als einer feſten, und von feindlichen Angriffen entfernten Stadt, weil ſolches auch den Kirchengeſezen nicht zuwider, und dergleichen ſchon ſonſt geſchehen ſey. Da dieſes Breve, oder, wie es Sagittarius im weitläuftigern Verſtande nennt, dieſe Bulle, weil ſie auf Papier geſchrieben war, ſchadhaft wurde: erneuerte ſie im Jahr 1228. der Papſt Gregor der Neunte, auf Verlangen des Biſchofs und Domcapitels zu Naumburg, durch eine andere, welche Sagittarius ebenfals eingerückt hat. (l. c. p. 17. ſq.) Ja ſchon im Jahr 1032. hatte Johann der Zwanzigſte die Verlegung des Bißthums in einer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

anderm Urkunde bestätigt, welche man auch bey dem gedachten Gelehrten findet. (l. c. p. 19. sq.) Sie hat noch das Eigene, daß der Papst verordnet, die Kirche zu Zeiz sollte darum nicht vernachläßigt; sondern es sollten, an die Stelle der nach Naumburg übergehenden Cleriker, Mönche oder Canonici angestellt werden, welche mit hinlänglichem Gehalte daselbst Gotte dienten, und ihrer Mütter, der Kirche zu Naumburg, gehorsam wären. Daraus ist die noch fortdauernde Collegiatkirche zu Zeiz entstanden. Endlich gab auch in eben dem Jahr 1032. der Kaiser Conrad der Zweyte eine feyerliche Bestätigung über die Versezung des Bißthums, und schenkte zugleich demselben eines seiner Güter in Thüringen. (ibid. p. 21. sq.) Cadulus, ein Langebarde, war übrigens der erste Bischof von Naumburg. Der Kirchensprengel dieses Bißthums, das immer reicher wurde, erstreckte sich über das eigentliche Zeizer und Naumburger Gebiet; über das jezige Schönburgische, einen Theil des Amts Weissenfels, das Altenburgische, Vogtland, und den Neustädtischen Kreis.

n. C. 814 bis 1073.

Früher noch, als diese drey Meißnischen Bißthümer, legte Otto der Erste zwey andere in den benachbarten Slavischen Ländern an. Sein Vater Heinrich hatte den bereits von Karln dem Großen siegreich angefangenen Versuch, die Slaven zwischen der Ostsee, Elbe und Oder zu bezwingen, glücklich genug fortgesezt. Ihm gelang es, hierinne noch viel weiter zu kommen. In den Ländern, welche jezt die Mark Brandenburg, Mecklenburg und Schwedisch Pommern heissen, schien alles seiner Herrschaft unterworfen zu seyn: und einer seiner tapfersten Befehlshaber, Gero, Markgraf der östlichen Mark, nöthigte endlich im Jahr 965. auch die Lusizer, oder die Slaven in der heutigen Niederlausiz, zum Gehorsam gegen ihn.

ihn. (Witich. Annal. L. III. p. 657. Ditmar. Chron. L. II. pag. 333. Helmold. Chron. Slavor. L. I. c. 9. p. 27.) Nun erſt glaubte Otto, unter dieſen Slaviſchen Nationen chriſtliche Kirchen und Bißthümer ſtiften zu können; auch bey ihnen ſollte die Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Biſchöfe, ein Hauptmittel abgeben, einen neuen Aufſtand gegen die deutſche Botmäßigkeit zu verhüten. Havelberg, in der heutigen Prignitzer Mark gelegen, und Brandenburg, (urſprünglich von den Slaven Brannibor oder Brennasbor genannt,) in der jezigen Mittelmark, waren zwo feſte Städte, welche ſein Gebiet in den umliegenden Gegenden ſicherten, und daher deſto bequemer zu Sizen für Hauptkirchen waren. In der erſtern dieſer Städte legte alſo Otto im Jahr 946. ein Bißthum an, deſſen Stiftungsurkunde in mehrern Büchern abgedruckt iſt. (z. B. in Schmidts Brandenburg. Reformationshiſtorie, S. 34. und Buchholtz. Verſuch einer Geſchichte der Kurmark Brandenburg, Erſter Theil, S. 405.) Er ertheilte darinne dem neuen Biſchof Udo die Hälfte des Schloſſes und der Stadt Havelberg, welche in der Provinz Niletizi lag, nebſt der Hälfte aller dazu gehörigen Dörfer; auch die Stadt Nizem, und viele andere Dörfer, Flecken, Aecker, Waldungen und Zehnten. Zu Gränzen ſeines Kirchenſprengels ſezte Otto gegen Morgen die Pene, wo ſie ſich in das Meer ergießt; die Elde, von ihrem Urſprunge an, bis zu ihrem Einfluſſe in die Elbe; gegen Mitternacht das Meer der Rügier, und gegen Mittag den Fluß Stremme; mithin einen Theil der Mittelmark und der Prignitz, vom Mecklenburgiſchen und Pommern. Ein weitläufiger Bezirk; der aber größtentheils nicht aus neugeſtifteſten Gemeinen beſtand; ſondern wo Tauſende noch erſt bekehrt werden ſollten.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Nicht anders war das kirchliche Gebiet des zweyten dieſer Bißthümer beſchaffen, das Otto im Jahr 948. oder 949. zu Brandenburg ſtiftete. In ſeiner darüber ausgeſtellten Urkunde, welche man beym Eccard, (Hiſt. genealog. Principp. Saxon. ſuperior. p. 129.) und Buchholz, (l. c. S. 406.) findet, ſagt der König, daß er daſſelbe ebenfals in der Mark des Gero anlege; zum erſten Biſchof deſſelben Thiatmarn (oder Ditmarn) ernenne; ihm die Hälfte der Stadt Brandenburg, nebſt den beiden Städten Prizervi und Lzeri, auch die Hälfte aller dazu gehörigen Dörfer ſchenke; und folgende Provinzen zu ſeinem Kirchenſprengel beſtimme: Moraciani, Cerviſti, Ploni, Zpriavani, Heveldun, Uwcri, Riaciani, Zamzici, Daſſia und Luzici. Es ſollte nemlich dieſes Bißthum morgenwärts bis an die Oder, gegen Abend und Mittag an die Elbe, und gegen Norden zu bis an die Gränzen der Provinzen Uwcri, Riaciani und Daßia, ſich erſtrecken; oder, nach neuern Nahmen und Abtheilungen, ein beträchtliches Stück der Mark Brandenburg, das Anhältiſche und die Niederlauſiz, in ſich begreiffen. Die Geſchichte dieſer beiden Bißthümer haben Lenz (Diplomat. Stiftshiſtorie von Havelberg, Halle, 1750. 8. und Diplomat. Stiftshiſtorie von Brandenburg, ebend. 1750. 8.) und Gercken (in der Ausführlichen Stiftshiſtorie von Brandenburg, Braunſchweig, 1766. 8.) gründlich beſchrieben.

Sie waren eine geraume Zeit hindurch in einem ſehr ſchwankenden Zuſtande. Die Slaven dieſer Länder, welche man zu Chriſten machen wollte, konnten noch nicht einmal als Unterthanen des deutſchen Königs angeſehen werden: und viel weiter, als die Sächſiſchen Beſazungen unter ihnen reichen mochten, verbreitete ſich das Chriſtenthum noch ſchwerlich. Otto ſelbſt

mußte,

mußte, nachdem er die erstgedachten zwey Bißthümer errichtet hatte, noch mehr als einmal mit den Nationen, welche zu denselben geschlagen waren, Krieg führen. Keine brachen das Versprechen der Unterwürfigkeit öfters, als die Redarier, welche in der Prigniz und in einem Theil des Mecklenburgischen wohnten. Diesen Nahmen, oder eigentlich Rethrer, scheinen sie von ihrer berühmten, in einem tiefen See vier Tagereisen von Hamburg gelegenen Stadt Rethre bekommen zu haben, wo nach Ditmarn, (L. VI. pag. 381. sq.) Adam von Bremen, (H. Eccl. L. II. c. 11. p. 19.) und Helmolden (l. c. L. I. c. 2. p. 6.) der vornehmste Tempel der Slaven sich befand; unter andern Götzen, besonders ihrem Hauptgotte, Radegast gewiedmet, von welchem auch die Stadt Riedegast hieß. Hier holten die Slaven günstige Vorbedeutungen zu ihren Kriegen: und eben daselbst wurden feyerliche Zusammenkünfte dieser Nationen über ihre Landesangelegenheiten gehalten. So lange daher diese Stadt mit ihrem Tempel übrig war, — und beide wurden erst im Jahr 1121. von dem Sächsischen Herzoge Lothar verbrannt, — so lange war auch stets ein geheimer Zunder für neue Einfälle und Verwüstungen der Slaven im benachbarten Sachsen, ja zur Zerstörung der deutschen Eroberungen im Slavenlande vorhanden. Sie lag wahrscheinlich am Tollenzersee im Mecklenburg-Strelizischen Lande; da man in neuern Zeiten einige Bruchstücke gottesdienstlicher Alterthümer daselbst entdeckt hat: so hat dieses zu manchen gelehrten Untersuchungen Anlaß gegeben. (Gebshardi Gesch. aller Wendisch-Slavischer Staaten, Erster Band, S. 110. fg.) Ein Fürst der Obotritischen Slaven im Mecklenburgischen, Mistewoi, der, obgleich ein Heyde, doch dem Kaiser Otto dem Zweyten ergeben war, wurde von dem Markgrafen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der

[illegible]

Otto der Erste, der sich in der [illegible] Karln den Großen zum [illegible] Aldenburg oder Oldenburg, Slavisch Starigard, in der [illegible] Wagrien, welche noch unter diesem Nahmen einen Theil des Herzogthums Holstein ausmacht, für die dortigen Slaven, oder Wagrier, für die Obotriten im benachbarten Mecklenburgischen, und für die Kyßiner, bis an die Pene, und die Stadt Dimine, jezt Demmin, gestiftet. Außer diesem Umfange des neuen Bißthums, untergab er auch die Stadt Schleswig, sonst Heidibo

dibo genannt, der kirchlichen Aufsicht des ersten Bischofs Marco. Denn die sonst wüsten Provinzen Schleswig und Wagrien waren damals schon sehr wohl angebauet, und mit Klöstern angefüllt. Nach dem Tode aber dieses Bischofs erhielt Schleswig seinen eigenen. Uebrigens gieng in den zum Aldenburgischen Bißthum gerechneten Ländern die Fortpflanzung des Christenthums so glücklich von Statten, daß man bald überall Kirchen, Priester, Mönche und Nonnen sah. Die dortigen Bischöfe bekamen auch von dem Stifter ein sehr reichliches Einkommen: und sie waren davon wohlthätig gegen die ärmern Wenden; die Fürsten derselben aber ehrten sie deswegen. Jeder Pflug Ackers in den Ländern der Wagrier und Obotriten mußte ihnen, an Statt des Zehnten, eine gewisse Anzahl von Korn, Flachs und Geld zahlen; aus den Städten und Landgütern zogen sie noch andere Einkünfte. (Helmold. Chron. Slavor. L. I. c. 12. p. 33. 34.) Einige Zeit darauf zwischen den Jahren 970. und 980. begehrte der Fürst der Obotriten, Billug, die schöne Schwester des Aldenburgischen Bischofs Wago zur Gemahlinn. Er erhielt sie auch, weil der Bischof besorgte, seine Verweigerung möchte der neu angelegten Gemeine nachtheilig werden. Allein schon die Heyrath mit einer Deutschen war den Gesezen der Nation zuwider; und als vollends der Bischof die aus dieser Ehe erzeugte Tochter Hodica als eine Nonne erziehen, und in den Wissenschaften unterrichten ließ, auch noch in ihrer ersten Jugend zur Aebtissinn eines Klosters zu Mikilinburg (oder Mecklenburg) bestellte: verdroß dieses besonders ihren Stiefbruder Mißizla, der seinem Vater auch gegen diese mit den Nationalsitten so sehr streitende Einrichtung, heftige Vorstellungen that. Endlich beredete Billug, der sich deswegen nicht in einen Krieg verwickeln wollte,

J. N. C. 814 bis 1072.

den

Mistiwoi, der schlechterdings den Untergang des Christenthums zwischen der Elbe und Oder verursachte, wurde zuletzt von Reue getroffen; kehrte zu dieser Religion zurück, ward aber, weil er sie nicht verlassen wollte, von seinen Unterthanen im Jahr 1018. aus dem Lande vertrieben, und starb zu Bardenwick. (Adam. Brem. L. II. c. 39. p. 24. Halmold. L. I. c. 13–16. p. 40. sq.)

Ueber

Ueber dreyſſig Jahre lang ſchienen alſo die Länder der Wagrier, Obotriten, Polaber und Ryſſinen für die chriſtliche Religion verloren zu ſeyn. Doch um das Jahr 1020. zwang der Herzog Bernhard dieſe Slaven, ſich dem Kaiſer wieder zu unterwerfen: und nun konnte auch Unwan, Erzbiſchof von Hamburg, an die Wiederherſtellung ſeiner und der Kirche zu Aldenburg denken, zu deren Biſchof er einen gewiſſen Benno ernannte, deſſen Predigten vielen Nutzen ſchafften. Doch dieſer brachte es mit genauer Noth ſo weit, daß jährlich von jeder Obotritiſchen Familie zwey Pfennige an ſein Bißthum gezahlt wurden. Von den übrigen ehemaligen Gütern ſeines Bißthums konnte er faſt gar nichts erhalten; obgleich die Abgeordneten jener Slaviſchen Nationen auf dem Reichstage zu Werben in der jezigen Alten Mark, den der Kaiſer Heinrich der Zweyte im Jahr 1023. hielt, ſolches verſprochen hatten. Sie zahlten ihm nicht einmal jene kleine Familienſteuer. Ueberhaupt erklärten ſie ſich, daß ſie lieber ihr Vaterland verlaſſen, als ſo vielerley drückende Abgaben entrichten wollten: und der Herzog Bernhard überhäufte ſie ſo ſehr mit denſelben, daß ſie, wie Adam von Bremen ſchreibt, weder Gotte noch ſeinen Prieſtern etwas zu geben geneigt waren. Als Benno fand, daß für ſeinen Unterhalt gar nicht geſorgt war: begab er ſich zu dem Biſchof von Hildesheim, der ihm ſo viel mittheilte, daß er wenigſtens zuweilen nach Wagrien reiſen konnte, um ſeine Gemeine nicht ganz aus der Acht zu laſſen. Unter Konrads des Zweyten Regierung ſeit dem Jahr 1024. blieben zwar dieſe Slaven eine Zeit lang ruhige Unterthanen des Deutſchen Reichs; aber die Geldbegierde der Sächſiſchen Befehlshaber ließ den Kirchen und Prieſtern daſelbſt wenig übrig. Bernhard hatte den Sohn des Obotritiſchen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

schen Fürsten Uto, der eben kein zuverläßiger Christ war, Nahmens Gottschalck, nach Lüneburg genommen, um ihn daselbst in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Allein sobald dieser im Jahr 1031. hörte, daß sein Vater von einem Sachsen ermordet sey, flüchtete er sich über die Elbe zu seinen Slaven, und verheerte an der Spitze eines räuberischen Haufens derselben, ganz Nordalbingien mit unbeschreiblicher Grausamkeit. Indem er jedoch eben die weite Wüste betrachtete, in welche er das heutige Holsteinische verwandelt hatte: entsezte er sich selbst über dieses sein Werk, und wünschte, mit den Christen ausgesöhnt zu werden. Bernhard bekam ihn bald darauf gefangen; ließ ihn aber wegen seiner großen Gaben wieder loß, und schloß ein Bündniß mit ihm. Dieses that die Würkung, daß Gottschalck, nachdem er sich wieder in den Besitz seiner väterlichen Länder gesezt, ja die Slaven überhaupt im jezigen Holsteinischen, Lauenburgischen, Mecklenburgischen, und bis an die Pene in Pommern, unter seine Bothmäßigkeit genöthigt hatte, wodurch er seit dem Jahr 1047. Stifter eines mächtigen Wendischen Reichs wurde, das Christenthum, welchem er nun eifrig zugethan war, nebst deutschen Sitten, (wovon eines das andere unterstüzte,) unter seinen Slaven mit dem lebhaftesten Bestreben einführte. Beynahe der dritte Theil der Slaven, die unter seinem Großvater Mistewoi zum Heydenthum zurückgefallen waren, wurde jezt wieder christlich. Oft hielt er selbst Ermahnungsreden in der Kirche an das Volk, und machte ihm dasjenige durch Slavische Ausdrücke deutlicher, was die Geistlichkeit mystisch vortrug. Ueberall wurden in seinem Reiche Klöster angelegt, unter andern, nach dem Adam von Bremen, in folgenden Städten: Liubice, oder Lubeke, (die erste Meldung von Lübeck, wiewohl es damals ohngefähr

n. C. 814 bis 1073.

eine

eine halbe Meile vom heutigen Lübeck an der Schwartau lag;) Aldenburg, (jezt Oldenburg in Wagrien,) Leontium, (Lenzen in der Mark Brandenburg,) Razisburg, (das heutige Razeburg,) und Magnopolis, (oder Mecklenburg, nicht weit von Wismar.) Adelbert war damals Erzbischof von Hamburg. Er sandte dem Könige Gottschalck Bischöfe und Priester zu; theilte auch um das Jahr 1057. oder 1058. das Bißthum Aldenburg in drey kleinere, indem er noch zwey, zu Mecklenburg und Razeburg, stiftete; doch kam sein Entwurf, ein Patriarchat von zwölf Bißthümern zu errichten, nicht zu Stande. Selbst Gottschalcks Reich gieng bald wieder unter. Er wurde im Jahr 1066. von einigen Slaven, die ihrer alten Religion und Verfassung noch getreu waren, zu Lenzen ermordet. Einen christlichen Priester schlachteten sie daselbst auf dem Altare, und brachten viele andere Christen ums Leben. Der Aufstand der Slavischen Nationen wurde gar bald allgemein. Unter einer Menge anderer Leidenden, ward der alte Bischof von Mecklenburg, Johann, mit Schlägen gemißhandelt; durch alle Slavische Städte zum Spotte geführt, und da er seiner Religion nicht entsagen wollte, an Händen und Füßen verstümmelt hingeworfen. Die Gemahlinn Gottschalks, eine Dänische Prinzessinn, peitschten sie nebst ihrem Hoffrauenzimmer nackend aus. Sie zerstörten Hamburg und Schleswig, und die dortigen Länder wurden die traurigste Wüste. Noch einmal wurden alle diese Slaven Heyden: mit einer desto wütendern Hitze, je schneller und gewaltsamer man sie zu Christen umgeschaffen hatte. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 48. p. 29. L. III. c. 21. sq. p. 38. sq. L. III. c. 34. p. 41. L. IV. c. 11. sq. p. 46. sq. Helmoldi Chron. Slavor. L. I. c. 17–23. p. 53. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1071.

J. n. C. G. 814 bis 973.

Für ſo viele Bißthümer, welche Otto der Erſte zur Befeſtigung des Chriſtenthums unter den Slaviſchen Nationen angelegt hatte, wollte er auch einen neuen Metropoliten haben, dem ſie alle unterworfen ſeyn ſollten. Magdeburg, (anfänglich Magadoburg genannt,) dieſe Sächſiſche Gränzſtadt gegen die Slaven; die ſchon zu Karls des Großen Zeit ein Handelsort, oder eine der von ihm beſtimmten Städte war, durch welche die Kaufleute, welche mit den Slaven und Avaren handelten, ihren Weg nehmen, und wo ſie ihre Niederlagen haben ſollten; (Caroli M. Capitulare a. 805. ad omnes generaliter, c. 8. p. 425. ap. Baluz. T. I. unter andern auch erläutert in Eccardi Addit. ad LL. Salicas, p. 180. und in Falckenſteins Analectis Nordgavienſibus, Erſte Nachleſe, S. 1. fg.) jezt, weil ſie Otto's Gemahlinn, Editha, einer Engliſchen Prinzeſſinn, wegen einiger Aehnlichkeit mit London, beſonders gefiel, von ihm ſo ſehr zum häufigen Aufenthalte ausgezeichnet, erweitert und verſchönert, daß ſogar Ditmar (Chron. L. II. p. 331.) und nach ihm mehrere, ihn als Erbauer derſelben angeben, ſollte der Siz dieſes neuen Erzbißthums werden. Seit dem Anfange ſeiner Regierung hatte er vieles dazu vorbereitet. Im Jahr 937. ſtiftete er zu Magdeburg eine dem heil. Mauritius und andern Märtyrern gewiedmete Kirche mit einem Kloſter; ſchenkte derſelben mehrere Güter und Einkünfte; gab auch den Mönchen die Freyheit, ſich ihren Abt und ihren Gerichtsvogt (advocatus) ſelbſt zu wählen; nur daß ſie durch eine kleine jährliche Abgabe erkennen ſollten, ſie ſtünden unter dem Schuze (mundiburdio) des Königs. (Diploma Otton. I. ap. Meibom. Rer. Germanicar. T. I. p. 741. et in Sagittarii Antiquitt. Archiepiſc. Magdeburg. pag. 14. ſq. Halae, 1711. 4.) Darauf folgten in eben demſelben Jahre, und in vielen

der

der nächsten, zahlreiche und immer wichtigere Schenkungen, welche Otto diesem Stifte in noch vorhandenen Urkunden machte: Dörfer und Landgüter; Zinse und Zehnten von Städten; der königliche Zoll zu Magdeburg; die Lehnsherrschaft über die Stadt Sputinesburg, (jezt Rothenburg an der Saale,) die Städte Calbe, Rosburg und andere Lehne verschiedener Burgwartsmänner; eine große Menge Dienstleute von Halbfreyen (Liti) und Leibeigenen, Deutschen und Slavischen Familien; sogar auch Güter und Klöster ausserhalb Sachsen, in Hessen und am Rhein. Er schenkte dieser Kirche im Jahr 961. die Stadt Givikanstein, (nachmals Giebichenstein,) nebst der dazu gehörigen Salzquelle, (Salfugo,) die erst im Jahr 1702. wieder entdeckt worden ist. Dazu kam im Jahr 965. der Zoll von Menschen, Schiffen und Wagen zu Magdeburg; die Münze, die kaiserliche höchste Gerichtsbarkeit (bannus) in der Stadt und umliegenden Gegend über Kaufleute und Juden, nebst der Befreyung von aller Gerichtsbarkeit seiner Befehlshaber und Beamten. Alles dieses gab Otto dem heil. Mauritius, (bisweilen wird auch Gott noch vor ihm genannt,) zu seinem und seiner Familie Seelenheil. In einer Schenkungsurkunde vom Jahr 962. sezt er neben dem gedachten Märtyrer auch die Erzbischöfe, welche jedesmal Vorsteher seiner Kirche seyn würden. (Diplom. Otton. I. apud Meibom. l. c. p. 740. 742. 748. 749. et in Beniam. Leuberi Disquisit. planaria Stapulae Saxonicae, einem deutsch geschriebenen wichtigen Werke, ohne Seitenzahlen, Budissin, 1658. 4. n. 1181. fg. n. 1588. fg. n. 1600. fg. et apud Sagittar. l. c. p. 16–42. verglichen mit Joh. Christoph von Dreyhaupt Pagus Neletizi et Nudzici, oder ausführlichen diplomatisch-historischen Beschrei-

J. C. 814 bis 1073.

Bischofs von Halberstadt, und selbst des Erzbischofs von Mainz, unter dem jener stand, abwarten müsse. Diese beiden erschienen auch im folgenden Jahr 968. zu Ravenna; sie entsagten ihren Rechten; der erstere jedoch gegen einige Vergütung: und nunmehr ließ der Kaiser eine Urkunde darüber aufsezen, welche die Bischöfe daselbst unterschrieben. (Erectio Ecclesiae Magdeburg. in Archiepiscopalem, in Concilio Ravennat. apud Meibom. l. c. p. 731. sq. Alia narratio de eadem fundatione, ex Chronico Magdeburg. Msc. ib. p. 733. sq. Harduini Acta Concill. Tom. VI. P. I. p. 653. sq. Sagittar. l. c. p. 42. sq.) J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aus der bisherigen Abtey also des heil. Mauritius zu Magdeburg, die bisher so fürstlich reich war, machte der Kaiser jezt ein Erzbißthum. Der Papst bestätigte solches in Verabredung mit der Synode und dem Kaiser durch eine besondere Bulle, welche Sagittarius zuerst ans Licht gezogen hat. (l. c. p. 49. sq.) In derselben ernannte er die Bischöfe zu Brandenburg und Havelberg zu Suffraganeen dieses neuen Erzbischofs; sezte aber auch hinzu, daß derselbe die zu Merseburg, Zeiz und Meissen zu bestellenden Bischöfe gleichfals weihen sollte. Schon einige Wochen früher hatte der Papst in einem Schreiben an die gesammte Geistlichkeit in Deutschland und Frankreich, (ibid. p. 51. sq.) ihr diese kirchliche Veränderung, so wie die Errichtung des Bißthums zu Merseburg, bekannt gemacht; dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht vorbehalten, in Ansehung der untergeordneten Bischöfe ihre Einrichtungen zu treffen; auch darauf gedrungen, daß die fünf bereits vorhandenen Erzbischöfe im Deutschen Reich, von Mainz, Trier, Cöln, Salzburg und Hamburg, in die Siftung des neuen Erzbißthums willigen sollten. Daß auch das Bißthum zu Posen in Pohlen gleich

J. n. C. 814 bis 1073.

anfänglich zum Magdeburgischen Kirchensprengel geschlagen worden sey, schließt man aus einer Stelle Ditmars. (l. c. p. 335.) Otto wollte demselben auch das sechste Bißthum, welches er im Slavenlande angelegt hatte, das Aldenburgische, unterwerfen, allein der Erzbischof von Hamburg berief sich darauf, daß solches, nach den von den Kaisern längst bestätigten Gränzen seiner Diöces, zu derselben gehöre, und behauptete auch sein Recht. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 8. p. 18. Helmold. L. I. c. 11. p. 30.) Am merkwürdigsten ist es, daß der Papst dem Erzbischof von Magdeburg sogar eine patriarchalische Würde zugetheilt zu haben scheint. Er schreibt an denselben, (apud Sagittar. l. c. p. 54.) daß er unter allen deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, nur die drey Erzbischöfe am Rhein ausgenommen, denen er völlig gleich sey, den Vorrang haben sollte. Benedikt der Sechste nannte ihn würklich bald darauf in einem Schreiben an die deutschen Erzbischöfe Patriarcham Germaniae. (ibid. pag. 55.) So hat es also das Ansehen, daß ihm die Erzbischöfe von Salzburg und Hamburg untergeordnet worden sind: und der alte Vorrangsstreit zwischen den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg ist manchen Gelehrten ein Merkmal, daß die leztern, ehe sie von Gregor dem Siebenten das Recht, gebohrne und beständige Legaten des päpstlichen Stuhls zu seyn, erhielten, nicht daran gedacht haben, den erstern den Rang streitig zu machen. Doch diese Folgerungen können wohl kaum vor ganz treffend angenommen werden. Der Erzbischof von Magdeburg konnte den Rang vor den beiden gedachten Erzbischöfen haben; ohne daß diese darum nothwendig zu seinem Kirchensprengel gehört hätten: und daß die Päpste sich darüber keineswegs immer recht genau ausgedrückt haben, sieht man

aus

aus Benedikts eben angeführtem Schreiben, worinne der Magdeburgische Erzbischof dem Cölnischen vorgesezt wird.

814 bis 1073

Zum ersten Erzbischof von Magdeburg ernannte Otto Adelberten, einen ehemaligen Mönch in dem Kloster des heiligen Maximins bey Trier, der sechs Jahre vorher zum Bischof der Rugier bestimmt; aber von ihnen bald vertrieben worden, und nun Abt des Klosters Weissenburg war. Er kam noch im Jahr 968. nach Rom, wo ihm der Papst den erzbischöflichen Mantel ertheilte, und in einer darüber ausgefertigten Urkunde, (ap. Sagittar. l. c. p. 58.) ihm Anweisung gab, bey welchen feyerlichen Gelegenheiten er sich desselben bedienen sollte. In einer andern (ib. p. 60. sq.) vertrauete er ihm die Vollmacht, die jenseits der Elbe und Saale vorhandenen, oder noch anzustellenden Bischöfe zu weihen. Der Kaiser trug darauf den Sächsischen Bischöfen und Grafen in seiner Bestätigungsurkunde dieses Erzbißthums auf, Adelberts Besitznehmung von demselben durch Zuruf und Aufheben der Hände beyzuwohnen; in ihrer und der päpstlichen Gesandten Gegenwart, sollte er die Bischöfe von Merseburg, Zeiz und Meißen weihen. (ib. p. 61. sq.) Zu den bisherigen Schenkungen, mit welchen der Kaiser diese Kirche so sehr bereichert hatte, fügte er in seinen fünf übrigen Lebensjahren nicht wenige andere hinzu. Die merkwürdigste darunter ist die Abtey Weissenburg im Speyergau; wiewohl er den Mönchen derselben die Freyheit ließ, sich ihren Abt zu wählen. Diese Schenkungsurkunde hat Leuber (l. c. n. 1610.) ganz, und Sagittarius (l. c. p. 67. sq.) im Auszuge beygebracht. Otto der Zweyte ahmte die Freygebigkeit seines Vaters gegen diese erzbischöfliche Kirche nach; er bestätigte ihr schon im Jahr 973. die

von demſelben ertheilten Regalien zu Magdeburg; den Beſitz des Gaues Nelentzi, (oder des jetzigen Saalkreiſes;) ingleichen den Zehnten von dem Zinſe, welchen mehrere Slaviſche Provinzen an die kaiſerliche Kammer zahlen mußten; auch die ihr ehemals geſchenkten Güter am Rhein, (in Francia.) bey Mainz, und in andern Gegenden mehr. (Dipl Otton. II. beym Dreyhaupt l. c. S. 20.) Den kaiſerlichen Bann, oder die Gerichtsbarkeit über ganz Magdeburg, verſicherte er ihr durch eine andere Urkunde; (bey Leuckern, l. c. n. 1613. fg.) er that es beſonders zum Beſten der Seele ſeines Vaters, der dort in der Kirche des heil. Mauritius begraben lag. Im Jahr 979. bewilligte er den Magdeburgiſchen Domherren das Recht, ihren Erzbiſchof ſelbſt zu wählen. (Ditmar. l. a. l. III. p. 341.) Man hat dabey richtig angemerkt, daß er dem Anhalten ſeiner Gemahlinn und des Erzbiſchofs darinne nicht hätte nachgeben; ſondern die Ernennung eines ſo reichen und mächtigen geiſtlichen Fürſten den Kaiſern vorbehalten ſollen. Wenigſtens genehmigte er, wie bereits oben (S. 464.) erzählt worden iſt, nach Adelberts Tode im Jahr 981. die neue Wahl der Domherren nicht; ſie mußten Geislern von ihm zum Erzbiſchof annehmen. Sein Sohn, der Kaiſer Otto der Dritte, fuhr fort, dieſe Erzbiſchöfe mit neuen Gütern und Rechten zu beſchenken. Immer iſt es freylich der heilige Mauritius, deſſen Fürbitte bey Gott ſich dieſe Fürſten dadurch erwerben wollten; nicht ſelten aber wird in ihren Urkunden ein Erzbiſchof von Mainz, oder ein anderer bey Hofe angeſehener Biſchof genannt, auf deſſen Bitte der Kaiſer von neuem dafür geſorgt habe, daß ja ſein geiſtlicher Mitbruder faſt jährlich reicher werden möchte; wiewohl auch die Kaiſerinnen und die Magdeburger Erzbiſchöfe ſelbſt dabey geſchäftig waren. So ſchenkte

der

der eben gedachte Kaiser im Jahr 984. jener Kirche den Königsbann, Zoll, und die Münze zu Giebichenstein. (Dipl. in Phil. Wilh. Gerckens Cod. Dipl. Brandenb. Tom. V. S. 67. fg. Stendal, 1775. 4.) Im Jahr 991. ertheilte er ihr den dritten Theil des Zehnten, welchen die Böhmen an die Kaiser abzutragen hatten; (ib. Tom. I. S. 29. fg.) und im Jahr 997. den Burgward Nirechowa in der Provinz Chutizi. (ibid. Tom. III. S. 42. fg.) Sein Schenkungsbrief über die Stadt Scidere, welche an der Emmer, im Bißthum Paderborn, lag, findet sich zwar nicht mehr; wohl aber die Bestätigung desselben in einer Urkunde Heinrichs des Zweyten vom Jahr 1005. (ebendas. S. 45. fg.) — Diese Beyspiele, die noch weiter fortgesezt werden könnten, beweisen nebst vielen andern ähnlichen, mit welcher übel verstandenen Andacht die Großen dieser Zeit sich beeifert haben, ihre Bischöfe zu einer fürstlichen Größe zu erheben. Und dennoch hat ein Gelehrter unserer Zeiten sich alle Mühe gegeben, zu beweisen, daß Otto der Erste, der freylich von andern Seiten sehr ehrwürdig ist, nicht abergläubisch gewesen sey. Nur das verdient noch hinzugesezt zu werden, daß mehrere von den bisher angeführten Schenkungsurkunden, welche Leuber, Meibom und Sagittarius zum Theil verstümmelt und fehlerhaft, oder doch blos aus Copialbüchern, ans Licht gestellt haben, in dem zulezt genannten Werke eines trefflichen Kenners der Diplomatik und Geschichte, P. W. Gerckens, aus den Originalien selbst, mithin richtiger, und mit guten Erläuterungen begleitet, mitgetheilt, auch noch mit andern vermehrt worden sind. Dahin gehören besonders die vom Otto dem Ersten, seit dem Jahr 937. bis 970. ausgestellten; (T. III. S. 37. 40. T. IV. S. 353. T. VI. S. 381. fg. T. VII. S. 1. 8. T. VIII. S. 627. fg.) ingleichen einige von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Otto dem Zweyten. (Tom. V. S. 65. T. VI. S. 387.) Will man übrigens die vollständige Reihe und Geschichte der Erzbischöfe von Magdeburg, bis zur Verwandlung dieses Stifts in ein weltliches Herzogthum, vor den Augen haben: so muß man mit einem Buche von Paul Lenzen (Brevis et succincta historia Archiepisc. Magdeburgens. edita a Sam. Walthero, Magdeb. 1738. 4.) die weit ausführlichern und genauern, auch mit vielen Urkunden unterstützten Nachrichten in Dreyhaupts angeführtem Werke, (Th. I. C. 4. S. 19–399.) vergleichen.

Mit der Stiftung des Erzbißthums Magdeburg hörte zwar das Kloster des heil. Mauritius daselbst, welches die Grundlage desselben gewesen war, auf; allein es dauerte doch unter einer andern Gestalt in der Nähe fort. Die Mönche wurden nunmehr daraus in das auf dem Berge vor Magdeburg dem Täufer Johannes zu Ehren neuerbauete Kloster versezt: und so entstand das berühmte Kloster Bergen. Ob es gleich ansehnliche Einkünfte bekam; so waren doch die Mönche untröstlich, daß man sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterinn Editha weggerissen hatte. Sie giengen daher jährlich am Tage ihrer Auswanderung, paarweise, und mit bloßen Füßen, aus ihrem Kloster in die nunmehrige Domkirche, wo sie durch eine feyerliche Messe das Andenken ihres Unglücks erneuerten. Eine mit vielem Fleiße ausgearbeitete Geschichte dieses Klosters und seiner Aebte, von dem ältern Heinrich Meibom, welche bis auf die Zeit geht, da es unter dem Abte Peter Ulner seit dem Jahre 1565. die Reformation angenommen, und in eine noch blühende evangelische Schule, der immer noch Aebte vorgesezt sind, verwandelt worden ist, hat der Enkel des Verfassers, Heinrich Meibom, mit eini-

einigen Zusätzen in seine bekannte Sammlung (Chronicon Bergense in Rer. Germanicar. Tom. III. pag. 287. sq.) eingerückt.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

So viele, und nur allzukostbare Bekehrungsanstalten, durch welche die Bischöfe am meisten gewannen, waren für die Slavischen Nationen in Deutschland, im neunten und zehnten Jahrhunderte verwandt worden. Aber auch ausserhalb dieses Reichs wurden um gleiche Zeit zwey ansehnliche Slavische Reiche, Pohlen und Rußland, zum Christenthum gebracht. Das erstere, welches an Deutschland gränzt, empfieng doch, nach der gewöhnlichen Erzählung, erst seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die Strahlen des Evangelium mit solchem Beyfall, daß sie sich allgemein darinne verbreiten konnten. Nach dem Johann Dlugoß, einem der angesehensten Pohlnischen Geschichtschreiber, der aber erst im funfzehnten Jahrhunderte schrieb, (Hist. Polon. L. II. p. 91. sq. Lipsi. 1711. fol.) hielt Miecislav, Herzog von Pohlen, um die Tochter des Böhmischen Herzogs, Boleslav des Grausamen, Dambrowka, an; erhielt sie aber nur mit der Bedingung zur Gemahlinn, daß er das Christenthum annehmen sollte. Er ließ sich daher, durch ein nächtliches Gesicht aufgefordert, im Jahr 965. tauffen; vollzog an eben demselben Tage seine Vermählung: und gleich darauf traten auch alle seine Großen zu dieser Religion. Die Götzen wurden sogleich zertrümmert; Miecislav stiftete auf Zureden seiner Gemahlinn erzbischöfliche und bischöfli[illegible] chen; er verlangte auch durch Gesandte von [illegible] Johann dem Dreyzehnten geschickte Mön[illegible] che das angefangene Werk zur Vollendung [illegible] könnten. Darauf kam der Cardinal Aegidius [illegible] schof von Tusculum, nebst vielen Geistlichen [illegible] Pohlen. Er gab den beiden neuerrichteten Er[illegible]

Neuern, wiſſen wiederum manches von den abwechſelnden Schickſalen des Chriſtenthums in Pohlen, während der erſten funfzig Jahre des zehnten Jahrhunderts zu erzählen: und Herr von Frieſe ſchließt aus dieſem allem, (S. 35.) daß damals ſchon viele tauſend Chriſten in Schleſien und Pohlen geweſen ſind, als Zemyslav ſeit dem Jahr 913. über Pohlen regierte; ingleichen, daß es bereits Kirchen genug daſelbſt gegeben hat, welche noch unter Mähriſcher Herrſchaft erbauet worden wären. Ueberhaupt genommen kann das frühere Daſeyn chriſtlicher Familien in Pohlen nicht geleugnet werden; wie zahlreich ſie geweſen ſind, iſt unbekannt. Daß aber das Chriſtenthum aus Mähren her ſeinen Urſprung genommen habe, wird dadurch glaublich, weil, wie hier, alſo auch dort, der Gebrauch der Slaviſchen Sprache beym Gottesdienſte, und kirchliche Cärimonien von morgenländiſcher Abſtammung, daſelbſt lange Zeit üblich waren.

Zemyslavs (oder Szemomysls) Sohn, Mieciſlav, der auch Mjesko genannt wird, folgte ſeinem Vater um das Jahr 960. nach Dlugoß (L. I. p. 89.) erſt im Jahr 964. als Herzog von Pohlen, nach. Er hatte mehrere Gemahlinnen; aber von keiner derſelben Kinder. Einige Chriſten, die Zutritt zu ihm fanden, riethen ihm, an Statt derſelben eine einzige chriſtliche zu nehmen. Ob der Entſchluß, den er dazu würklich faßte, durch die Siege der kaiſerlichen Befehlshaber, beſonders des berühmten Markgrafen von Oſtſachſen, Gero, über die Pohlen, wodurch auch Mieciſlav in eine gewiſſe Abhängigkeit von dem Kaiſer gerathen war, befördert worden ſey? wie Hr. von Frieſe (S. 52.) muthmaaßt, muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen. Genug, er heyrathete die Böhmiſche Prinzeßinn Dambrowka im Jahr 965. und entließ ſeine übrigen Gemahlinnen. Sie arbeitete ſeitdem mit

allem

allem Eifer an seiner Bekehrung; es gelang ihr auch im Jahr 966. daß er sich taufen ließ. (Boguphali Chronicon Poloniae, pag. 24. in Sommersberg. Silesiacar. Rer. Scriptt. T. II. Archidiac. Gneznens. Chronic. ib. p. 79. 81. Ditmari Chronic. L. IV. p. 359.) Man erzählt, daß sie zur Fastenzeit seine Tafel verlassen; aber auf sein Versprechen, daß er, wenn sie mit ihm Fleisch essen würde, sich zur Taufe bequemen wollte, zu derselben zurückgekehrt sey. Da auf seinen Befehl am Sonntage Lätare alle Götzenbilder in seinen Ländern zerbrochen und ins Wasser geworfen werden mußten: so ist es zum Andenken dieser Begebenheit geschehen, daß jährlich an diesem Sonntage, (der davon noch der Tortensonntag heißt,) eine ähnliche Cärimonie beobachtet wurde: und einige Spuren davon haben sich in Pohlen und Schlesien erhalten. Denn in der That wurde seine Bekehrung von der Nation nicht eigentlich nachgeahmt; sondern er befohl es, daß sich jedermann tauffen lassen sollte; es fehlte auch nicht an Strafen, mit welchen die Ungehorsamen belegt wurden. Zum Zeichen der Bereitwilligkeit, das Christenthum selbst mit den Waffen zu vertheidigen, gebot er seinen Edelleuten, daß sie beym Vorlesen des Evangelium in der Kirche, ihr Schwerdt halb herausziehen, und erst beym angehenden Gesange wieder einstecken sollten. (Dlugoss. l. c. L. II. p. 94. 104. sq.) Die gottesdienstlichen Gebräuche, welche diese neue Kirche annahm, waren von der morgenländischen Kirche entlehnt; wie man von ihren Stiftern, Böhmisch-Mährischen Lehrern und Schülern der heiligen Methodius und Cyrillus, erwarten konnte. Dieses beweiset unter andern das bis zum Jahr 1248. in Pohlen und Schlesien beybehaltene strengere Fasten, welches nach Art der Griechen vom Sonntage Septuagesima anfieng. Auch die Pohlnischen Missale geben

J. n. C. G. 814 bis 1072

ein

ein Denkmal davon ab, indem darinne den erſtgedachten Heiligen die Bekehrung der Rothreußen und anderer Gegenden Pohlens zugeſchrieben wird. Beydes hat Hr. von Frieſe (S. 61–65.) genauer dargethan. Als aber Dambrowka im Jahr 977. geſtorben war, und Miecislav ſich nachmals mit der Tochter des Markgrafen Dietrich, Oda, vermählte: wurden auch die Gebräuche der abendländiſchen oder Römiſchen Kirche ſeitdem in Pohlen üblicher. Vielleicht iſt es ſogar ſeitdem erſt geſchehen, daß jene Gewohnheit des herausgezogenen Schwerdts in der Kirche vom Adel eingeführt worden iſt, um ſeine Anhänglichkeit an das lateiniſche Evangelium dadurch zu bewähren. (Eben derſ. S. 110. 111.) Hingegen iſt es durch neuere Unterſuchungen erwieſen worden, (eben daſ. S. 138–164.) daß zu dieſer Zeit kein Cardinal Aegidius von dem Papſte nach Pohlen geſchickt worden iſt, um daſelbſt kirchliche Einrichtungen zu treffen; ſondern daß man höchſt wahrſcheinlich einen Cardinal dieſes Nahmens aus dem zwölften Jahrhunderte, in ſpätern Jahrhunderten dieſe erdichtete Reiſe hat thun laſſen.

J. n. C. 114 bis 1073.

Miecislav hat allem Anſehen nach gar kein Bißthum für ſeine neubekehrten Unterthanen geſtiftet. An ſich mag kein dringendes Bedürfniß dazu vorhanden geweſen ſeyn: denn noch im Jahr 980. waren, wie Dlugoß geſteht, (l. c. p. 105.) die meiſten Pohlen nicht getauft. Daß Pohlen lange Zeit nur ein einziges Bißthum zu Poſen (oder Poznani) gehabt habe, iſt von Lengnich (l. c. p. 6. ſq.) und von Frieſen (l. c. Zweite Abhandlung, von dem Bißthum Poſen, S. 113. fg.) aus ältern Schriftſtellern (Ditmar. Chron. L. IV. p. 357. Chron. Magdeburg. p. 280. in Meibom. Rer. German. T. II.) erwieſen worden. Beide Gelehrte behaupten aber auch, daß Otto der Erſte dieſes

dieſes Bißthum angelegt habe. Es iſt wahr, daß Boguphal, der ſelbſt als Biſchof von Poſen im Jahr 1253. geſtorben iſt, den Urſprung deſſelben vom Miecislav herleitet, der es im Jahr 968. einen gewiſſen Jordan ertheilt habe. (L. c. ap. Sommersberg. p. 24.) Auf der andern Seite ſagt die erſtgenannte alte Chronik von Magdeburg ausdrücklich, (apud Meibom. l. c. p. 274.) daß, nach dem Willen jenes Kaiſers, auſſer den drey Meißniſchen und zwey Brandenburgiſchen Bißthümern, auch eines zu Pornan (ein offenbarer Schreibfehler ſtatt Poznani,) ſeinen Siz haben, und dem Erzbiſchof von Magdeburg unterworfen ſeyn ſollte. Eigentlich iſt dieſes freylich aus einem andern alten Annaliſten (Chronogr. Saxo ad a. 970. in Leibnit. Acceſſion. hiſtor. Vol. I. p. 182.) wörtlich abgeſchrieben. Allein Ditmar giebt es auch deutlich genug zu verſtehen, (L. II. p. 335.) daß der Kaiſer den Biſchof von Poſen zu dem Magdeburgiſchen Kirchenſprengel geſchlagen habe. Dieſer Biſchof ſchrieb bald nach jenen Begebenheiten, und iſt überhaupt weit glaubwürdiger, als die älteſten Pohlniſchen Geſchichtſchreiber, die gar nicht an ſein Zeitalter reichen; zum Theil auch ſehr verworren und der ſichern Geſchichte zuwider erzählen; wie einer derſelben, (Chronica Polonorum, p. 4. apud Sommersberg. T. I.) den Herzog Miecislav Pohlniſche Bißthümer, und darunter zuerſt Poſen, ſtiften; aber im Jahr 1001. ſterben läßt; der doch ſchon früher aus der Welt gegangen war. Ein anderer Grund, welcher die Errichtung dieſes Bißthums durch den Kaiſer auſſer Streit ſezen ſoll, iſt freylich nicht hinlänglich: die Abhängigkeit Miecislavs vom deutſchen Reiche. Denn man weiß nicht, wie weit ſich dieſelbe erſtreckt habe: und ſie hätte ihn nicht hindern können, Bißthümer in Pohlen anzulegen. Der Biſchof von Poſen ſtand, wie

A. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] glaubt, anfänglich unter dem Erzbiſchof von Mayntz; als der Magdeburgiſche zum Vorſchein kam, wurde er dieſem untergeben, und behauptete ſich auch nachmals in dieſem Verhältniſſe bis gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts. (von Frieſe, S. 118–120.)

Er war ohngefähr dreyſſig Jahre hindurch der einzige Biſchof von Pohlen geweſen, als der Kaiſer Otto der Dritte im Jahr 1000. eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Adelbert in Gneſen vornahm. Dieſer ehemalige Biſchof von Prag, deſſen Geſchichte oben (S. 440. fg.) beſchrieben worden iſt, hatte, da die Böhmen zu ſehr wider ihn aufgebracht waren, als daß er ferner ihren Lehrer abgeben konnte, ſich entſchloſſen, einer heydniſchen Nation das Evangelium zu predigen. Er begab ſich im Jahr 996. zu dem Herzoge von Pohlen, Boleslav, zu den Nachbarn deſſelben, die Preußen, zu bekehren. Der Herzog hatte mit dieſer Nation, die jezt zum erſtenmal mit ihrem urſprünglichen Nahmen Pruzzi in einer wenige Jahre darauf geſchriebenen Lebensbeſchreibung Adelberts vorkömmt, (Vita vel Paſſio S. Adalberti, Epiſcopi et Martyris Chriſti, pag. 56. ſq. in Caniſii Lect. Antiq. Tom. III. P. I. ed. Basnag.) von Zeit zu Zeit einige feindſelige Auftritte. Er, immer darauf bedacht, ſein Gebiet zu erweitern, fand an ihnen ſehr muthige Vertheidiger ihrer Freyheit: und wenn gleich, nach der Gewohnheit dieſer Jahrhunderte, auch von ihm der Vorwand, ſie zu Chriſten zu machen, gebraucht werden mochte; ſo ſahen ſie doch nunmehr natürlich in allen Schritten der Pohlen nur Verſuche, ſie unterwürfig zu machen. Adelberts Reiſe zu ihnen konnte alſo deſto mehr Argwohn erregen, da ihm der Herzog ein Schiff mit dreyſſig Soldaten zur Bedeckung gab.

So

So schiffte er im Jahr 997. auf der Weichsel nach Gidanie, (nachmals Danzk, jezt Danzig,) welche Stadt das Gebiet des Herzogs von den Preußen schied. Schon hier unterrichtete und taufte er nicht wenige; bestieg aber das Schiff von neuem, welches ihn vermuthlich um die Nehrung in das frische Haff brachte, wo er mit seinem Bruder Gaudentius und dem Priester Benediktus ans Land stieg; das Schiff hingegen und die Soldaten zurückschickte. Als Adelbert auf einer kleinen Insel zu predigen anfieng, jagten ihn die Einwohner mit Schlägen fort. Auf der andern Seite des Flusses, wohin er sich nunmehr begab, versammlete sich auch eine Menge Volks, dem er meldete, er sey gekommen, um sie durch die Kenntniß des wahren Gottes zur ewigen Seeligkeit zu führen. Allein die Preußen erklärten ihm, da er und seine Begleiter ganz andere Gesetze und Sitten hätten, als die ihrigen: so müßten sie entweder sogleich ihr Land verlassen; oder den Tod erwarten. Sie entfernten sich also zwar aus diesen Gegenden; wurden aber dennoch nach einigen Tagen von einem andern Hauffen überfallen, und Adelbert ward umgebracht. (Vita S. Adalberti, l. c. p. 56–58.) Boleslav, der dieses erfuhr, kaufte den Preußen seinen Körper ab, und ließ ihn nach Gnesen bringen, wo er in einer demselben gewiedmeten Kirche ruhte, und in einen großen Ruf von Wunderwerken kam, welche daselbst gewürkt werden sollten, bis die Böhmen, wie anderswo (oben S. 442. fg.) erzählt worden ist, ihn nach Prag fortführten. (Fragment. ex Chron. Magdeburg. p. 65. ap. Canis. l. c.) Man hat eben daher in der Folge zu diesen wahrscheinlichen Nachrichten noch viele wundervolle hinzugesezt; wie zum Beyspiel, daß Adelbert, weil ihn die Preußen nicht hören wollten, den Ochsen, Eseln, und andern Thieren gepredigt habe, welche ihm auch durch ihr Kopfnicken Beyfall

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

versicherten; (Dubrav. apud Canis. l. c. p. 57. not. 9.) daß, da die Preußen für seinen Körper so viel Gold, als er wog, gefordert hätten, derselbe ungemein leicht befunden worden sey; (Christoph Hartknochs Alt- und Neues Preußen, S. 455.) und dergleichen mehr. Vermuthlich hat Adelbert auch einigen Antheil an der Bekehrung der noch übrigen vielen heydnischen Pohlen gehabt; aber daß er vier Provinzen, Polliana, Sclavania, Waredonia und Cracovia, zum Christenthum gebracht, auch den Slavanischen oder Pohlnischen König Boleslav getauft haben soll; sind verworrene und unglaubliche Nachrichten des Französischen Mönchs Ademar; (ap. Canis. l. c. p. 66.) wenn er gleich ein Zeitgenosse Adalberts war.

Um also ebenfals sein Gebet bey dem Grabe dieses Heiligen zu verrichten; ohne Zweifel aber auch aus noch wichtigern Absichten, reiste Otto der Dritte im Jahr 1000. nach Gnesen, und wurde von Boleslav, wie Ditmar sagt, (L. IV. p. 357.) sobald er Pohlen betrat, mit unaussprechlicher Pracht empfangen und begleitet. Als der Kaiser die Stadt von fern erblickte, gieng er mit bloßen Füßen auf dieselbe zu; der dortige Bischof Unger (von Posen,) führte ihn in die Kirche: und er empfohl sich nicht ohne Thränen der Fürbitte des Märtyrers. Gleich darauf errichtete er daselbst ein Erzbißthum: „hoffentlich, sezt Ditmar hinzu, auf eine rechtmäßige Art; wiewohl ohne Einwilligung des gedachten Bischofs, dessen Kirchensprengel diese ganze Gegend unterworfen ist.“ Er bestellte zum ersten Erzbischof den Bruder des Märtyrers Radim, (oder Gaudentius,) und unterwarf ihm Reinbern, Bischof von Colberg; Pappo, Bischof zu Cracau, und Johann, Bischof zu Breslau. (Wiotisläensem, vermuthlich Wrotislaensem.) Uebrigens

brigens ließ er Ungern seine Diöces, und befohl, Adelberts Reliquien in einem neuerbaueten Altar aufzubewahren. Ein anderer deutscher Annalist des zwölften Jahrhunderts (Chronograph. Saxo, apud Leibnit. l. c. p. 205. sq.) gesteht es noch freyer, daß der Kaiser durch die Stiftung des Erzbißthums Gnesen die Rechte des Bischofs von Posen verlezt habe, die demselben seit Otto dem Großen zukamen. Ohne ihn und seinen Metropoliten zu Magdeburg darum zu befragen, sezt dieser Schriftsteller hinzu, theilte der Kaiser die ganze Pohlnische Provinz in fünf Bißthümer: Gnesen, ein Erzbißthum, dem er die Bischöfe zu Salz Colberg, Cracouwe und Wrotizla unterwarf, und Posen, den er, weil er darauf bestand, in seiner Abhängigkeit von Magdeburg ließ. Die Chronik von Magdeburg, welche von manchen als ein besonderer Zeuge angeführt wird, schreibt auch diese Stelle wörtlich ab; (ap. Meibom. T. II. p. 280.) und ein alter Pohlnischer Schriftsteller (Archidiac. Gnesn. p. 81. T. II. Scriptt. Rer. Silesiac. Sommersberg.) meldet ebenfals, daß Gaudentius nach dem Jahr 997. zum Erzbischof geweiht worden sey. Es folgt also hieraus, daß, ohngeachtet der Stiftung dieses Erzbißthums, Pohlen noch keinen allgemeinen Metropoliten gehabt habe. Dieses wird auch durch andere Begebenheiten und Urkunden bestätigt; wie Hr. von Friese (S. 120. 128. fg. 269. fg.) gezeigt hat. Laurentius scheint der erste Bischof von Posen gewesen zu seyn, der im Jahr 1106. von dem Erzbischof zu Gnesen geweiht wurde. Ein Schreiben Gregors des Siebenten vom Jahr 1075. an Boleslav den Zweyten lehrt insonderheit, daß derselbe darauf bedacht gewesen sey, Pohlen seinen eigenen und gemeinschaftlichen Erzbischof zu ertheilen, indem bis dahin manche Pohlnische Bischöfe mit dem Erzbi-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

n. C. 814 bis 1073.

schof von Gnesen, andere mit dem Magdeburgischen in untergeordneter Verbindung gestanden; noch andere den Bischof von Cracau, den Benedikt IX. im Jahr 1046. zu einem Metropoliten erhob, vorzüglich geehrt haben mögen. Die Geschichte dieser Bißthümer, welche ziemlich ungewiß ist, genauer zu erörtern, würde eben nicht lehrreich seyn. Daß ausser den bisher genannten, Gnesen, Posen, Cracau, Breslau und Colberg, und dem Bißthum Lebus in der jezigen Mark Brandenburg, noch keine andere in Pohlen vorhanden gewesen sind, ist mehr als wahrscheinlich. Ueber die Nachrichten von den vier ersten, hat Hr. von Friese brauchbare Kritiken und Erläuterungen mitgetheilt; (S. 113–359.) wiewohl er auch vieles aus der politischen Geschichte beygemischt, und bis in die neuern Jahrhunderte fortgeschritten ist. Lengnichs Muthmaaßung, (p. 19.) daß unter Colberg wohl eine Pohlnische Stadt verborgen seyn dürfte, wird durch die Bemerkungen entkräftet, daß der Theil von Pommern, wo diese Stadt lag, allerdings unter Pohlnische Hoheit gehört; und daß man Colberg von seinen vielen Salzquellen in der Nähe, Salsa Colberga, ingleichen von seinem Bißthum, Sancta Colberga, auch Salzcholberg genannt hat. (von Friese l. c. S. 193.) Wenn aber dieser Gelehrte (Sechste Abhandlung, von dem Bißthum Lebus, das auf Pohlnisch das Lubusische Bißthum genannt wird, l. c. S. 360–408.) von welchem er glaubt, daß es Heinrich der Zweyte in den frühern Zeiten des eilften Jahrhunderts errichtet habe, ingleichen Lengnich, (p. 21. sq.) sich auf Ditmars Stellen berufen, wo er dieser Stadt gedenkt: (L. VI. p. 390. 394.) so ist Ritters Meynung, (Aelteste Meißnische Geschichte, S. 143. fg.) viel wahrscheinlicher, daß man unter Ditmars Luibusua, wegen der Nachbarschaft

der

der Elbe, in die er es sezt, nicht Lebus an der Oder, sondern Lebusa im Sächsischen Kurkreise, verstehen müsse, welches freylich aus einer ansehnlichen Stadt, wie so manche andere in ältern Zeiten, zu einem Dorfe herabgesunken ist. Daß Mjesko der Zweyte, der seinem Vater Boleslav im Jahr 1025. in der Regierung folgte, die Bißthümer Cruszwick, nachmals Vladislaw genannt, und Plozko angelegt habe, kann man Boguphaln (p. 25. T. II. Scriptt. Rer. Silef.) wohl glauben. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dieses Christenthum der Pohlen, das um nichts reiner war, als dasjenige, welches die übrigen Slavischen Nationen empfiengen, gieng auch gar bald in Unterwürfigkeit gegen die Päpste, und gegen die Bischöfe überhaupt über. Schon Miecislav übergab sein Land dem Schuze des Apostels Petrus; oder des Papstes Johann des Funfzehnten. Sein Sohn Boleslav, vermuthlich der erste König von Pohlen, wozu ihn Otto der Dritte bey seinem Besuche zu Gnesen erhob — denn es gehört nicht hieher, diese berühmte Streitfrage zu erörtern; — ehrte den Clerus so sehr, daß er selbst in Gegenwart seiner Hofgeistlichen sich nicht niedersezte, und die Büßungen, welche sie ihm auflegten, gewissenhaft ausübte. Er zahlte auch dem Papste einen Zins, und beschwerte sich, daß der Kaiser Schuld daran sey, wenn er ihn nicht richtig abtrüge. (Ditmar. Chronic. L. VI. p. 397. sq.) Aber als sein Sohn Miecislav der Zweyte im Jahr 1034. gestorben war, gerieth Pohlen, nach der gemeinen Erzählung, noch tiefer in die päpstliche Knechtschaft. Sein einziger noch lebender Sohn Casimir war damals schon seit sieben Jahren Mönch in dem Kloster Clügny in Frankreich, und zum Diakonus geweiht; die Mutter desselben aber Richenza lebte als Nonne

J. n. C. G. 814 bis 1073.

in einem Kloſter zu Cöln. Pohlen, das einige Jahre hindurch keinen König hatte, verfiel daher in die äuſſerſte Zerrüttung. Partheien, die einander bekriegten, und Räubereyen nahmen durchgehends überhand; ganze Landſchaften verließen das Chriſtenthum wieder. Die Böhmen benüzten dieſe Verwirrung im Jahr 1038. wie oben in ihrer Geſchichte (S. 442.) erzählt worden iſt, um einen großen Theil von Pohlen auszuplündern. Wie ungeheuer bereits die Kirchenſchäze in Pohlen geweſen ſind, ſieht man daraus, daß die Böhmen unter andern von Gneſen, auſſer mehrern Heiligenkörpern, ein ſilbernes Kreuz, das zwölf Prieſter kaum fortbringen konnten, ein Geſchenk Mieciſlavs des Zweyten, das dreymal ſo viel als ſein Körper gewogen hatte, und drey goldene mit Edelgeſteinen beſezte Altartafeln, worunter die größte dreyhundert Pfund wog, weyſchleppten. Endlich ſuchten die Pohlen ihren Caſimir auf, um ihm die Regierung zu übergeben. Allein der Abt von Clüguy weigerte ſich, ihn zu entlaſſen, wenn nicht der Papſt ſolches erlaubte: und Benedikt der Neunte willigte auf demüthiges Bitten der Pohlen darein; doch mit der Bedingung, daß ſich die Pohlen, zum beſtändigen Andenken des geiſtlichen Standes, in welchem ſich ihr nunmehriger König befunden hatte, den Kopf bis an die Ohren ſcheeren, und jeder von ihnen, die Edelleute und Geiſtlichen ausgenommen, jährlich einen Pfennig zum Bau der Peterskirche zu Rom, auch zur Unterhaltung der Lichter in derſelben, zahlen ſollte. (Martin. Galli Chronic. Polon p. 69. ed. Gedan. Boguphali Chron. Polon. pag. 25. 26. ap. Sommersberg. T. II. Dlugoſſ. l. c. L III. pag. 230.) Cromer, der dieſes am vollſtändigſten erzählt, (de rebus Polonor. L. IV. p. 50. ſq. ed. Colon.) ſezt noch hinzu, daß die Pohlniſchen Edelleute überdieß hätten verſprechen müſſen, während

des

des Gottesdienstes eine weisse leinene Binde, in Gestalt eines bekannten Kleides der Geistlichkeit, (stola) vom Halse herab zu tragen. Herr Wagner zweifelte schon, (Geschichte von Pohlen, S. 92. in Guthrie's Allgem. Weltgeschichte, Vierzehnt. Bandes Erster Abhandlung) ob diese Einrichtungen gerade von der gedachten Begebenheit herrührten, weil die Bescheerung des Kopfs, als eine Hunnische Gewohnheit, wohl früher mit andern Hunnischen Gebräuchen, von den Slaven nachgeahmt worden seyn möchte, und der Peterspfennig auch weit eher von den Pohlen bezahlt worden sey. Seitdem hat Herr von Friese mit dem Grafen Naruszewicz, Coadjutor von Smolensk, in seiner neuesten Pohlnischen Geschichte, (Th. II. S. 264. fg.) behauptet, (l. c. S. 295. fg.) Casimir sey niemals in dem Kloster Clügny gewesen, und dieser Theil seiner Geschichte überhaupt sey voll von Unwahrheiten. In Ansehung des Beweises, beruft er sich hauptsächlich auf seinen Vorgänger; bemerkt aber insonderheit, daß die Pohlnischen Gesandten ihren König nicht zu Clügny, sondern in dem deutschen Kloster Braunweiler, welches im Jahr 1024. gestiftet worden war, gefunden haben. Wenigstens hat Leibnitz, (Introduct. in Collect. Scriptt. Hist. Brunsvic. inservientium, n. 27. pag. 17. in Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) gemuthmaaßt, daß man an Statt Braunschweig, welches Dlugoß nennt, Brunwiler lesen müsse. Er ahndet auch schon etwas Fabelhaftes in dem angegebenen Ursprunge des Kopfscheerens der Pohlen. Genug, der Peterspfennig ist von ihnen bezahlt worden; vielleicht aber, wie Herr von Friese zeigt, (S. 278.) auf eine spätere Veranlassung. Denn als Benedikt der Neunte um den Anfang des Jahrs 1045. durch einen Gesandten bey Casimirn um ein gewisses jährliches Geschenk anhielt: so scheint es, daß

J. u. L. G. 814 bis 1073.

der Abt Aaron durch das Versprechen gewonnen worden sey, ihn zum Erzbischof von Cracau zu erheben; und daß er auch den König bewogen habe, die gedachte Steuer zu bewilligen. Er erlangte jenes Erzbißthum würklich; es hörte jedoch mit seinem Tode wieder auf.

J. n. C. 814 bis 1073.

Adelberts unglücklicher Versuch unter den Preußen hielt gleichwohl andere nicht zurück, gar bald einen neuen zu wagen: so hitzig war bey vielen Geistlichen nicht bloß der Eifer für die Ausbreitung des Christenthums; sondern selbst bisweilen die Begierde nach dem Ruf und der Verehrung eines Märtyrers. Zwar müßte der König Boleslav den Weg zur Bekehrung jener Nation sehr gebahnt haben, wenn er sie, wie Helmold schreibt, (Chron. Slavor. L. I. c. 15. p. 46.) genöthigt hat, ihm Steuern zu bezahlen; aber dieses kann nicht von langen oder großen Folgen gewesen seyn. Unterdessen entschloß sich Bruno, den man vor einen Herrn von Querfurt hält, einen Heydenbekehrer abzugeben. Er hatte in der Firmelung den Nahmen Bonifacius bekommen, und war Hofgeistlicher des Kaisers Otto des Dritten geworden, als er bey seiner Gegenwart mit demselben zu Rom ein Gemählde von dem Märtyrertode des heil. Bonifacius unter den Friesen sah, und sogleich zu dessen Nachahmung entflammt wurde. Nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, auch in den Benediktinerorden getreten war: entdeckte er dem Papste sein Vorhaben, der es billigte, und ihn zum Erzbischof weihen ließ. Er reiste darauf nach Pohlen, wo ihm Boleslav und andere vornehme Herren sehr reichliche Geschenke gaben; die er aber an Kirchen, unter Freunde und Arme vertheilte. Zwölf Jahre lang hatte er das strengste Leben unter Hungern und Wachen geführt; endlich gieng er zu den Preußen, und predigte ihnen

an

an der Russischen Gränze. Sie verboten es ihm; da er aber gleichwohl darinne fortfuhr: erschlugen sie ihn im Jahr 1008. nebst achtzehn seiner Gefährten. Boleslav kaufte nach einiger Zeit diese sämmtlichen Leichname, um daran einen Trost für sein Haus zu haben. (Ditmari Chron. L. VI. p. 398. welche Stelle der Annalista Saxo in Eccards Corp. Hist. medii aevi, T. I. p. 409. 410. wörtlich abgeschrieben hat; Leben des heil. Bruno im Erläuterten Preußen, Th. I. S. 787. Th. II. S. 186. fg.) J. C. 814 bis 1078.

Weit früher als bey den Pohlen schien die christliche Religion bey einer andern Slavischen Nation, die gleich ihr ein ansehnliches Reich im neunten Jahrhunderte stiftete, bey den Russen, herrschend zu werden; und doch wurde sie auch unter ihnen als Staatsreligion erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts eingeführt. Man glaubt wahrscheinlich genug, daß die Nachricht Fränkischer Jahrbücher (Annal. Bertin. ad a. 839. p. 195. T. III. Duchesn.) von den Gesandten der Nation Rhos an den Kaiser Theophilus, der sie an den abendländischen Kaiser Ludwig den Frommen mit dem Ersuchen schickte, ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland durch sein Reich zu ertheilen, weil sie auf dem Wege von Constantinopel zu demselben, durch die Länder sehr vieler Nationen reisen müßten, die erste ausdrückliche Meldung der Russen sey: denn die ältern Spuren von denselben, sogar aus Constantins des Großen Zeitalter, die Hr. Stritter gesammelt hat, (Memoriae Populorum ex Script. Byzantt. T. II. P. II. pag. 956. sq.) bedeuten, wie von ihm gezeigt worden ist, gar nichts. Ohngefähr zwanzig Jahre später gründete Rurik ihren neuen Staat, wie man oben (S. 162. fg.) gelesen hat: und seitdem giengen auch ihre Angriffe auf das

Grie-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Griechiſche Kaiſerthum aus der benachbarten Ukräne; zugleich aber die erſten nähern Veranlaſſungen für ſie an, dem Chriſtenthum geneigt zu werden. Bald darauf war es ſchon ſo weit gekommen, daß **Photius** in ſeinem berühmten Circularſchreiben an die morgenländiſchen **Patriarchen**, (in Photii Epiſtolis, n. 2. p. 47. ſq. Londin. 1651. fol. et latine apud Baron. Annal. Eccleſ. a. 863. n. 34. ſq. p. 250. ſq. T. X. ed. Colonienſ.) ſagen konnte, ſelbſt die **Roſſen**, welche an Grauſamkeit und Blutgierde alle Nationen übertrafen, hätten nunmehr den reinen chriſtlichen Glauben angenommen, und wären ſo eifrig für denſelben geworden, daß ſie ſelbſt einen Biſchof und Hirten aufgenommen hätten. **Pagi** (Crit. in Annal. Baron. ad a. 861. n. 7.) ſezt dieſe Begebenheit ins Jahr 861; vielleicht gehört ſie aber in eine ſpätere Zeit, gegen das Jahr 867. hin; zumal wenn die oben gedachte Bekehrung der **Bulgaren**, (S. 404. ſq.) die **Photius** vor der **Ruſſiſchen** hergehen läßt, erſt im Jahr 864. vollendet worden iſt. Wenn jedoch einer von den Antwerpiſchen Jeſuiten, der über dieſe Geſchichte gelehrte Unterſuchungen angeſtellt hat, (Diſſert. de converſione et fide Ruſſorum, praemiſſa Tomo II. Actor. SS. Menſ. Septembr. n. II.) und eine gleiche Zeitbeſtimmung angiebt, die Erzählung des **Photius** durch das Stillſchweigen des **Nicetas** im Leben des **Patriarchen Ignatius**, verdächtig zu machen ſcheint: ſo hat bereits **Semler** richtig bemerkt, (Diſſert. de primis initiis Chriſtianae inter Ruſſos Religionis, pag. 12. Halae. 1762. 4.) daß **Nicetas**, dem **Photius** ſo verhaßt war, nicht wohl eines Fortgangs, deſſen ſich dieſer rühmte, gedenken konnte; daß aber auch vermuthlich **Photius** von der Abſendung eines Biſchofs zu den Ruſſen, dergleichen zu heydniſchen Nationen nicht ſelten ohne bedeutende Folgen geſchah, etwas zu

hoff-

hoffnungsvoll gesprochen habe. Uebrigens bestätigen es auch die Byzantinischen Geschichtschreiber, (Cedrenus p. 551. sq. ed. Paris. Theophanis Continuator L. IV. p. 90. ed. Venet. und andere mehr,) daß die Russen, das heißt, ein Theil derselben, nachdem sie einen unglücklichen Seezug wider die Griechen unternommen hatten, um die Taufe gebeten haben. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Damit läßt es sich also wohl vereinigen, was Constantinus Porphyrogenitus von dem Heydenthum der Russen, und ihrer Bekehrung zur Zeit seines Großvaters, des Kaisers Basilius von Macedonien, oder zwischen den Jahren 867 und 886. berichtet. (Const. Porph. in Basil. Maced. pag. 157. in Hist. Byzant. Scriptt. post Theophanem, ed. Venet.) Basilius, schreibt er, hat die so schwer zu bezwingende und aller Gottesverehrung äußerst abgeneigte Russische Nation durch die reichlichsten Geschenke von Gold, Silber und seidenen Kleidern, zu einem Bündnisse bewogen, und nachdem er Friede mit ihr geschlossen, sie auch überredet, die Taufe und den Erzbischof, welchen der Patriarch Ignatius geweiht hatte, anzunehmen. Als dieser zu ihnen kam: hielt ihr König eine Versammlung des Volks, zugleich mit seinen Räthen und Großen, welche ihrer Religion am eifrigsten zugethan waren. Man berathschlagte über diese und den christlichen Glauben; rief daher den Erzbischof in die Versammlung, und fragte ihn, was er sie denn eigentlich lehren wolle? Er breitete darauf das Evangelienbuch vor ihnen aus, und erzählte ihnen einige Wunder Christi, ingleichen aus dem alten Testamente. Sogleich sagten die Russen zu ihm: wenn wir nicht auch etwas solches sehen; besonders ein ähnliches Wunder mit den drey Jünglingen im glühenden Ofen: so glauben wir dir gar nicht, und achten im geringsten nicht

auf

J. n. C. G. 814 bis 1073.

auf deine Reden. Er, der sich auf die Verheissung verließ: „Wenn ihr etwas in meinem Nahmen bitten werdet, so sollt ihr es nehmen," vornemlich in dem Falle, wenn man nicht zur Schau, sondern zum Heil der Seelen etwas Ausserordentliches verrichten will, gab ihnen zur Antwort: es sey zwar nicht erlaubt, Gott zu versuchen; sollten sie aber recht aufrichtig gesonnen seyn, sich Gott zu nähern: so möchten sie bitten, was sie wollten, Gott werde es ihrem Glauben nicht versagen. Sie verlangten also, er möchte das Evangelienbuch auf einen von ihnen angezündeten Scheiterhauffen legen; würde es unverlezt herausgenommen werden: so wollten sie zu seiner Religion treten. Dieses that der Erzbischof würklich, nachdem er vorher ein Gebet an Christum gerichtet hatte, daß er seinen Nahmen vor den Heyden verherrlichen möchte: und nach etlichen Stunden zog man das Buch ohne alle Beschädigung aus der Asche hervor. Darüber erstaunten die Russen nicht nur; sondern ließen sich auch ohne Bedenken taufen. — Solche wundervolle Bekehrungen ließen sich, ein oder zwey Menschenalter darnach, sehr gut erzählen: Hof und Geistlichkeit, welche mit den Russen zu thun hatten, sprengten sie gemeinschaftlich aus; den übrigen wurde keine Wahl gelassen, ob sie es glauben, oder erst untersuchen wollten. Daß in der Nachricht eines Ungenannten, welche Banduri (Imper. Orient. Tom. II. Animadvers. in Constant. Porphyrog. de administr. imperio, pag. 62. sq. ed. Venet.) Griechisch und Lateinisch ans Licht gestellt hat, jene Erzählung fast in gleichen Worten wiederholt wird, kann niemand vor eine glaubwürdige Bestätigung derselben ansehen. Doch eben diese Nachricht, die im Anfange verstümmelt ist, enthält auch manche historisch wahrscheinliche Umstände, die wenigstens noch mehr verdienen angeführt zu werden,

als

als ein dem Feuer widerstehendes Evangelienbuch. Nach derselben hatten sich vier Abgeordnete der Russen zu Rom mit dem christlichen Kirchencärimoniel genau bekannt gemacht; auch selbst bey dem dortigen Patriarchen, welche Papa genannt wird. Als sie davon ihrem Fürsten Bericht erstatteten, riethen seine Großen, ehe man diesen Glauben annähme, erst den zu Constantinopel üblichen Gottesdienst in Augenschein nehmen zu lassen; als welches eine große und noch vorzüglichere Stadt seyn sollte. Der Fürst ließ sich dieses gefallen, und schickte die Abgeordneten in die gedachte Hauptstadt, wo sie dem Kaiser Basilius selbst die Ursache ihrer Ankunft meldeten. Dieser trug einigen vornehmen Herren auf, sie überall herumzuführen. Sie wohnten unter andern dem Gottesdienste in der herrlichen Kirche der heil. Sophia, besonders der rührenden Abendmahlsfeyer daselbst bey, unter welcher sich die ganze Gemeine betend niederwarf, und schrie: Herr; erbarme dich unser! Die Abgeordneten aber sahen allein bey dieser Feyer, wie sie nachmals ihren Begleitern gestanden, zu ihrem Erstaunen, einige geflügelte Jünglinge in der Kirche herumschweben, und das dreymal Heilig singen. Sie eilten daher in ihr Land zurück, und erzählten ihrem Fürsten, daß sie zu Constantinopel weit bewundernswürdigere Dinge als zu Rom gesehen hätten. Dieser bat sich nun von dem Kaiser einen Bischof aus, der eine unzählige Menge Menschen unterrichten und tauffen möchte. Er bekam ihn auch, nebst zween Gelehrten, Cyrillus und Athanasius, welche mancherley Gelehrsamkeit auch in ihren Schriften gezeigt hatten. Diese erfüllten zwar ihre Bestimmung vollkommen; fanden aber die Russen so roh und barbarisch, daß sie ihnen die vier und zwanzig Buchstaben der Griechen nicht beybringen konnten. Mithin erfanden sie, um die-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

T. n. C. G. 814 bis 1073.

dieſelben vor dem Abfall vom Chriſtenthum zu verwahren, fünf und dreyſſig Buchſtaben für ſie, welche ſeitdem immer von den Ruſſen gebraucht werden, und die Religionskenntniſſe bey ihnen erhalten. Endlich beſchließt der Ungenannte ſeine Erzählung mit dem Wunder vom unverbrannten Evangelienbuche. Es fällt übrigens ſogleich in die Augen, daß der eben genannte Cyrillus kein anderer ſey, als einer von den beyden berühmten Apoſteln der Mähren und Böhmen, der, wie in ihrer Bekehrungsgeſchichte (oben S. 412. fg.) gezeigt worden iſt, das von ihm genannte Alphabet für die Slaven erfunden hat. Wie wahr es ſey, was in dieſer Nachricht von dem Gebrauche der Cyrilliſchen Schriftzüge bey den Ruſſen geſagt wird, davon überzeugte mich die Uebereinſtimmung der allermeiſten daſelbſt genannten Buchſtaben mit dem neuern Ruſſiſchen Alphabete, wie ich ſolches in den Anfangsgründen der Ruſſiſchen Sprache angetroffen habe, welche dem Deutſch- Lateiniſch- und Ruſſiſchem Lexicon (St. Petersburg, 1731. 4.) angehängt ſind. (S. 3.) Banduri hat übrigens bey dieſer Veranlaſſung (l. c. p. 66. 67.) unter verſchiedenen Slaviſchen Alphabeten, auch zwey ſogenannte Hieronymianiſche, das Dalmatiſche und Illyriſche, ingleichen das Cyrilliſche, welches die Slaven Kiuriliza nennen, in Kupfer ſtechen laſſen. Daß dieſe Bekehrung der Ruſſen, deren auch Cedrenus (l. c. p. 589. 590. ed. Paris. und Jonaras (Annal. T. II. p. 173. ſq. ei. edit.) gedenken, um das Jahr 870. geſezt werden könne, hat Semler (l. c. p. 15. ſq.) bemerkt; aber auch mit Recht hinzugeſezt, daß ſie, wie die durch Geld und ſeidene Zeuge geſtiftete Verbindung der Ruſſen mit den Griechen, von keiner langen Dauer geweſen ſeyn möchte. Aſſemani geſteht nicht nur ebenfals, (Kalendaria Eccleſiae univerſae, T. II. p. 265.) daß jene Bekehrung

weder

weder allgemein, noch von bleibenden Folgen gewesen sey; sondern glaubt auch, daß der vorher angeführte Ungenannte, dasjenige ausgenommen, was der Kaiser von dieser Bekehrung erzählt, sonst lauter Erdichtungen melde, und dieselbe mit der spätern Bekehrung der Russen im zehnten Jahrhunderte vermische. Seine Gründe sind, weil die Griechischen Geschichtschreiber den Cyrillus und Athanasius bey dieser Gelegenheit nicht nennen; auch kein bewährter Schriftsteller jenen berühmten Cyrillus zu den Russen reisen lasse. Dieser Beweis ist nun zwar nicht hinlänglich; aber eine Vergleichung mit der Geschichte der spätern Bekehrung giebt ihm doch ein ziemliches Gewicht: und es könnte gar wohl seyn, daß die Russen das Cyrillische Alphabet nicht unmittelbar von seinem Erfinder, den man so viele andere Reisen zu sehr weit von einander entlegenen Nationen thun läßt, empfangen hätten. Man kennt nicht einmal das Zeitalter des Ungenannten, und kann ihn also mit wenigem Vertrauen den übrigen Griechen entgegenstellen. J. Chr. G. 814 bis 1073.

Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, unter Constantins Regierung, ist keine Spur mehr vorhanden, daß sein Großvater Basilius eine so sehr ins Große gehende Bekehrung der Russen befördert haben sollte. Wohl aber giebt Constantinus in einer schon oben (S. 133.) beygebrachten Stelle seiner Schriften deutlich genug zu verstehen, daß die Russen damals Heyden und Feinde seines Reichs gewesen sind. Ein anderer Schriftsteller (Simeon Magister et Logotheta in Annall. pag. 367. inter Scriptt. Hist. Byzant. post Theophanem, ed. Venet.) bestätigt dieses durch die Nachricht, daß sie bey einem neuen Einfall in das Griechische Reich, die Cleriker durch grausame Martern umgebracht haben. Doch allmählich bildete sich

ein beſſeres Verſtändniß zwiſchen den Ruſſen und Griechen. Igor, Großfürſt der erſtern, ſchloß, nachdem er eine große Niederlage von den Griechen erlitten hatte, im Jahr 945. ein Bündniß mit ihrem Kaiſer Conſtantinus; verlor aber in eben demſelben Jahre das Leben. (Auszug Ruſſiſcher Geſchichte nach Anleitung des Chronici Theodoſiani Kiovienſis, (oder aus der Chronik des Mönchs Neſtor,) in Müllers Sammlung Ruſſiſch. Geſch. Erſtem Stück, S. 20–26.) Seine Wittwe, die Großfürſtinn Olga, kam ſogar um das Jahr 955. nach Conſtantinopel, und ließ ſich taufen; wobey ſie den Nahmen Helena erhielt. Hier wünſchte man wohl genauer zu wiſſen, was dieſe wegen ihrer Klugheit und Schönheit gleich berühmte Fürſtinn zu einer ſolchen Religionsveränderung bewogen habe. Allein obgleich Conſtantinus ihre Aufnahme und Bewirthung an ſeinem Hofe umſtändlich beſchreibt; (ſie heißt bey ihm, wie bey den Griechen überhaupt, Elga, de Caerimon. Aulae Byzant. L. II. c. 15. p. 343. ſq. T. II.) ſo ſagt er doch von ihrer Bekehrung gar nichts. Cedrenus aber (p. 636. ed. Paris.) und Zonaras (Annall. T. II. p. 194.) melden bloß, daß ſie großen Eifer für das Chriſtenthum bewieſen habe. Nach dieſen Schriftſtellern iſt Olga im Jahr 956. zu Conſtantinopel geweſen. Neſtor aber ſezt noch weit mehr Umſtände hinzu; ob ſie alle zuverläßig ſind, kann nicht ausgemacht werden. Noch vor ihrer Taufe ſoll ihr der Kaiſer ſeine Hand angetragen haben; welche ſie jedoch wegen der Verſchiedenheit der Religion ablehnte: und als ſie eine Chriſtinn geworden war, entſchuldigte ſie ſich damit, daß ſie nunmehr als ſeine Tochter anzuſehen ſey, indem er ſie aus der Taufe gehoben habe. Sie nahm auch von ihm ſehr reiche Geſchenke auf ihrer Rückreiſe mit, die ſie durch andere zu erwiedern verſprach; allein

n. C. G. 854 bis 1073.

ſie

sie wich ihrem Versprechen durch die Erklärung wieder aus, es wären Pathengeschenke gewesen. Diese Fürstinn, welche immer einen Hauptantheil an der Regierung behielt, auch nachdem ihr Sohn Swatoslaw dieselbe angetreten hatte, gab sich alle Mühe, ihn ebenfals zum Christenthum zu bringen. Er gab ihr aber stets die Antwort, er würde sich dadurch bey seinen Großen verächtlich machen; vielleicht dürften ihn gar seine Anverwandten und Freunde vor unwürdig halten, ihm weiter zu gehorchen. Doch hinderte er keinen Russen an der Annehmung der christlichen Religion. Es scheint jedoch die Abneigung gegen dieselbe unter dieser Nation ziemlich herrschend geblieben zu seyn, weil man findet, daß sie in ihren lezten Tagen im Jahr 969. einen christlichen Priester heimlich bey sich hatte. Sie hat unter den Heiligen der Russischen Kirche einen Platz bekommen. (Nestor l. c. S. 97. Wagners Gesch. des Russischen Reichs, S. 95. fg in Guthrie's Allgem. Weltgesch. Sechszehnten Bandes Siebenter Abtheilung.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bey diesen Umständen ist es unerwartet, in unsern alten Jahrbüchern die Nachricht zu finden, daß sich Olga im Jahr 959. durch Gesandte von dem deutschen König Otto dem Ersten einen Bischof und Priester für ihre Nation ausgebeten habe; wiewohl nachmals entdeckt worden sey, daß sie sich verstellt habe. (Continuat. Chron. Reginon. ad a. 959. p. 108. in Pistorii Scriptt. Rer. Germanic. T. I. ed. Struv.) Es wird hinzugesezt, daß im Jahr 960. Libutius, Mönch in dem Kloster des heil. Albanus zu Maynz, von dem Bremischen Erzbischof Adalgad für die gedachte Nation geweiht worden sey; da er aber im Jahr 961. eher starb, als er seine Reise zu derselben antreten konnte, sey ihm Adelbert, ein Mönch von St. Maximin

rimin bey Trier, in dieſer Beſtimmung gefolgt. Otto verſah ihn mit allen Bedürfniſſen; allein er kam ſchon im Jahr 962. zurück, ohne dort etwas ausgerichtet zu haben. Einige ſeiner Gefährten wurden auf dem Rückwege umgebracht; er ſelbſt entgieng der Lebensgefahr mit genauer Noth. (ibid. ad a. 960 – 962. pag. 108. ſq.) Lambert von Aſchaffenburg ſagt ohngefähr eben dieſes; aber viel kürzer; (de rebus Germanicis, ad a. 960. p. 314. ibid.) und ein Annaliſt des zwölften Jahrhunderts, der ihn zum Theil abgeſchrieben zu haben ſcheint, ſtimmt mit ihm überein. (Annales Hildesheimenſ. ad a. 960. p. 718. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) Schon das iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß Olga, (oder Helena, wie ſie in der erſten dieſer Chroniken heißt,) die zu Conſtantinopel getauft worden war, wenige Jahre darauf um Lehrer aus der Lateiniſchen Kirche gebeten haben ſollte. Die Verſtellung, welche man ihr zuſchreibt, ſcheint auch mit ihren bekannten Geſinnungen zu ſtreiten; doch könnte man dieſelbe nachmals aus dem Widerwillen ihrer Nation gegen das Chriſtenthum geſchloſſen haben. Hierzu kömmt noch, daß in der Fortſezung des Regino nicht Ruſſen, ſondern Rugier, (regina Rugorum) genannt werden: und die beiden andern Schriftſteller, die der Olga gar nicht gedenken, reden bloß von einer gente Ruſciae. Kein Wunder alſo, wenn bereits Cromer (de orig. et reb. geſtis Polonor. L. III. pag. 31. ed. Colon.) die Muthmaaßung vorgebracht hat, nicht Ruſſen, ſondern Rugier, dieſe nach dem Helmold, (Chron. Slavor. L. I. c. 6. p. 21.) zwar ſchon im neunten Jahrhunderte bekehrte, aber ſeitdem wieder abgefallene Nation, habe ſich verſtellter Weiſe von dem Könige Otto chriſtliche Lehrer erbeten. Dieſe ſehr wahrſcheinliche Vermuthung, welche auch oben (S. 487.) wo Adelberts, als erſten Erzbiſchofs von Mag-

n. C. G. 814 bis 1073.

Magdeburg, gedacht wurde, angenommen worden ist, hat Assemani (Kalend. Eccles. univers. T. I. p. 247. sq. T. IV. pag. 20. sq.) der seinen Vorgänger Cromer nicht kannte, noch mehr zu bestärken gesucht. Er schlägt auch am zweyten Orte (p. 21.) eine Verbesserung der Stelle in der fortgesezten Chronik des Reginо vor; wodurch sowohl die Gesandten der Helena, Königinn der Russen, als die von den Rugiern abgeschickten, ihren Platz behalten. Ich darf es nicht verschweigen, daß auch Ditmar (L. II. pag. 335.) Adelberten zu einem Bischof von Rußland macht; aber auch hier läßt sich aus der Verbindung der Großfürstinn Olga mit der Griechischen Kirche ein Mißverständniß oder ein Fehler der Abschreiber vermuthen. J. n. C. G. 814 bis 1079.

Dreymal also seit hundert Jahren war ein nicht unbeträchtlicher Anfang zur Bekehrung der Russen gemacht worden: und sie blieb bey demselben stehen. Endlich verschaffte der Großfürst Wladimir (oder Wolodimer) dem Christenthum einen bleibenden Siz unter seiner Nation. Er hatte seit dem Jahr 980. durch glückliche Kriege und Eroberungen den Grund zu der neuen Größe seines Reichs gelegt, als sich um das Jahr 986. verschiedene Nationen Mühe gaben, ihm ihre Religion annehmlich zu machen. Die Bulgaren, so weit sie noch nicht zum Christenthum übergetreten waren, und in ihren alten Wohnplätzen saßen, empfohlen ihm durch eine Gesandtschaft Mushammeds Lehre. Sie gefiel ihm wegen der Begünstigung seines unersättlichen Triebes zum weiblichen Geschlechte, auch noch in einer andern Welt; allein die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches und besonders des Weins, dessen er mit seinen Russen ganz und gar nicht entbehren zu können glaubte, mißfielen ihm hauptsächlich an derselben. Gesandte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

aus Deutschland, die darauf im Nahmen des Papstes zu ihm kamen, priesen ihm die christliche Religion nach den Grundsätzen der Lateinischen Kirche an. Weil sie aber bereits seinen Vorfahren vergeblich angeboten worden war, verwarf er sie gleichfals. Nunmehr hofften die Juden ihn desto eher durch die Vorstellung zu gewinnen, daß der von den Muhammedanern als ein Prophet verehrte, und von den Christen als ein Gott angebetete Christus von ihnen gekreuzigt worden sey. Doch Wladimir fand auch bey ihnen die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches anstößig. Als er aber vollends von ihnen vernahm, daß sie ihren Hauptsitz, Jerusalem, schon lange wegen ihrer Sünden verloren hätten, und von Gott unter alle Völker zerstreuet worden wären, zog er daraus die Folge, daß Gott keinen Gefallen an ihrer Religion haben könne. Hingegen nahm er einen Griechischen Geistlichen, durch welchen ihm der Kaiser Basilius und Constantinus die Vorzüge ihres Lehrbegriffs begreiflich zu machen suchten, desto besser auf. Hier aber, wo von diesem Lehrer, welcher der Philosoph Constantinus heißt, nicht nur eine lange Rede über den christlichen Glauben beym Nestor beygebracht, sondern auch erzählt wird, daß er sich eines Gemähldes vom jüngsten Gerichte mit gutem Erfolge bedient habe, um den Großfürsten zu rühren, muß nothwendig der Verdacht entstehen, daß diese schon mehr als hundert Jahre früher in der oben (S. 402. fg.) beschriebenen Bekehrung der Bulgaren mit allen Umständen vorkommende Begebenheit von den Russen nachgeahmt, und in ihre Geschichte eingeflochten worden sey. Manche Leser werden vielleicht in ihrem Argwohn noch weiter gehen, und alle diese gleich auf einander folgende Religionsgesandtschaften an Wladimirn vor einen kleinen Roman der Russischen Mönche halten,

halten, welche dadurch zeigen wollten, mit wie vielem Rechte ihre Nation die Religion der Griechischen Kirche angenommen habe. Genug, der Großfürst schickte den Geistlichen mit vielen Geschenken zurück, und berathschlagte sich mit seinen Großen und Ständen über jene Religionsanträge; wiewohl er den Griechischen merklich vorzog. Auf ihren Rath wurden im Jahr 987. zehn kluge Männer zu den Bulgaren, Deutschen und Griechen gesandt, welche ihren Glauben und Gottesdienst selbst untersuchen sollten. Diese statteten bey ihrer Zurückkunft den Bericht ab, daß die erstern sich bey ihren gottesdienstlichen Handlungen wie Wahnsinnige verhielten; die Deutschen hätten darinne nichts Rührendes; aber die Pracht, Schönheit und Ordnung des Gottesdienstes in der Sophienkirche zu Constantinopel hätten sie so sehr eingenommen, daß sie Gottes Herrlichkeit zu sehen glaubten, und entschlossen wären, wenn dieser Glaube nicht in ihrem Vaterlande eingeführt würde, sich im Griechischen Reiche niederzulassen. (Auszug aus dem Nestor in der Samml. Ruß. Gesch. Zweyten Stücke, S. 104–108. und vollständiger bey Wagnern, l. c. S. 63–70.) Auch hier sieht man, wie bereits oben (S. 511.) bemerkt worden ist, einen vollkommen ähnlichen Auftritt mit dem in einer frühern Bekehrung der Russen vorgekommenen: entweder daß ihn die Chronikenschreiber aus jener entlehnt; oder daß man denselben aus Wladimirs Zeit in die ältere versezt hat. J. C. 814 bis 1073.

Wladimir und seine Stände waren jezt bereit, die christliche Religion, wie sie von den Griechen geübt wurde, anzunehmen; aber es sollte auf eine Art geschehen, welche den Kaisern die Ueberlegenheit der Russen fühlbar machte. Er hatte im Jahr 988. nach den Russischen Jahrbüchern; (vielleicht aber richtiger im

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 987.) die Stadt Korſun, (vermuthlich das jetzige Kertſch in der Krimmiſchen Halbinſel; nach andern aber Karasbaſar oder Kaffa, ehemals Theodoſia, eben daſelbſt,) erobert, und bey dieſem kaum mehr erwarteten Glücke das Gelübde gethan, ein Chriſt zu werden. Darauf verlangte er von den beiden Kaiſern ihre Schweſter Anna zur Gemahlinn, mit dem Verſprechen, wenn ſie ihm zur Mitgabe ſeine neue Eroberung abtreten wollten, in eine freundſchaftliche Verbindung mit ihnen zu treten; aber auch mit der Drohung, er würde ſonſt ſogleich ihr Reich feindſeelig behandeln. Sie antworteten ihm, daß es ihre Religion nicht erlaube, die Prinzeſſinn einem heydniſchen Fürſten zum Gemahl zu geben; er möchte ſich alſo erſt taufen laſſen, auch verſprechen, ihnen gegen einen furchtbaren Aufrührer zu Hülfe zu kommen. Er erklärte ſich zu beidem willig; aber ihre Schweſter mußten ſie ihm ſogleich ausliefern. Dieſe gieng mit großem Widerwillen zu ihm, weil ſie nun genöthigt werden konnte, einen Heyden zu heyrathen. Glücklicher Weiſe für ſie, beraubten ihn eben Augenſchmerzen ſeines Geſichts. Er beſorgte ſchon, daß ihn die Götter wegen ſeines bevorſtehenden Abfalls dadurch ſtraften; aber Anna verſicherte ihm, er werde geneſen, ſobald er ſich taufen lieſſe. Wladimir glaubte ihr; empfieng in der Taufe im Jahr 988. den Nahmen Baſilius, (bey den Ruſſen Waßili,) und gleich darauf zufälliger Weiſe ſein Geſicht wieder; nunmehr vollzog er auch ſeine Vermählung. (Cedrenus pag. 699. ed. Paris. Zonaras Annall. L. XVII. pag. 221. T. II. ed. Paris. Neſtor l. c. S. 108. 109. und bey Wagnern l. c. S. 70–73.)

Nach dieſer politiſchen Religionsveränderung des Großfürſten zu Korſun, folgte alsbald der allgemeine Um-

Umsturz des Heydenthums in seinen Reiche. Sobald er wieder in seiner Hauptstadt Kiew angelangt war, mußten alle Götzenbilder zerstört werden. Das Bild des vornehmsten Gottes der Russen, Perun, ließ er einem Pferde an den Schweif binden, und von zwölf Männern, die es schimpften und prügelten, in den Dnieper stürzen: ein Anblick, der den Einwohnern Thränen auspreßte. Sodann wurde in der ganzen Stadt ausgerufen, daß, wer sich nicht am folgenden Tage zur Taufe am Flusse Potschaina einfinden würde, als ungehorsam gegen den Großfürsten angesehen werden sollte. Tausende erschienen also daselbst; alle sagten, es müsse doch gut seyn; sonst würden es ihr Fürst und seine Bojaren, oder Großen, die sie an Einsicht sehr übertrafen, nicht befehlen. Seine Gemahlinn hatte Bischöfe und andere Geistliche mitgebracht; der Griechischkaiserliche Hof sandte mehrere nach; einer derselben, Michael, wurde Metropolit von Kiew. J. n. C. G. 814 bis 1073.

Andere schickte er in seinem Gebiete herum; es wurden Kirchen erbauet, und dazu Baumeister aus dem Griechischen Reiche verschrieben. Besonders ließ er seit dem Jahr 994. zu Kiew eine so prächtige Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren bauen, daß sie ihm den zehnten Theil seines Vermögens kostete, und daher auch den Nahmen Decumana erhielt; er legte einen Fluch darauf, wenn sie jemand ihrer Güter berauben würde. Korsun gab er den Griechen zurück, und nahm nur Gebeine von Heiligen, Kirchengefäßen, Bildsäulen und Priester daraus nach Kiew. Im Jahr 992. stiftete er zu Nowgorod, wo die Abschaffung des Götzendienstes einige Gewaltthätigkeiten verursachte, ein Erzbißthum; zu Tschernigow aber, Wladimir und Bjeljorod bischöfliche Sitze. Selbst für die Bekehrung der noch Muhammedanischen Bulgaren besorgt, schickte er ihnen am Marcus einen

nächtlichem Fleiße, und ließ eine Menge Bücher aus dem Griechischen ins Slavische (oder Russische) übersezen. Die Urschriften davon, mit Gold und Silber ausgeschmückt, wurden in einer Kirche aufbewahrt. Daß er die Kosten zum Bau vieler Kirchen und Klöster hergab; gegen den Clerus sich sehr wohlthätig bezeigte; vor allen andern aber die Mönche ehrte; machte freylich die Hauptkennzeichen der Gottseeligkeit in diesen Zeiten aus. Seine Religionskenntnisse mögen auch nur mäßig gewesen seyn: denn er befohl im Jahr 1044. die Gebeine von zween seiner Vatersbrüder, welche als Heyden gestorben waren, zu taufen, und sie darauf in einer Kirche zu begraben. Bey den Russischen Geistlichen die Zeit darf man ohnedieß nicht mehr Einsicht oder Gelehrsamkeit suchen, als was sie gleichsam aus der zweyten Hand von den Griechen als abergläubische Nachahmer bekamen. Zum wenigsten aber wird die Stiftung des so berühmt gewordenen Petscherskischen Klosters zu Kiew (oder Kiow) diesem Hauptsitze der Großfürsten, als eine wichtige Begebenheit in der Russischen Kirchengeschichte aufgeführt. Schon zu Jaroslaws Zeit kroch ein Mönch Hilarion in eine von ihm bey Kiow in einem Berge ausgegrabene Höhle, (im Russischen Petschera,) um darinne als Einsiedler zu leben; der Großfürst aber zog ihn heraus, und er ernannte ihn zum Metropoliten von Kiow. Ein anderer Russe, der auf dem Berge Athos in Macedonien, welcher schon damals stark mit Klöstern besezt war, und noch jezt, wegen des Rufs seiner Heiligkeit, der heilige Berg (Monte santo) genannt wird, sich unter dem Nahmen Antonius zum Mönche hatte einkleiden lassen, führte in eben derselben Höhle ein sehr strenges Leben; viele fromme Leute versorgten ihn mit seinen geringen Bedürfnissen, und er ertheilte ihnen dafür seinen Seegen. Einst gieng

n. C. G. 814 bis 1073.

ng auch Jsjaslaw, der Sohn und Thronfolger J. n. C.
aroslaws, mit seinem ganzen Hofe zu ihm, und 814
t sich seinen Seegen aus. Da er ein Kloster stiften bis
llte, versammleten sich bald zwölf Brüder zu ihm, 1073.
lche die Höhle zu eben so viel Cellen erweiterten.
r lebte aber zulezt in einer neuen Höhle allein, und
Mönche erbaueten ausserhalb der ihrigen ein Klo-
r mit einer Kirche. Ja der Großfürst schenkte ihnen
blich die ganze Gegend um den Berg, worauf das
ße Kloster nebst einer prächtigen steinernen Kirche
auet wurde, das in kurzem hundert Brüder hatte,
d an Schönheit, Reichthum, auch Ruf der Fröm-
gkeit und Gelehrsamkeit seiner Mönche, immer im
ussischen Reiche sehr hervorragte. Es führt noch
n jener Höhle den Nahmen des Petscherskischen.
n seinen unterirdischen Gewölbern, welche sich laby-
thisch durch viele Kapellen und Zimmer durchwinden,
det man viele Leichname von Heiligen unverwesel:
d obgleich dieses aus natürlichen Ursachen auch in an-
n Kirchen- und Klostergewölbern angetroffen wird;
hat es doch hier zum Ansehen der Heiligkeit viel bey-
tragen. In diesem Kloster lebte seit dem Jahr
73. der erste Russische Annalist, der Mönch Nes
or, dessen wichtige Jahrbücher erst in unsern Zeiten
ht bekannt worden sind, von der ich aber nur Auszüge
be benuzen können. (Nestor l. c. Drittes Stück,
. 188. 191–194. Wagner l. c. S. 120. Nes
ors Leben in Schlözers Probe Russischer Annalen,
. 24. fg. Oben S. 104.)

Ohngefähr um gleiche Zeit, als Wladimir die
ussen durch Beyspiel, Lehrer und Befehle zum Chri-
nthum brachte, bekehrte auch der König Stephan
ne Ungarn auf eine ähnliche Art. Es ist oben
S. 106.) bemerkt worden, daß diese Nation bald

darauf,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, nachdem sie Pannonien eingenommen hatte, das von ihr seine neuere Benennung erhielt, seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben, Deutschland überaus furchtbar gewesen ist. Die Anstalten und Siege der deutschen Könige, Heinrichs und Otto des Ersten verminderten zwar die Gefahr von Nachbarn, die bereits die südliche Hälfte von Oesterreich besezt hatten; aber Christen, auch desto eher Freunde und Bundesgenossen aus ihnen zu machen, war ein noch dauerhafteres Gegenmittel. Unterdessen wurde der erste Versuch dazu im Jahr 948. zu Constantinopel angestellt, wo man gegen die Einfälle der Ungarn sich ebenfals oft mit Mühe vertheidigen konnte. Bulosudes, wie ihn Cedrenus nennt, (Histor. Compend. p. 636. ed. Paris.) oder Bulogudes, nach dem Zonaras, (Annal. L. XVI. p. 194. T. II. ed. Par.) ein Fürst der Ungarn, welche bey den Griechen auch Türken heissen, weil sie dieselben vor Verwandte dieser Nation hielten, (eine Abstammung, welche in unsern Zeiten von Deguignes und Pray mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigt worden ist,) kam in jene Hauptstadt mit der verstellten Absicht, die Taufe zu empfangen. Er erhielt sie auch, und überdieß von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus die Würde eines Patricius, nebst ansehnlichen Geschenken, mit welchen er in sein Vaterland zurückkehrte. Allein er fiel gar bald wieder zum Heydenthum ab; griff das Griechische Gebiet mehrmals an; als er aber auch in das Fränkische Reich einbrach, wurde er gefangen, und auf Befehl des Königs Johannes (es ist Otto der Erste, von dem die Ungarn die berühmte Niederlage im Jahr 955. erlitten,) aufgehenkt. Nicht lange darnach erschien ein anderer Ungarischer Fürst oder Befehlshaber der Ungarn, Gylas, zu Constantinopel; wurde gleichfals auf sein Verlangen getauft,

und

und auf gleiche Art beschenkt. Er nahm den Mönch Hierotheus mit sich, den der Patriarch Theophylaktus zum Bischof von Ungarn (Τουρκίας) bestimmt hatte; der auch daselbst viele Heyden bekehrte. Gylas selbst blieb dem Christenthum getreu; kaufte nicht wenig gefangene Christen loß, und lebte friedlich mit den Griechen. J. n. C. G. 8 bis 1073.

Diese Erzählung hat alles Ansehen der Wahrheit. Sie ist etwan hundert Jahre nach jener Begebenheit aufgesezt; sie schickt sich auch zu den damaligen Wohnplätzen der Ungarn, zu ihrer Geschichte und Verfassung sehr wohl. Gesezt, daß sie nur auf dem Ansehen eines einzigen Schriftstellers beruhe, weil Zonaras den Cedrenus kopirt hat, und dieser entweder auch vom Johannes Scylizes hierinne ausgeschrieben worden ist, oder ihn selbst ausgeschrieben hat; (denn daß die Neuern sich hierüber theilen, hat man oben (S. 201.) gelesen: und selbst Fabricius, der anfänglich das erstere behauptete, trat bald darauf (Biblioth. Graec. Vol. VI. pag. 387. not. t.) der leztern oder gewöhnlichern Meynung bey;) so würde es doch übereilt seyn, bloß darum einem Griechen in neuern Vorfällen seines Vaterlandes nicht glauben zu wollen. Aber aus dieser Erzählung folgt freylich, daß die erste Grundlage des Christenthums unter den Ungarn von der Griechischen Kirche herzuleiten sey. Um dieses nicht nur völlig ins Licht zu sezen; sondern auch die kirchlichen Rechte der Könige von Ungarn aus eben diesem Ursprunge zu erklären, und die Nichtigkeit des gemeiniglich vorgegebenen päpstlichen Grundes derselben zu zeigen, schrieb ein Ungrischer Gelehrter, D. Gottfried Schwarz, der als Professor der Theologie zu Rinteln in unsern Tagen gestorben ist, ein besonderes Buch unter einem angenommenen Nahmen. (Gabriel

do

de Iuxta Hornád Initia Relig. Chriſtianae inter Hungaros Eccleſiae Orientali adſerta. Francof. 1740. 4.) Ob man gleich den Werth und das Gewicht einzeln Behauptungen oder Beweiſe in dieſem Buche bezweifeln kann; ſo ſcheint doch der Verfaſſer überhaupt ſeine Abſicht darinne erreicht zu haben. Aus Beſorgniß alſo, die päpſtliche Oberherrſchaft über die Ungriſche Kirche, möchte durch die Griechiſche Entſtehungsart der leztern erſchüttert werden, ſezte der Jeſuit Johann Stilting (Vita S. Stephani, in Actis Sanctor. ad d. 2. Septembr.) Schwarzen eine ziemlich heftige Widerlegung entgegen, aus welcher ein anderer Jeſuit in Ungarn, der berühmte Geſchichtſchreiber, Georg Pray, (in Annall. vett. Hunnorum, Avarum et Hungarorum, p. 359. ſq. Vindeb. 1761. fol.) mit vielem Beyfall einen Auszug mitgetheilt hat. Ein anderer ſehr gelehrter Ungar, Adam Franz Kollár, Kaiſerlicher Rath und erſter Cuſtos der Kaiſerlichen Bibliothek zu Wien, ſtritt von neuem, aber mit eben ſo wenig Mäßigung, gegen Schwarzen. (Hiſt. diplomat. Iuris Patronatus Apoſtolicor. Hungariae Regum, L. I. pag. 5–20. Vindob. 1762. 4.) Dieſe Gelehrten beriefen ſich vornemlich darauf, daß Gylas, oder, nach der Ungriſchen Schreibart Gyula, nicht Fürſt von Siebenbürgen und Vater der Sarolta, Mutter des Königs Stephan, geweſen ſeyn könne, weil Siebenbürgen damals noch nicht den Ungarn zugehört habe, und erſt von dieſem Könige einem heydniſchen Fürſten Gyula entriſſen worden ſey; daß weder der Kaiſer Conſtantinus, vor deſſen Augen ſich jene Bekehrung zugetragen haben ſoll, etwas davon wiſſe; vielmehr in ſeinen Schriften Ungarn als ein heydniſches Land anſehe; daß auch die lateiniſchen Schriftſteller dieſer Zeit von einer damaligen Bekehrung der Ungarn ſchweigen; daß in der angeführten

n. C. G. 814 bis 1073.

Erzäh-

Erzählung der Griechen manche Fehler vorkommen; und Schwarz noch ausserdem einiges ohne allen Grund dabey vorausgesezt habe. Unter diesen Einwendungen ist das Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller die allerschwächste; zumal, da es ohnedem nicht glaublich ist, daß Gylas und Hierotheus eine ansehnliche christliche Gemeine in Ungarn gestiftet haben. Die dem Cedrenus oder Scylizes vorgeworfenen Fehler lauffen mehr auf den Mangel genauerer Bestimmungen hinaus, die man von Griechen kaum fordern darf; von Ungarn, die erst so spät ihre vaterländische Geschichte beschrieben haben, und alsdann sich vollkommen päpstlich gesinnt ausdrückten, nicht ertheilt werden konnten; von Neuern aber eben so wenig ganz entscheidend hinzugesezt werden dürfen. In Schwarzens Voraussezungen ist, wenn er sie gleich etwas zuversichtlich vorträgt, doch auch viel Wahrscheinliches; so daß sein kritischer Scharfsinn auch würkliche Entdeckungen gemacht habe, wird man bald an einem sehr wichtigen Beyspiele sehen. Endlich ist es von diesen Gelehrten nicht erwiesen worden, daß Siebenbürgen, oder doch ein Theil davon, damals keinem Ungrischen Fürsten unterworfen gewesen sey, und Gylas vielmehr ein Paczinazitischer gewesen seyn müsse. Hiermit kann man die Erläuterungen vergleichen, welche Hr. Prof. Gebhardi (Ungarische Geschichte, S. 404. fg. und An[illegible]n. in Guthrie's Allg. Weltgesch. XV. B. I. Abtheil.) darüber gegeben hat. Man ist also nicht berechtigt, die Bekehrung des Gylas durch Griechen darum zu leugnen, weil die Umstände und Folgen derselben meistentheils ins Dunkle eingehüllt sind. Dieses hat auch in den neuesten Jahren der gelehrte Ungarische Piarist, P. Alex[illegible] erkannt, (in Commentario de Sacra [illegible] ac de Regibus eadem redimitis

ohne davon für die päpstliche Hoheit in Ungarn nachtheilige Folgerungen zu befürchten.

973. Zwanzig Jahre später wird die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Ungarn schon etwas gewisser und zusammenhängender. Seit dem Jahr 972. regierte der Herzog Geisa über sie, und war mit Sarolta, wahrscheinlich einer Tochter des vorhergedachten Gylas, vermählt. Ditmar erzählt von dieser seiner Gemahlinn, (Chron. L. VIII. p. 420.) daß sie den Slavischen Nahmen Beleknegini, das heißt, die schöne Frau, geführt habe, im Trinken und Reden gleich stark gewesen sey, und sogar in der Wuth ihres Zorns einen Mann umgebracht habe. Diese Slavische Benennung, und die Nachricht der Pohlnischen Schriftsteller, daß Geisa eine Schwester ihres Herzogs Miecislav geheyrathet habe, leitet Hrn. Pray (l. c. p. 385.) zu der Vermuthung, Ditmar rede von seiner zweyten Gemahlinn; nicht aber von der ersten, Sarolta, von welcher ein gleichzeitiger Schriftsteller (Vita S. Adelberti in Actis SS. Mensis Aprilis T. III. ad d. 23. mensis, c. 5.) sagt, sie habe das ganze Reich mit der Hand ihres Mannes gehalten, und an Statt seiner regiert; auch habe unter ihrer Anführung das Christenthum angefangen. Geisa selbst, den Ditmar Dejur nennt, (l. c.) wird von ihm als ein sehr grausamer Fürst abgeschildert, der viele Menschen getödtet; nachher aber, da er ein Christ geworden war, diesen Flecken durch Eifer für den Herrn abgewaschen habe. Man merkt deutlich genug, daß es Sarolta gewesen ist, die ihm günstige Gesinnungen gegen das Christenthum beygebracht hat. Ohngefähr drittehalb hundert Jahre nach ihm, meldet der Ungarische Bischof Chartvicius, im Leben seines Sohns, (Vita S. Stephani, Hungarorum Regis, in Io. Georg. Schwandneri

ri Scriptt. Rer. Hungar. vett. ac genuinis, p. 414. J. N. C. 814 bis 1074.
ndob. 1746. fol.) daß er noch als Heyde friedfertig
lt seinen Nachbarn gelebt, und befohlen habe, alle
sein Gebiet reisende Christen sollten gastfrey aufge-
mmen werden; auch habe er die Cleriker und Mön-
e vor sich kommen lassen, und sie gütig angehört.
ieser Schriftsteller weiß auch von einer nächtlichen
:scheinung, durch welche Gott dem Geisa, seinen
ohn, der das Christenthum einführen würde, ange-
ndigt, und die gute Aufnahme eines zu ihm kom-
:nden Glaubensboten empfohlen habe. Allein diese
ır schon so gut vorbereitet, daß Piligrin, (oder
ilgrim) Bischof von Passau, nicht vergebens an
r Verbreitung seiner Religion daselbst gearbeitet
tte. Als noch Toxus über die Ungarn regierte, hatte
den Schwäbischen Mönch Wolfgang zu ihnen ge-
ickt; weil er aber nichts ausrichten konnte, ihn bald
rückberufen, und zum Bischof von Regensburg be-
llt. Jezt da Otto der Erste einen gewissen Bi-
of Bruno an den Geisa abgehen ließ, verlangte er
m Piligrin, daß er denselben mit dem nöthigen
efolge, mit Pferden und Geräthschaften versehen, an
: Ungarischen Gränzen führen lassen möchte. Es
men bald auch Gesandte vom Geisa, welche auf der
eichsversammlung zu Quedlinburg im Jahr 973.
einem Bündnisse arbeiteten. Piligrin fertigte
o Mönche und Geistliche nach Ungarn ab, welche in
rzem gegen fünf tausend von dem edelsten Theil der
ation tauften; wie sie dieselben, ohne ihre Sprache
verstehen, unterrichten konnten, sucht Hr. Pray
rch Vermuthungen zu erklären. (l. c. p. 373. not. h.)
lerdings gab es schon eine große Menge Christen
ter den Ungarn, die als Leibeigene aus vielen Län-
rn von ihnen fortgeschleppt worden waren. Diese
achten nun ihre Kinder zur Taufe herbey, und erbaue-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 987.) die Stadt Korſun, (vermuthlich das jetzige Kertſch in der Krimmiſchen Halbinſel; nach andern aber Karasbaſar oder Kaffa, ehemals Theodoſia, eben daſelbſt,) erobert, und bey dieſem kaum mehr erwarteten Glücke das Gelübde gethan, ein Chriſt zu werden. Darauf verlangte er von den beiden Kaiſern ihre Schweſter Anna zur Gemahlinn, mit dem Verſprechen, wenn ſie ihm zur Mitgabe ſeine neue Eroberung abtreten wollten, in eine freundſchaftliche Verbindung mit ihnen zu treten; aber auch mit der Drohung, er würde ſonſt ſogleich ihr Reich feindſeelig behandeln. Sie antworteten ihm, daß es ihre Religion nicht erlaube, die Prinzeſſinn einem heydniſchen Fürſten zum Gemahl zu geben; er möchte ſich alſo erſt taufen laſſen, auch verſprechen, ihnen gegen einen furchtbaren Aufrührer zu Hülfe zu kommen. Er erklärte ſich zu beidem willig; aber ihre Schweſter mußten ſie ihm ſogleich ausliefern. Dieſe gieng mit großem Widerwillen zu ihm, weil ſie nun genöthigt werden konnte, einen Heyden zu heyrathen. Glücklicher Weiſe für ſie, beraubten ihn eben Augenſchmerzen ſeines Geſichts. Er beſorgte ſchon, daß ihn die Götter wegen ſeines bevorſtehenden Abfalls dadurch ſtraften; aber Anna verſicherte ihm, er werde geneſen, ſobald er ſich taufen lieſſe. Wladimir glaubte ihr; empfieng in der Taufe im Jahr 988. den Nahmen Baſilius, (bey den Ruſſen Waßilii,) und gleich darauf zufälliger Weiſe ſein Geſicht wieder; nunmehr vollzog er auch ſeine Vermählung. (Cedrenus pag. 699. ed. Paris. Zonaras Annall. L. XVII. pag. 221. T. II. ed. Paris. Neſtor l. c. S. 108. 109. und bey Wagnern l. c. S. 70–73.)

Nach dieſer politiſchen Religionsveränderung des Großfürſten zu Korſun, folgte alsbald der allgemeine Um-

Umsturz des Heydenthums in seinen Reiche. Sobald er wieder in seiner Hauptstadt Kiew angelangt war, mußten alle Götzenbilder zerstört werden. Das Bild des vornehmsten Gottes der Russen, Perun, ließ er einem Pferde an den Schweif binden, und von zwölf Männern, die es schimpften und prügelten, in den Dnieper stürzen: ein Anblick, der den Einwohnern Thränen auspreßte. Sodann wurde in der ganzen Stadt ausgerufen, daß, wer sich nicht am folgenden Tage zur Taufe am Flusse Potschaina einfinden würde, als ungehorsam gegen den Großfürsten angesehen werden sollte. Tausende erschienen also daselbst; alle sagten, es müsse doch gut seyn; sonst würden es ihr Fürst und seine Bojaren, oder Großen, die sie an Einsicht sehr übertrafen, nicht befehlen. Seine Gemahlinn hatte Bischöfe und andere Geistliche mitgebracht; der Griechischkaiserliche Hof sandte mehrere nach; einer derselben, Michael, wurde Metropolit von Kiew. Andere schickte er in seinem Gebiete herum; es wurden Kirchen erbauet, und dazu Baumeister aus dem Griechischen Reiche verschrieben. Besonders ließ er seit dem Jahr 994. zu Kiew eine so prächtige Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren bauen, daß sie ihm den zehnten Theil seines Vermögens kostete, und daher auch den Nahmen Decumana erhielt; er legte einen Fluch darauf, wenn sie jemand ihrer Güter berauben würde. Korsun gab er den Griechen zurück, und nahm nur Gebeine von Heiligen, Kirchengefäßen, Bildsäulen und Priester daraus nach Kiew. Im Jahr 992. stiftete er zu Nowgorod, wo die Abschaffung des Götzendienstes einige Gewaltthätigkeiten verursachte, ein Erzbißthum; zu Tschernigow aber, Wladimir und Bjeljorod bischöfliche Sitze. Selbst für die Bekehrung der noch Muhammedanischen Bulgaren besorgt, schickte er ihnen am Marcus einen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, nachdem sie Pannonien eingenommen hatte, das von ihr seine neuere Benennung erhielt, seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben, Deutschland überaus furchtbar gewesen ist. Die Anstalten und Siege der deutschen Könige, Heinrichs und Otto des Ersten verminderten zwar diese Gefahr von Nachbarn, die bereits die südliche Hälfte von Oesterreich besezt hatten; aber Christen, auch deste eher Freunde und Bundesgenossen aus ihnen zu machen, war ein noch dauerhafteres Gegenmittel. Unterdessen wurde der erste Versuch dazu im Jahr 948. zu Constantinopel angestellt, wo man gegen die Einfälle der Ungarn sich ebenfals oft mit Mühe vertheidigen konnte. Bulosudes, wie ihn Cedrenus nennt, (Histor. Compend. p. 636. ed. Paris.) oder Bulogudes, nach dem Zonaras, (Annal. L. XVI. p. 194. T. II. ed. Par.) ein Fürst der Ungarn, welche bey den Griechen auch Türken heissen, weil sie dieselben vor Verwandte dieser Nation hielten, (eine Abstammung, welche in unsern Zeiten von Deguignes und Pray mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigt worden ist,) kam in jene Hauptstadt mit der verstellten Absicht, die Taufe zu empfangen. Er erhielt sie auch, und überdieß von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus die Würde eines Patricius, nebst ansehnlichen Geschenken, mit welchen er in sein Vaterland zurückkehrte. Allein er fiel gar bald wieder zum Heydenthum ab; griff das Griechische Gebiet mehrmals an; als er aber auch in das Fränkische Reich einbrach, wurde er gefangen, und auf Befehl des Königs Johannes (es ist Otto der Erste, von dem die Ungarn die berühmte Niederlage im Jahr 955. erlitten,) aufgehenkt. Nicht lange darnach erschien ein anderer Ungarischer Fürst oder Befehlshaber der Ungarn, Gylas, zu Constantinopel; wurde gleichfals auf sein Verlangen getauft,

und

und auf gleiche Art beschenkt. Er nahm den Mönch Hierotheus mit sich, den der Patriarch Theophylaktus zum Bischof von Ungarn (Τουρκίας) bestimmt hatte; der auch daselbst viele Heyden bekehrte. Gylas selbst blieb dem Christenthum getreu; kaufte nicht wenig gefangene Christen loß, und lebte friedlich mit den Griechen. J. n. C. G. 8.. bis 1073.

Diese Erzählung hat alles Ansehen der Wahrheit. Sie ist etwan hundert Jahre nach jener Begebenheit aufgesezt; sie schickt sich auch zu den damaligen Wohnplätzen der Ungarn, zu ihrer Geschichte und Verfassung sehr wohl. Gesezt, daß sie nur auf dem Ansehen eines einzigen Schriftstellers beruhe, weil Zonaras den Cedrenus kopirt hat, und dieser entweder auch vom Johannes Scylizes hierinne ausgeschrieben worden ist, oder ihn selbst ausgeschrieben hat; (denn daß die Neuern sich hierüber theilen, hat man oben (S. 201.) gelesen: und selbst Fabricius, der anfänglich das erstere behauptete, trat bald darauf (Biblioth. Graec. Vol. VI. pag. 387. not. t.) der leztern oder gewöhnlichern Meynung bey;) so würde es doch übereilt seyn, bloß darum einem Griechen in neuern Vorfällen seines Vaterlandes nicht glauben zu wollen. Aber aus dieser Erzählung folgt freylich, daß die erste Grundlage des Christenthums unter den Ungarn von der Griechischen Kirche herzuleiten sey. Um dieses nicht nur völlig ins Licht zu sezen; sondern auch die kirchlichen Rechte der Könige von Ungarn aus eben diesem Ursprunge zu erklären, und die Nichtigkeit des gemeiniglich vorgegebenen päpstlichen Grundes derselben zu zeigen, schrieb ein Ungrischer Gelehrter, D. Gottfried Schwarz, der als Professor der Theologie zu Rinteln in unsern Tagen gestorben ist, ein besonderes Buch unter einem angenommenen Nahmen. (Gabriel.

de

J. n. C. 814 bis 873.

christliche Religion angenommen hatte, den Papst durch Gesandte um seinen Seegen und um den königlichen Titel gebeten. Würklich hatte der Papst schon eine schöne Krone für ihn verfertigen lassen; allein in der Nacht vor dem Tage, da er sie ihm zu überschicken entschlossen war, erschien ihm ein Engel, der ihm meldete, am folgenden Jahre würden Gesandte einer unbekannten Nation zu ihm kommen, und sich für ihren Herzog eine königliche Krone nebst seinem Seegen ausbitten; diesem gebühre sie vielmehr. Als dieses eintraf, und der Papst erfuhr, wie viele Ungläubige Stephanus bereits durch seine Macht zu Christo bekehrt habe: willigte er nicht allein in dessen Bitte; sondern befohl auch, daß vor diesem Könige das Kreuz, als das Zeichen des Apostolats, hergetragen werden sollte. Denn ich, sagte er, bin zwar der Apostolische Bischof; er aber heißt mit Recht der Apostel Christi, durch welchen sich Christus ein so großes Volk erworben hat. Stephanus, seine Bischöfe, Grafen und das Volk empfiengen diese Geschenke mit Frohlocken; er wurde nun erst zum Könige gesalbt, und ihm jene Krone aufgesezt. — Daß ein Schriftsteller, der drittehalb hundert Jahre nach dieser Begebenheit geschrieben hat; der ausser dieser englischen Erscheinung, auch andere vermeinte göttliche Traumgesichter, Offenbarungen und Wunder aus dieser Zeit vorbringt; der einen Pohlnischen König Miesca nennt, dergleichen es damals gar nicht gab; kurz, der mehr eine fabelhafte Lobschrift auf seinen König, wie sie der Clerus nach und nach zu entwerfen vor gut befand, als eine Lebensbeschreibung hinterlassen hat, hierinne allein, und ohne Zeugnisse älterer Geschichtschreiber, ja im Widerspruche gegen sie, gar keinen Glauben verdiene, darf nicht erst bewiesen werden. Alles, was man einräumen kann, ist dieses, daß der Papst dem mit dem

Kaiser

Erzählung der Griechen manche Fehler vorkommen; und Schwarz noch ausserdem einiges ohne allen Grund dabey vorausgesezt habe. Unter diesen Einwendungen ist das Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller die allerschwächste; zumal, da es ohnedem nicht glaublich ist, daß Gylas und Hierotheus eine ansehnliche christliche Gemeine in Ungarn gestiftet haben. Die dem Cedrenus oder Scylizes vorgeworfenen Fehler lauffen mehr auf den Mangel genauerer Bestimmungen hinaus, die man von Griechen kaum fordern darf; von Ungarn, die erst so spät ihre vaterländische Geschichte beschrieben haben, und alsdann sich vollkommen päpstlich gesinnt ausdrückten, nicht ertheilt werden konnten; von Neuern aber eben so wenig ganz entscheidend hinzugesezt werden dürfen. In Schwarzens Vorausseżungen ist, wenn er sie gleich etwas zuversichtlich vorträgt, doch auch viel Wahrscheinliches; so daß sein kritischer Scharfsinn auch würkliche Entdeckungen gemacht habe, wird man bald an einem sehr wichtigen Beyspiele sehen. Endlich ist es von diesen Gelehrten nicht erwiesen worden, daß Siebenbürgen, oder doch ein Theil davon, damals keinem Ungrischen Fürsten unterworfen gewesen sey, und Gylas vielmehr ein Paczinazitischer gewesen seyn müsse. Hiermit kann man die Erläuterungen vergleichen, welche Hr. Prof. Gebhardi (Ungarische Geschichte, S. 404. fg. und An[illegible] u. in Guthrie's Allg. Weltgesch. XV. B. I. Abtheil.) darüber gegeben hat. Man ist also nicht berechtigt, die Bekehrung des Gylas durch Griechen darum zu leugnen, weil die Umstände und Folgen derselben meistentheils ins Dunkle eingehüllt sind. Dieses hat auch in den neuesten Jahren der gelehrte Ungarische Piarist, P. Alexius Horányi, erkannt, (in Commentario de Sacra Corona Hungariae, ac de Regibus eadem redimitis, Posth. 1790. 8.)

J. C. 814 bis 1074

ohne davon für die päpſtliche Hoheit in Ungarn nach-
theilige Folgerungen zu befürchten.

Zwanzig Jahre ſpäter wird die Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Ungarn ſchon etwas gewiſſer und zuſammenhängender. Seit dem Jahr 972. regierte der Herzog Geiſa über ſie, und war mit Sarolta, wahrſcheinlich einer Tochter des vorhergedachten Gylas, vermählt. Ditmar erzählt von dieſer ſeiner Gemahlinn, (Chron. L. VIII. p. 420.) daß ſie den Slaviſchen Nahmen Belekneginí, das heißt, die ſchöne Frau, geführt habe, im Trinken und Reiten gleich ſtark geweſen ſey, und ſogar in der Wuth ihres Zorns einen Mann umgebracht habe. Dieſe Slaviſche Benennung, und die Nachricht der Pohlniſchen Schriftſteller, daß Geiſa eine Schweſter ihres Herzogs Miecislav geheyrathet habe, leitet Hrn. Pray (l. c. p. 385.) zu der Vermuthung, Ditmar rede von ſeiner zweyten Gemahlinn; nicht aber von der erſten, Sarolta, von welcher ein gleichzeitiger Schriftſteller (Vita S. Adelberti in Actis SS. Menſis Aprilis T. III. ad d. 23. menſis, c. 5.) ſagt, ſie habe das ganze Reich mit der Hand ihres Mannes gehalten, und an Statt ſeiner regiert; auch habe unter ihrer Anführung das Chriſtenthum angefangen. Geiſa ſelbſt, den Ditmar Dejux nennt, (l. c.) wird von ihm als ein ſehr grauſamer Fürſt abgeſchildert, der viele Menſchen getödtet; nachher aber, da er ein Chriſt geworden war, dieſen Flecken durch Eifer für den Herrn abgewaſchen habe. Man merkt deutlich genug, daß es Sarolta geweſen iſt, die ihm günſtige Geſinnungen gegen das Chriſtenthum beygebracht hat. Ohngefähr drittehalb hundert Jahre nach ihm, meldet der Ungariſche Biſchof Chartvitius, im Leben ſeines Sohns, (Vita S. Stephani, Hungarorum Regis, in Io. Georg. Schwandt-

neri

neri Scriptt. Rer. Hungar. vett. ac genuinis, p. 414. Vindob. 1746. fol.) daß er noch als Heyde friedfertig mit seinen Nachbarn gelebt, und befohlen habe, alle in sein Gebiet reisende Christen sollten gastfrey aufgenommen werden; auch habe er die Cleriker und Mönche vor sich kommen lassen, und sie gütig angehört. Dieser Schriftsteller weiß auch von einer nächtlichen Erscheinung, durch welche Gott dem Geisa, seinen Sohn, der das Christenthum einführen würde, angekündigt, und die gute Aufnahme eines zu ihm kommenden Glaubensboten empfohlen habe. Allein diese war schon so gut vorbereitet, daß Piligrin, (oder Pilgrim) Bischof von Passau, nicht vergebens an der Verbreitung seiner Religion daselbst gearbeitet hatte. Als noch Toxus über die Ungarn regierte, hatte er den Schwäbischen Mönch Wolfgang zu ihnen geschickt; weil er aber nichts ausrichten konnte, ihn bald zurückberufen, und zum Bischof von Regensburg bestellt. Jezt da Otto der Erste einen gewissen Bischof Bruno an den Geisa abgehen ließ, verlangte er vom Piligrin, daß er denselben mit dem nöthigen Gefolge, mit Pferden und Geräthschaften versehen, an die Ungarischen Gränzen führen lassen möchte. Es kamen bald auch Gesandte vom Geisa, welche auf der Reichsversammlung zu Quedlinburg im Jahr 973. an einem Bündnisse arbeiteten. Piligrin fertigte also Mönche und Geistliche nach Ungarn ab, welche in kurzem gegen fünf tausend von dem edelsten Theil der Nation tauften; wie sie dieselben, ohne ihre Sprache zu verstehen, unterrichten konnten, sucht Hr. Pray durch Vermuthungen zu erklären. (l. c. p. 373. not. h.) Allerdings gab es schon eine große Menge Christen unter den Ungarn, die als Leibeigene aus vielen Ländern von ihnen fortgeschleppt worden waren. Diese brachten nun ihre Kinder zur Taufe herbey, und erbau-

J. n. C. G. 814 bis 1072.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ten, ungehindert Bethäuser. Heisa wurde endlich selbst, und wahrscheinlich von dem gedachten Bischof Bruno, getauft. Ein neuerer Schriftsteller läßt ihn viele tausend christliche Soldaten unvermerkt in sein Reich ziehen, durch welche er alle seine heydnische Unterthanen gezwungen haben soll, Christen zu werden. Allein es ist zuverläßiger, daß der größte Theil der Ungarn, so lange er lebte, im Heydenthum geblieben sey. (Pray l. c. et pag. 383.) Ob er gleich Kirchen und Klöster zu bauen anfieng, auch Geistliche aus Italien in sein Land rief; so opferte er doch zugleich dem höchsten Gotte, und auch den Götzen; auf die Vorwürfe, die ihm sein Bischof darüber machte, gab er zur Antwort, er sey reich und mächtig genug, um solches thun zu können. (Ditmar. l. c. p. 420.) Unterdessen war Piligrin übel damit zufrieden, daß der Papst Benedikt der Sechste die Länder, welche ehemals unter der kirchlichen Aufsicht des Erzbischofs von Lorch standen, zu dem Kirchensprengel des Erzbischofs von Salzburg geschlagen hatte. Als er daher dem Papste vorstellte, wie viel er zum Besten des Christenthums in Ungarn geleistet habe, bewilligte ihm dieser durch eine Bulle vom Jahr 974. daß ganz Ungarn oder Avarien, Pannonien, Mösien, Moravien, und alle Slavische Länder, die er bekehren lassen würde, seinem Bißthum untergeben seyn sollten. Er genoß aber von diesem Vorrechte desto weniger, da sich der Herzog Heinrich von Baiern einige Jahre darauf gegen Otto den Zweyten empörte, und er selbst wider ihn sein Stift mit den Waffen vertheidigen mußte. Auch verwüsteten die Ungarn, vom Jahr 980. an, die Markgrafschaft Oesterreich, wo der vorhergedachte Bischof Wolfgang Baierische Colonisten angesezt, und zu ihrer Sicherheit mit Erlaubniß des Kaisers das Schloß Zwisila zwischen der großen und kleinen Erlaff erbauet hatte;

hatte; bis sie endlich im Jahr 983. Oesterreich den Deutschen überlassen mußten. Eben zu dieser Zeit kam Adelbert, der zu Verona zum Bischof geweiht worden war, nach Ungarn, und taufte den Prinzen Waik, den Sarolta eben gebohren hatte; er gab ihm zugleich den Nahmen Stephanus. Diesem einheimischen Berichte des Charvoltius (l. c. p. 415.) widersprechen zwar die deutschen Schriftsteller vom zwölften Jahrhunderte an, indem sie versichern, erst Gisela, diese Baierische Prinzessinn, und Schwester des Kaisers Heinrich des Zweyten, habe es so weit gebracht, daß sich Stephanus und die Ungarn überhaupt taufen ließen, weil sie ihn nur unter dieser Bedingung zum Gemahl annehmen wollte. (Sigebert. Gemblac. Chronic. ad a. 1010. p. 827. T. I. Pistor. Otton. Frising. Chron. L. VI. c. 27. p. 131. apud Urstis. T. I. Conradi Vrsperg. Chron. ad a. 1001. p. 164. Argentor. 1609. fol.) Da aber doch ein anderer alter deutscher Chronist (Annalista Saxo ad a. 1038. p. 469. in Eccardi Corp. hist. med. aevi, T. I.) den Prinzen vom Adelbert taufen läßt: so scheint es, man könne beide Theile dadurch mit einander vereinigen, daß der große Antheil, den Gisela an der allgemeinen Bekehrung der Ungarn, und an dem Religionseifer ihres Gemahls hatte, die Sage verursacht habe, als wenn er erst auf ihren Antrieb getauft worden wäre. Es ist streitig, ob dieser Bischof der berühmte Erzbischof von Prag dieses Nahmens gewesen sey; es braucht aber hier nicht untersucht zu werden. Adelbert ließ einen gewissen Pappates in Ungarn; den er jedoch auch zurück rief, weil seine Predigten keine Früchte trugen. (Pray l. c. pag. 373–385. Hansizii German. Sacr. T. I. pag. 210. sq. Assemani Kalend. Eccl. universae, T. IV. p. 100–127. Gebhardi l. c. S. 410–416.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 997.

Einen desto glücklichern Fortgang hatte alles, was der Sohn des Geisa, Stephanus, der ihm im Jahr 997. in der Regierung nachfolgte, zur Einführung des Christenthums in Ungarn veranstaltete. Allerdings verband dieser Fürst mehrere rühmliche Gaben mit einander: Einsichten von einer damals seltnen Art, Klugheit, Muth, Standhaftigkeit, strenge Gerechtigkeitsliebe, Großmuth und Tapferkeit. Herr Prof. Gebhardi vermuthet, (l. c. S. 419.) daß schon sein Vater, die persönliche Königswürde vom abendländischen Kaiser angenommen, und, welches eine nothwendige Folge dieser Handlung war, sich zur Lateinischen oder Römischen Kirche gehalten habe. Spuren davon finden sich freylich nicht; aber von seinem Sohne, der durch seine Vermählung ein Anverwandter des kaiserlichen Hauses wurde, sagt es Ditmar ausdrücklich, (L. IV. pag. 360.) Waic, (wie sein ursprünglicher Nahme war,) habe mit Genehmigung und Aufmunterung (gratia et hortatu) des Kaisers Otto des Dritten, die Krone und königliche Einsegnung angenommen. Bey diesem Zeugnisse eines Zeitgenossen ist es ganz überflüßig, sich erst auf die Nachricht eines sonst mit Recht geschäzten Geschichtschreibers aus dem sechszehnten Jahrhunderte (Aventin. Annal. Boior. L. V. c. 5. p. 486. ed. Lipf.) zu berufen, welcher versichert, der Ungrische Prinz habe die Schwester Heinrichs des Zweyten mit der Bedingung zur Gemahlinn bekommen, daß er sich taufen lassen sollte; darauf sey er auch vom Kaiser zum Könige ernannt worden. Es ist ohnedem mehr als wahrscheinlich, daß Stephanus schon um das Jahr 1000. in welches man gemeiniglich seine Krönung sezt, und also noch zur Zeit des Kaisers Otto, vermählt gewesen sey. Auf der andern Seite kann das Ansehen Ungarischer Geschichtschreiber, welche, fast fünf hundert Jahre nach Ditmarn, behaupten

ßten, daß Stephanus durch die Ungarischen Stände allein zur königlichen Würde erhoben worden sey, gegen denselben gar nichts gelten. Doch muß man auch zugeben, daß, wenn gleich Ditmars Erzählung glaubwürdig ist, daraus doch keine Lehnsabhängigkeit des neuen Königs von dem Kaiser gefolgert werden dürfe. Es war, wie Hr. Gebhardi bemerkt, (l. c. S. 419. fg.) nach den damaligen Grundsätzen unumgänglich nöthig, daß ein christlicher König sich zu einem der beiden Kaiser hielt; und man glaubte, daß nur ein Kaiser Königswürden ertheilen könne; aber auch dadurch verpflichtet sey, den von ihm ernannten König gegen seine, besonders nicht christliche, Feinde zu vertheidigen; und die Verbindlichkeit des Königs habe bloß darinne bestanden, daß er dem Kaiser als obersten Schutzherrn der christlichen Kirche den Vorrang gab; ihm in Religionskriegen folgte, oder dazu eine Geldsteuer zahlte; auch der Römischen Kirche und dem Papste in Religionslehren beytrat. (l. c. S. 814 bis 1074.)

Eine andere Anmaaßung hingegen in Ansehung der Ungrischen Königswürde, scheint die Nachricht des Chartvitius (l. c. p. 417.) zu begünstigen. Nach derselben schickte Stephanus im vierten Jahre seiner Regierung, auf göttlichen Antrieb, den Abt des St. Martinsklosters in Ungarn Astrich nach Rom, um den Nachfolger des Apostels Petrus zu bitten, daß er dem neubekehrten Pannonien seinen reichlichen Seegen ertheilen; die Kirche zu Gran in eine erzbischöfliche erhöhen; die übrigen Bißthümer bestätigen, und den Herzog selbst mit der Königskrone beehren möchte, damit er, durch dieselbe unterstützt, das angefangene Werk der Bekehrung seiner Nation desto mehr befestigen könne. Dieser Bischof setzt hinzu, eben damals habe auch Miesca, Herzog von Pohlen, der die

Mitte dieſes Jahrhunderts gar nicht zu zweifeln. Selbſt Martin Schmeizel, (de Inſignibus, vulgo Clenodiis Regni Hungariae, apud Schwandtn. l. c. p. 486. ſq.) ſonſt kein ungeübter Forſcher, ſagte die gewöhnliche Erzählung darüber nach. Dagegen erregte es zwar eine gewaltige Bedenklichkeit, daß man längſtens Griechiſche Buchſtaben und das Bild eines Kaiſers Conſtantinus auf derſelben entdeckt hatte. Allein Rewa leitete dieſes daraus her, weil Conſtantin der Große dieſe Krone dem Römiſchen Biſchof Silveſter dem Erſten geſchenkt haben ſollte. Keine ſo geſchichtwidrige, aber eine deſto gekünſteltere Deutung gab Kollár davon; jene Umſtände ſollten anzeigen, daß die ſchismatiſchen Griechen nicht werth wären, das Kaiſerthum zu beſizen, und daß der Papſt durch dieſe völlig nach Griechiſcher Art gebildete Krone, die rechtgläubige Krone Conſtantins des Großen auf einen andern rechtgläubigen Fürſten habe übertragen wollen. (Hiſt. diplom. Iuris Patronat. Hungariae Regum, p. 39.) Schwarz wagte es zuerſt, in dem oben (S. 527.) angeführten Buche die einzig wahrſcheinliche Meinung vorzutragen, daß dieſe Krone zuerſt den Griechiſchen Kaiſern zugehört habe, deren mehrere auf derſelben abgebildet ſind, und daß ſie von ihnen einem Ungariſchen Herzoge geſchenkt worden ſey; aber Stilting, der ſogar noch mit derſelben auf Conſtantin den Großen zurückgeht, (Comment. praevio ad vitam S. Stephani, §. XX. n. 205. ſq.) Kollàr, (l. c. p. 28. ſq.) und ſelbſt Hr. Pray, (Annall. Regg. Hungariae ab A. C. 997. ad a. 1564. Pars I. p. 11. ſq. Vindob. 1764. fol.) ſuchten ihn hizig genug zu widerlegen. Aehnliche Erläuterungen oder Muthmaaßungen, die im Grunde jene Meinung beſtätigen, hat Hr. Prof. Gebhardi (l. c. S. 421. fg. Anm. tt.) mitgetheilt.

S. n. C. 814 bis 1073.

Der

Der Mangel einer genauern Abbildung und Beschreibung dieser Krone war lange ein Haupthinderniß gewesen, ihren Griechischen Ursprung anzuerkennen; obgleich in Kupfer gestochene Vorstellungen derselben in mehrern Büchern vorhanden sind. (z. B. beym Kollár, (l. c. p. 25. und Pray, l. c. ad p. 1.) Ihre neueste Rückkehr von Wien nach Ungarn, wo sie mit so großer Freude empfangen wurde, hat endlich den Hrn. P. Horányi Gelegenheit gegeben, in dem auch bereits (oben S. 529.) genannten Buche eine vollständige Nachricht von ihren Bildern und Inschriften zu ertheilen, und dadurch ihrer ersten Bestimmung näher zu kommen. Eines Theils also sieht man auf der Vorderseite dieser Krone den Welterlöser mit seinen Nahmen IC und XC; zu seiner Rechten die Erzengel Michael und Gabriel; am goldenen Reif die Märtyrer Cosmas, Georgius, Demetrius und Damianus; endlich an der Hinterseite, ausser dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, noch zwey andere Köpfe mit Ueberschriften. Die eine zeigt höchst wahrscheinlich den Vater des Stephanus, Geisa, an, der mit einem Slavischen Worte KPAΛHC (woraus die Ungarn ihr Király, oder König, gemacht haben;) TOTPKIAC, König von Ungarn genannt, und als ein vom Griechischkaiserlichen Hofe abhängiger Fürst vorgestellt wird. In der zweyten Inschrift heißt Michael Dukas, Bruder des Bulgarischen Königs, auch Römischer Kaiser; vermuthlich, weil ihn Constantinus in eine gemeinschaftliche Regierung aufgenommen hatte. So wie alles dieses Griechisch ist; so befinden sich dagegen auf dem Scheitel der Krone die Bilder Christi und acht Apostel mit lateinischlangobardischen oder Mönchsbuchstaben bezeichnet. Aus allem diesem schließt der gelehrte Piarist, daß der gedachte Kaiser die Krone dem Geisa zum Geschenke über-

J. C. 814 bis 1078.

übersandt; Stephanus aber, dessen Sohn, ob er gleich im Jahr 997. mit derselben gekrönt worden, sie dennoch, weil er den königlichen Titel erst mit päpstlicher Bestätigung führen wollte, an Silvester den Zweyten geschickt habe, damit er sie einseegnen, und seine Kirchengeseze genehmigen möchte; dieses habe der Papst nicht allein gethan; sondern sie auch aus einer offenen in eine geschlossene verwandelt, und auf den Scheitel die erstgedachten Bilder mit ihren lateinischen Inschriften sezen lassen; worauf der König zum zweytenmal im Jahr 1000. damit gekrönt worden sey. Kann man gleich nicht alle von diesen Umständen als ausgemacht annehmen; so scheint doch die allererste Folgerung ziemlich ungezweifelt zu seyn. Uebrigens fällt mit dieser neuen Beleuchtung des Ursprungs der Ungarischen Krone, die Aechtheit des Schreibens von selbst über den Hauffen, welches der Papst bey Uebersendung der Krone an den König abgeschickt haben soll, und worinne er versichert, daß er diese Krone eigentlich für den Herzog von Pohlen habe verfertigen lassen. Schon Schwarz hatte eingesehen, daß es unter die vielen falschen Waaren jener Zeiten gehöre, mit denen der Clerus die Laien hintergieng; und Stilting, dessen Stärke in der Critik man eben kennen gelernt hat, bemühte sich vergebens, ihn zu widerlegen. Kollár rückte es auch in sein mehrmals gedachtes Werk ein; (p. 46. sq.) vertheidigte es eifrig wider Schwarzen; machte es aber selbst, ohne solches damals noch zu wissen, dadurch verdächtig, daß er eben dem Franciscaner Levakovitz, den er zwey Jahre darauf als einen Betrüger darstellte, die erste Bekanntmachung desselben zuschrieb. Auch Hr. Pray hat es (l. c. p. 7. sq.) von neuem abdrucken lassen. Er berührt zugleich den heftigen Streit, der eben zu der Zeit, da dieses Schreiben ans Licht trat, über die päpstlichen Rechte auf das Ungarische

sche Reich geführt wurde, welche freylich durch Stellen des Schreibens unterstüzt werden; und weiß nicht recht, auf welche Seite er sich wenden soll. Die Entscheidung ist aber nunmehr sehr leicht: beides, jene Rechte und das Schreiben, sind auf einerley Sand gegründet. J. n. C. G. 814 bis 1078.

Stephanus also machte das Christenthum in seinem Reiche vollkommen herrschend. Daß er dieses durch sein Beyspiel, seine Geseze, zum Theil auch schärfere Verordnungen mit Drohungen von Strafen gegen die Götzendiener begleitet; durch Priester und Mönche, die er aus dem Griechischen Reiche, aus Böhmen, Oesterreich, Baiern, Sachsen und Venedig kommen ließ; zuweilen wohl gar durch eigene Theilnehmung am Unterrichte seiner heydnischen Unterthanen, bewürkt habe, ist gewiß. Noch lehrreicher würde es seyn, zu wissen, wie viel vom Christenthum, und wie es den Ungarn geprediget worden sey. Allein darauf lassen sich die Nachrichten von den Bekehrungen dieser Jahrhunderte nicht ein; ihre Verfasser sezen es als begreiflich voraus, daß man überall sehr geschwind mit den Ueberzeugungen der Heyden fertig geworden sey. Von Kirchen aber, Klöstern und Bißthümern, welche Stephanus angelegt habe, erzählt man desto mehr. Man war einmal der Meinung, daß, wenn nur erst gleichsam recht viele und geräumige Schaafställe vorhanden wären, die für dieselben bestimmten Heerden auf die eine oder die andere Art bald gesammlet und hineingetrieben werden könnten. Zehn Ungarische Dörfer also mußten allemal auf ihre Kosten eine Kirche erbauen; ein Merkmal jedoch, daß das Christenthum noch nicht so allgemein ausgebreitet seyn konnte. Sie mußten die nöthigen liegenden Gründe zu denselben anweisen; die Bischöfe hatten für geschickte Diener der Kir-

J. n. C. 814 bis 1073.

Donau, das heutige Siebenbürgen, und einen Theil der Walachey; welches man damals das schwarze Ungarn nannte. Dieser Fürst war nicht allein dem Christenthum sehr abgeneigt; sondern beförderte auch die Unruhen, welche im Reiche des Königs wegen der vielen aufgedrungenen christlichen Religion entstanden, und selbst in eine, doch bald gedämpfte, Empörung ausgebrochen waren. Stephanus griff ihn deswegen im Jahr 1003. an; nahm ihn nebst seinen Söhnen gefangen, und vereinigte seinen Staat mit seinem Reiche. Einem seiner Söhne, der sich geflüchtet hatte, begegnete er so großmüthig, daß sich ihm dieser völlig unterwarf; und sein Beyspiel, aber auch die Furcht vor den Waffen des Königs, machten es, daß die Einwohner von Schwarzungarn sich alle zum Christenthum bekannten. (Chartvit. l. c. pag. 416. 418. sq. Annales Hildeshem. ad a. 1003. pag. 722. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. Annalista Saxo ad a. e. apud Eccard. l. c. pag. 393. Pray l. c. p. 3. sq. 17. sq. Gebhardi l. c. S. 425. fg.)

Obgleich die oben aus dem Chartvitius erzählte Gesandtschaft des Königs an den Papst, das Schreiben des leztern an ihn, und die darinne enthaltnen päpstlichen Anordnungen, wie man gesehen hat, theils zweifelhaft, theils gar untergeschoben sind; so konnte es doch nicht fehlen, daß er gar bald, nach dem Gange seiner Bekehrungsanstalten und Verbindungen, in eine Abhängigkeit von dem Papste gerathen mußte. In seinen Stiftungs- und Freyheitsbriefen also für Bißthümer und Klöster, die wir noch haben, (beym Kollar, Hist. diplom. Iuris Patron. Apostolic. Regg. Hung. p. 77. sq.) so weit sie über allen Verdacht hinausgesezt sind, sagt er, daß er sie mit Bewilligung, Bestätigung, und unter dem Ansehen des Papstes ausgefertigt habe. Befremdlich war es freylich manchem, daß

Ste-

Stephanus in der vorhergedachten Stiftungsurkunde der Abtey des heil. Martin, dem Abte allerley kirchliche Freyheiten ertheilt. (l. c. p. 71.) Mansi verwarf sie überhaupt, und Kollár nahm ihm solches sehr übel; (p. 72.) er glaubte auch, daß Rainaldi jene Bedenklichkeit schon durch die Bemerkung gehoben habe, die gedachten Freyheiten wären von dem Könige nicht als Könige, sondern als päpstlichen Legaten, bewilligt worden: ein Recht und eine Würde, welche ihm und seinen Nachfolgern in dem mehrmals genannten Schreiben Silvesters des Zweyten aufgetragen worden wären. Denn in demselben sey ihm die Vortragung des Kreuzes, zum Zeichen des Apostolats, und die Erlaubniß, in Ansehung der Kirchen seines Reichs, im Nahmen des Papstes alle nöthigen Einrichtungen zu treffen, zugestanden worden. Doch bereits nach zwey Jahren änderte Kollár seine Meinung über den Werth dieses Schreibens, (oder Breve) das man nicht richtig gnug eine Bulle nennt, gänzlich. Der Abt Kercselich von Kács, Canonicus zu Zagrab, belehrte ihn mit seltener Wahrheitsliebe, daß es im vorigen Jahrhunderte von dem Franciscanermönch Raphael Levakovicz, einem Croaten, lector der Theologie, und Corrector der heil. Handschriften der Illyrischen Kirche zu Rom, geschmiedet worden sey; wie eigenhändige Schreiben desselben, die er besitze, bewiesen. Dieser schlich sich unter dem Nahmen eines Commissars vom gelobten Lande, in der That aber als ein päpstlicher Kundschafter, in die Ungrischen Archive ein, um die Einkünfte der dortigen Bißthümer auszuforschen, und was den Ansprüchen der Päpste entgegenstand, aus dem Wege zu schaffen; mußte sich jedoch, da man seine Arglist kennen lernte, mit der Flucht retten. Das berüchtigte Schreiben Silvesters, von dem er vorgab, es sey im Jahr 1550. entdeckt worden,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 914 bis 1073.

schickte er dem Jesuiten Inchofer zu, der es im Jahr 1644. in seine Annales Ecclesiasticos Regni Hungariae einrückte: und in seinem Brief an den Cardinal Aldobrandini gestand er, es darum erdichtet zu haben, um die Ungarn, welche es nicht glauben wollten, daß der Papst ein Recht an ihr Reich habe, davon zu überzeugen. Kollár stand nicht lange nach dieser Entdeckung an, dieselbe in einem neuen Buche (de originibus et vsu perpetuo potestatis legislatoriae circa sacra Apostolicorum Regum Vngariae, c. 24. p. 155. sq. Vindob. 1764. 8.) bekannt zu machen, und seinen Irrthum mit einer Aufrichtigkeit, die ihm Ehre macht, zu gestehen. Zugleich leitete er nun desto freymüthiger in diesem Buche, Stephans und aller folgenden Könige von Ungarn höchste Rechte in Kirchensachen, welche sie öfters behauptet haben, nicht mehr von einer päpstlichen Vergünstigung; sondern von der landesherrlichen Gewalt überhaupt her, deren sie sich, wie die christlichen Kaiser bis auf ihre Zeiten bedienten. Man kann damit Schwarzens Erläuterung in seinem mehrmals genannten Buche verbinden, daß der Griechische Anfang der Bekehrung der Ungarn auch hier seinen Einfluß gezeigt haben möchte, weil die Griechischen Bischöfe ihren Kaisern niemals die volle Ausübung der Kirchenrechte streitig gemacht haben.

Auch den Titel eines Apostolischen Königs, den die Könige von Ungarn führen, gründete man sonst auf die Vorrechte des Apostolats, die ihnen in jenem unächten Schreiben, mit der Vortragung des Kreuzes, von dem Papste ertheilt worden wären. Allem Ansehen nach haben sie, ohne jemals von einem Papste eine solche Bewilligung zu erhalten, jenen Ehrennahmen in spätern Zeiten entweder in der Bedeutung angenommen, in welcher schon Reccared, König

der

der Westgothen, apostolisch, das heißt, rechtgläubig, genannt wurde; oder zum Andenken der apostolischen Arbeiten Stephans für das Christenthum bey seiner Nation: wozu auch das Kreuz, das sie gleich nach seinem Tode auf ihren Münzen führten, und das erst im dreyzehnten Jahrhunderte verdoppelt ihr Reichswapen geworden ist, nicht wenig beygetragen haben mag. Im Jahr 1758. hat Clemens der Dreyzehnte der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia, für sich und ihre Nachfolger auf dem Ungrischen Throne, diesen Ehrentitel in einem besondern Breve ertheilt, das unter andern Kollár hat abdrucken lassen. (Chartvit. l. c. p. 418. Kollár. Hist. dipl. Iur. Patron. Apostolicor. Hung. Regg. pag. 62. sq. Gebhardi, l. c. S. 424. fg.)

J. C. 814 bis 1073.

Zur Befestigung des Christenthums in Ungarn konnten auch die neue Staatsverfassung und die Gesetze dienen, welche Stephanus darinne einführte. Jene war zum Theil eine Nachahmung der Fränkisch-deutschen Verfassung, indem er sein Reich in Gespannschaften (oder Grafschaften, Comitatus) abtheilte; auch sonst begünstigte er die Ungarn nicht vorzüglich vor den übrigen zahlreichen Nationen, die ihm gehorchten, unter welchen viele Deutsche waren, die den Landesanbau und die Milderung der Sitten beförderten; ob er gleich auf die Nationalgebräuche von jeder Rücksicht nahm. Durch die Gesetze aber, welche er im Jahr 1016. gemeinschaftlich mit seinen Ständen entwarf, schränkte er die kriegerische Hitze und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten aller Art, welche den Ungarn noch so sehr eigen waren, möglichst ein; verband damit kirchliche Strafen, wie Fasten, und andere Büßungen, mit welchen sie von den Bischöfen für ihre Vergehungen gezüchtigt wurden; und richtete sich doch

welche fast hundert Jahre lang das westliche Europa verwüsteten und zu Grunde richteten. Dieser furchtbare Kriegsheld, der vom Jahr 876. an die grausamsten Verheerungen mit bleibenden Eroberungen im nördlichen Frankreich, bis tief in das Innere dieses Reichs, fortgeführt hatte, ließ sich endlich im Jahr 912. bewegen, ein Christ zu werden, wenn ihm die Tochter des Westfränkischen Königs Karls des Einfältigen, Gisela, zur Gemahlinn, und alle die Seeländer, welche ziemlich schon in seinen Händen wären, jezt die Normandie und Bretagne genannt, als Fränkische Lehne, überlassen würden. Man mußte alles bewilligen; er wurde getauft; hieß nunmehr Robert, erster Herzog der Normandie, und wurde der Stammvater eines der berühmtesten königlichen Häuser, dem auch die Wiederherstellung des Christenthums in den neuern Zeiten sehr viel zu danken hat. Aber ob er gleich nur ein erkauftes Christenthum bekannte; so veredelten sich doch seine Denkungsart und seine Sitten ungemein; seine Normannen, welche sich taufen ließen, weil er es verlangte; selbst die Franken, seine neuen Unterthanen, gewannen dadurch nicht weniger. In den zwanzig übrigen Jehren seines Lebens war er ein Muster eines sanften, weisen und gerechten Regenten. Er hob alle Spuren der Raubbegierde bey seinen Normannen auf; die öffentliche Sicherheit war in seinem Gebiete so groß, daß goldene Armbänder drey Jahre hindurch an einer Eiche auf öffentlicher Straße hiengen, ohne von jemanden berührt zu werden. Es mangelte viel daran, daß christliche Nationen, die es seit Jahrhunderten waren, einer so glücklichen Verfassung genossen hätten, als die Unterthanen dieses neubekehrten Fürsten. (Fragment. Hist. Franc. pag. 338. sq. apud Duchesn. T. III. Chronic. breve a Pipino usque ad Ludov. VII. p. 359. sq. ib. Guil.

n. C. G. 814 bis 1073.

Guil. Gemmetic. de Ducib. Normann. L. II. c. 20. 21. in Duchesn Scriptt. Hiſt. Normann. Hiſtoire de France par Velly, T. II. p. 193. ſq. à Paris, 1755. 12.) Wenn eine ſo ausgeartete Religion, als die chriſtliche damals war, ſo wohlthätige und dauerhafte Würkungen, auch durch ſehr unvollkommene Begriffe von ihren eigenthümlichen Lehren hervorbringen konnte: ſo müßte ſie in einem Jahrhunderte, da man glaubt, daß ſie mehr als jemals gereinigt, vereinfacht und verfeinert ſey, die herrlichſten erzeugen, wenn ihr allgemein erkannter ſittlicher Werth nicht unmerklich in ein Gewebe von unendlichen Speculationen aufgelöſet worden wäre.

J. C. 814 bis 1073.

Ende des ein und zwanzigſten Theils.

Regi-

Register.

A.

Abbo, ſein Leben und ſeine Schriften. 222–225.

Abendmahl, erſter Streit darüber. 13. ein anderer durch Berengarn. 24. fg.

Aberglaube des 10ten Jahrhund. 23. im dreyzehnten. 50. fg. im vierzehnten. 69. 70.

Abu Gafar Muhammed, ein Commentator d. Koran. 287.

Abu'l Ola Ahmed, ein Arabiſcher Dichter. 289.

Adams von Bremen Stelle unterſucht. 346. fg.

Adelbold, ſeine Geſchichte des K. Heinrichs II. 181. fg.

Adelbert, Erzb. von Bremen, begegnet einem Könige gebieteriſch. 354.

— — Biſchof von Prag, ſeine Geſchichte. 440. fg. ein Heiliger u. Wunderthäter. 442. ſein Märtyrertod bey den Preußen. 498. fg. ſoll den König Stephanus von Ungarn getauft haben. 533.

— — erſter Erzb. von Magdeburg. 487.

Aerzte, chriſtliche. 239. jüdiſche. 270.

Agobard, Erzb. v. Lyon. ſein Schriften wider die Jud 300. fg.

Aimoin, ein Fränkiſcher Geſchichtſchreiber. 178.

Aldenburg, oder Oldenburg Bißthum in Wagrien. 47

Alfragan, ein Arabiſcher Aſtronom. 287.

Alfred, K. von England, ſein Verdienſte um die Wiſſenſchaften. 120. fg.

Al Kendi, ein Philoſoph d. Araber. 286.

Al Mamun befördert die Wiſſenſchaften bey den Arabern 277. fg. ob er Griech. Bücher habe verbrennen laſſen? 279. fg.

America, entdeckt und chriſtlich gemacht. 83. Entdeckung d. nördlichen im 11ten Jahrhunderte durch Normannen 393.

Anaſtaſius, Abt zu Rom, ſein hiſtoriſchen Werke. 159. fg.

Anſchar, Mönch zu Corvey, Apoſtel des Nordens, ſein Geſchichte. 318. fg. wird Erzbiſchof v. Hamburg. 323. ſein Charakter, ſein Tod und ſeine Lebensbeſchreibungen. 338–342.

Antichrist, Schreiben des Mönchs Adso über denselben. 243. fg.
Apostolischer König, Titel der Könige v. Ungarn. 54.
Araber, Geschichte ihres Chalifats. 111. fg. Aufnahme der Gelehrsamkeit bey denselben. 277. fg. ihre Uebersezungen griechischer Werke. 279. fg. ihre scholastische Theologie. 285. ihre Gesinnungen gegen d. Christenthum. 293.
Arhuus, Bißthum daselbst. 345.
Arzneykunde, Geschichte derben vom 9ten Jahrhundert an. 238. fg. von Bischöfen und Aebten ausgeübt. 239.
Aßemani, sein Werk über die Slavischen Heiligenkalender. 401.
Avicenna, ein Arabischer Philosoph und Arzneygelehrter. 290. fg.

B.

Baierische Bischöfe, ihre Ansprüche auf die Mährische Kirche. 423.
Basilius, Griech. Kaiser, seine kurzen sittlichen Vorschriften. 126. wiefern er die Russen bekehrt habe? 509.
Baukunst, Hinderniß u. Aufnahme derselben. 243–245.
Beckets Händel mit dem Könige von England. 36.
Bekehrung, Folgen derselben. 551.
Benno, der Heilige, Bischof von Meissen. 459.
Berengarius, seine Streitigkeit. 24. 218.
Bergen, Kloster zu Magdeburg. 490.
Bernhard, Bischof zu Hildesheim, ein Künstler. 187. fg.
Bettelmönche ihr Ursprung. 51. fg.
Bibel, ihre Uebersezungen in deutsche Mundarten. 261. 263. 264. fg. 267.
Bibliotheca an Statt Biblia. 148.
Bibliotheken der Bischöfe. 148.
Bischöfe, Schulen unter ihrer Aufsicht. 138. fg. sind geschickte Baukünstler. 244. in Dänemark. 347. 355. in Schweden. 364. fg. in Norwegen. 384. auf Island. 391. in Böhmen. 439. im Meisnischen. 451. fg. im Brandenburgischen. 472. fg. in Wagrien. 476. in Pohlen. 496. 500. in Rußland. 521. in Ungarn. 542.
Böhmen, Ausbreitung d. Christenthums daselbst. 425. fg.
Bogoris, Kön. der Bulgaren. wird ein Christ. 403.
Boleslav d. Grauf. H. v. Böhmen, wird ein Christ. 438.
Boleslav der Fromme gründet das Christenth. in Böhmen. 438. fg.
Boleslav, erster König v. Pohlen. 503.
Borziwoi, Herzog v. Böhmen, wird ein Christ. 425. fg.
Boso, erster Bischof v. Merseburg. 462.
Brandenburg, Bißthum daselbst. 474.

Bremen wird mit Hamburg Eine Erzbischöfliche Kirche. 332.
Breslau, Bißthum daselbst. 500. fg.
Brzetislav I. Herz. von Böhmen, seine Gesezе, durch bischöfl. Bann bestätigt. 443. fg
Bruno wird von den Preußen todt geschlagen. 506. fg.
Bücherkenntniß, Werk des Photius zu derselben. 196. fg.
Bürgerliche Geschichte vom J. 814 bis 1073. im Abrisse. 87. fg.
Bulgaren, Bekehrung dieser Nation. 399. Fortgang derselben. 402.
Bulosudes, ein Ungr. Fürst. zu Constantinopel getauft. 526.
Burkard, erster Bischof von Meissen. 452.

C.

Capischolus. 140.
Cardinales oder Canonici zu Prag. 447.
Casimir, König von Pohlen, ob er Mönch zu Clügny gewesen ist? 503. fg.
Cedrenus, Georg. seine Weltchronik. 200.
Chazaren, ihr Uebertritt zum Christenthum. 400.
Christannus, Mönch zu St. Emmeram. 437.
Christen werden von den Arabern geschüzt und gedrückt. 293. fg.
Christenthum, Ausbreitung desselben im 9ten Jahrhund. 14. fg. im 10ten. 20. fg. im 12ten. 44. fg. im dreyzehnten. 47. 52. im vierzehnten. 69. im 15ten. 83. im 9ten, 10ten u. 11ten. 293. fg. in Dänemark u. Schweden. 314. fg. in Norwegen. 372. fg. in Island. 387. in Grönland. 392. unter den Slavischen Nationen. 396. fg. in Mähren. 405. in Böhmen. 425. unter den Sorben. 448. unglückliche Schicksale desselben unter den Slaven. 476. 478. 481. in Pohlen ausgebreitet. 491. fg. unter den Russen. 507. fg. in Ungarn. 525. fg. unter den Normannen in Frankreich. 551. fg.
Clusoria ars. 187.
Comet, Ludwigs des Frommen Urtheil von demselben. 156.
Constantin der Africaner, ein Arzt. 239.
Constantins des Großen vermeinte Schenkung. 172.
Constantinus Porphyrogenitus, Griechisch. Kaiser, seine Thätigkeit für die Wissenschaften. 129. fg. seine Auszüge aus Griech. Geschichtschreibern. 130. fg. sein leben d. Kaisers Basilius. 132. Auszug aus seinem Buche v. der Regierungskunst. 133. fg. sein Werk von den Cärimonien des Constantinop. Hofs. 136. fg.
Colberg, Bißthum daselbst. 500. fg.

Corvey an der Weser, Klosterschule daselbst. 143.
Cracau, Bißthum daselbst. 500. fg.
Cyrillus, ein Apostel Slavischer Nationen. 400. 402. in Mähren. 410. Erfinder eines neuen Alphabets. 411. fg. 431. fg. ob er Bischof der Mähren war? 414. seine Reise nach Rom. 415. sein Tod. 417. ob er auch die Russen bekehrt, und für sie ein Alphabet erfunden hat? 511. 512.

D.

Dänen, Geschichte ihrer Bekehrung. 314. fg. Fortgang des Christenthums unter ihnen. 342. fg. es wird völlig bey ihnen eingeführt. 351. ob ihre Sitten durch diese Religion gemildert worden sind? 357. fg.
Dambrowka bekehrt ihren Gemahl, den Herzog Miecislav. 494. fg.
Decretalen, unächte d. Päpste. 7. 8.
Deutsche Aufsäze und Gedichte. 259. 261.
Deutsches Reich, Stiftung u. Geschichte desselben. 92. fg.
Dialektische Schriften u. Streitigkeiten. 216. 217.
Dichter, lateinische, vom 9ten Jahrhund. an. 249. fg.
Dirmar, Bischof von Merseburg, seine Chronik. 179. fg. 466.
P. Dobners Schriften über die Einführung des Christenthums in Böhmen. 430. fg.
Dresden, vom Ursprunge dieser Stadt. 460.
Dungal, ein Astronom. 221.

E.

Ebbo, Erzb. von Rheims, predigt im Norden das Evangelium. 315. 324.
Eginhard, sein Leben und seine Schriften. 150. fg. Vorwürfe gegen ihn. 152.
Emanationssystem, mit christl. Lehrsäzen vereinigt. 212.
Emund, König von Schweden, nimmt einen eigenen Erzbischof an. 368.
England, Ursprung und Geschichte dieser Monarchie. 98. fg.
Episcopus Episcoporum wird Karl d. Große genannt. 189.
Evangelienbuch im Feuer unverlezt. 510.
Evangelien, vier, in Fränkische Reime gebracht. 261.
Eugenius II. sein Schreiben über die Mährische Kirche. 406.
Eulogius, Presbyter zu Cordua, seine Schriften. 295. fg.
Eutychius, Patr. zu Alexandrien, seine Jahrbücher. 202.

F.

Färöen, Inseln, müssen christlich werden. 395.
Fernrohr, im 10ten Jahrhunderte. 233.

Fränkische Jahrbücher, allgemeine Anmerkungen über dieselben. 190. fg.
Fränkische Monarchie, ihre Geschichte seit Karls d. Grossen Tode. 90. fg.
Fränkische Verse. 261.
Franciscaner, ihre Streitigkeiten mit den Päpsten. 64. fg.
Französisches Reich, Ursprung und Geschichte desselben. 95. fg.
Fredegis, seine Schrift vom Nichts und von der Finsterniß. 208.
Friedrich, ein Sächsischer Bischof der Isländer. 388.
Frodoard oder Flodoard, ein Fränkischer Chronikenschreiber, 164.
Fulda, berühmte Klosterschule daselbst. 141.

G.

St. Gallen, Mönch daselbst, ein Anekdotenschreiber. 188.
Gallice, statt Französisch. 249.
Gauzbert predigt d. Christenth. in Schweden. 325. fg.
Geisa, ein Ungr. Fürst, wird Christ. 530.
Geisler, B. von Merseburg. 463. und Erzb. zu Magdeburg. 464.
Gelehrsamkeit, Wiederherstellung derselben im funfzehnten Jahrhund. 80. fg. ihr Zustand vom Jahr 814 bis 1073. 116. fg.
Gelehrte d. neunten Jahrhunderts. 10. des zehnten. 19. des eilften. 24. fg. d. zwölften. 40. fg. des dreyzehnten. 56. fg. im vierzehnten. 65. fg. im funfzehnten. 79. fg.
Genesius, ein Byzantinischer Geschichtschreiber. 199.
Gerbert sammelt viele Bücher. 149. seine Diglektik. 216. sein Leben und seine Verdienste um die mathemat. Wissensch. 225. fg. sein Rechentisch und seine Schriften. 230. fg. warum er vor einen Zauberer gehalten worden ist? 233. fg. Begriff v. ihm. 234. fg.
Germanus, d. heil. thut Wunder gegen die Normänner. 329. fg.
Geschichtschreiber, merkwürdige im 10. und 11ten Jahrhund. 149. fg. warum es so viele lateinische gab? 154.
Gidanie, nachmals Danzig. 499.
Glaber Radulfus, Verfasser einer Fränkischen Geschichte. 183 fg.
Glagolitisches Alphabet. 413. 431. fg.
Glauben, Veränderungen in demselben. 41. fg.
Gnesen, Erzbißthum daselbst. 500.
Gothland, Insel, Christenth. daselbst. 364.
Gott, wiefern er in allen Dingen als ihr Wesen sey? 212.
Gottesdienst in Slavischer Sprache, Streit darüber. 415. fg.

Gottschalk, ein Wendischer König, wird ein Christ. 480. fg.
Gottschalks Streitigk. über die Prädestination. 13.
Gratianus legt den Grund zum päpstlichen Gesezbuche. 35.
Gregor VII. Abriß seiner Geschichte. 31. fg.
Griechische Bekehrung d. Ungarn untersucht 528.
Griechische Gelehrsamkeit studieren Juden. 273.
Griechische Geschichtschreiber, Auszüge aus denselben. 130. Nachrichten von ihnen. 199. fg.
Griechisches Kaiserthum, Geschichte desselben. 108. fg.
Grönland, Entdeck. dies. Insel, und Einführ. des Christenthums daselbst. 392. fg. geht für Europa verloren. 394.
Guido von Arezzo, seine musikal. Erfindung. 247. fg.
Günther, ein Heiliger, entgeht dem Fleischessen durch ein Wunder. 543.
Gunzo, seine dialektische Frage. 217.
Gylas oder Gyula, ein Ungr. Fürst, wird ein Christ. 528.

H.

Hakon, König von Norwegen, seine Versuche zur Einführung des Christenthums daselbst. 373. fg.
Hamburg, oder Hammaburg, Erzbißthum daselbst. 323. wird von den Normannen verwüstet. 325. Vereinigung dieses Erzbißthums mit dem Bremischen. 332.
Harald, König von Südjütland, wird ein Christ. 315. fg. seine Schicksale. 327. fg.
Harald, Kön. von Dänemark, nimmt die christliche Religion an. 346. fg.
Harald Haardraade, Kön. v. Norwegen, achtet den Clerus wenig. 385. fg.
Harmonie, vorherbestimmte, in einem Lustspiel von Roswitha. 217.
Hatto, Erzb. von Mainz, sein Schreiben an Johann IX. 423.
Havelberg, Stiftung dies. Bißthums. 473.
Haymo, sein Auszug d. christl. Kirchengeschichte. 158.
Heiligenbilder, Streit über ihre Verehrung. 11.
Heric, ein Vorläufer des Descartes im Zweifeln. 215.
Hermann der Gebrechliche, seine Chronik. 184. fg.
Hieronymus, vermeinter Erfinder einer Slavischen Buchstabenschrift. 412.
Hirschau, Schule dieses Klosters. 142. fg
Historische lateinische Gedichte. 176. fg.
Historische Schreibart, Bemerkung über dieselbe. 168. fg.
Honain, Ebn Isaak, ein christl. Arzt. 497.
Horányi, Alex. seine Schrift von d. Ungrischen Krone. 529. 539.

Register.

Horich, Kön. von Südjütland, seine Gesinnungen gegen das Christenthum. 328. 331. fg.
Hußens Versuch einer Reformation. 71.
Hußiten, ihre Geschichte. 73. 74.

J.

Jaromir, ein gewaltthätiger Bischof v. Prag. 446. fg.
Jaroslav, Ruß. Großfürst, befestigt d. Christenth. in Rußland. 523.
Ibn Doraid, ein Arabischer Sprachkenner und Dichter. 288.
Inquisition, ihre Entstehung. 55.
Johann XIII. verdächtige Urkunde desselben. 453. fg.
Johannes, Anführer der Nominalisten. 220.
Johannes Mesue, ein Syrischer Arzt. 238. 279.
Johannes Scotus Erigena, sein Leben und seine Schriften. 208. fg. von seinem Werke über die Eintheilung der Naturen. 211. fg.
Joseph, Sohn des Gorion, unächtes Werk unter diesem Nahmen. 275.
Island, Entdeckung dieser Insel, u. Christenthum daselbst. 387. fg. Sitten der Einwohner. 390. Gelehrte u. Schriftsteller unter ihnen. 391.
Iso, Verfasser eines latein. Lexicons. 250.
Italien, Geschichte dieses Landes. 107. fg.
Juden, Zustand d. Gelehrsamkeit bey denselben. 269. fg. Hindernisse ihrer Bekehrung 200. Schriften gegen sie. 300. fg. 310. von ihrem Uebermuth, ihren Irrthümern, der Taufe ihrer heydn. Sclaven, u. vom unerlaubten Umgange mit ihnen. 301–306. Bekehrung einer Anzahl derselben. 306. fg. sollen an den Christen Verräther werden. 307. ihre sonderbare Strafe zu Toulouse. 308. Gesetze wider sie. 310. werden, zuweilen Muhammedaner. 311.
Jüdische Lehrer von verschiedenen Classen. 270. fg.

K.

Kaiser, ihre unglücklichen Händel mit den Päpsten. 31. 34. 36. 37. 49. fg. 60.
Karls des Kahlen Liebe zu den Wissenschaften. 119. fg. 209. er schützt die Juden. 306.
Karmathier, eine schwärmerische Muhammed. Sekte. 283.
Kerckelich, seine Entdeckung einer unächten Bulle. 545.
Kiew, Zerstörung des Götzendienstes daselbst. 521.
Kirchengeschichte, christl. das Charakteristische ihrer 3 ersten Zeiträume. 3–5. Werke über dieselbe. 158. 162.
Kirchenversammlungen zu Costnitz u. Basel. 72. 73. fg.
Klosterschulen seit dem 9ten Jahrhund. 141. fg.

Knut,

Knut, K. von Dänemark, ist dem Christenthum günstig. 345.
Knut der Große, K. von Dänem. gründet d. Christenth. daselbst. 351.
Koran, Streit, ob er erschaffen, oder unerschaffen sey? 282. fg. Angriff auf dessen göttliches Ansehen. 284.
Knez, ein Fürst, Ehrentitel des Clerus. 410.
Kollár, A. F. seine Schriften über die Ungr. Kirchengesch. 528. 546.
Korsun in der Krim. 520.
Kreuzzüge, Ursprung derselben. 32. fg. ihr Fortgang. 35. 36. 47. fg.
Krone, Ungrische, ihr Ursprung und ihre Heiligkeit. 537. fg. Beschreibung derselben. 539.
Künste, freye, ihre Bearbeitung schadet dem Fortgange der Philosophie. 205. zeichnende und bildende bey den Griechen. 241. Kunstwerke bey Griechen und zu Rom. 242. fg.
Kurland, Hülfe Christi in einem Kriege daselbst. 337.
Kyrkujolsa statt Kyrie eleison. 462.

L.

Lateinische Sprache beym Gottesdienste. 418. 420.
Lateinische Sprachkunde und Dichtkunst bearbeitet. 249. fg.
Lebus, Bißthum daselbst. 502.
Leipzig, ob es dem Stifte Merseburg gehöret habe? 467. fg.
Leo VI. oder der Weise, Griech. Kaiser, seine Schriften. 127. fg.
Leo der Grammatiker, ein Byzantinisch. Geschichtschreiber. 200.
Leo, ein Griech. Philosoph. 203. 281.
Leoninische Verse. 177. 250.
Levakowich, R. ein Franciskaner, schmiedet eine päpstliche Bulle. 545.
Lothar, der Kaiser, bestellt öffentliche Lehrer. 118. fg.
Ludmilla, Herzoginn v. Böhmmn, ihre Geschichte. 428. 433. fg.
Ludwig der Fromme befördert die Wissenschaften. 117. fg. und die Ausbreitung d. Christenthums im Norden. 317. fg.
Luibusua, jezt Lebuse im Kurkreise. 502.
Luitprand, Leben dieses Geschichtschreibers. 165. seine Europäische Geschichte. 166. seine Scheibart. 168. fg. ob er jenes Werk ganz geschrieben habe? 169. fg. Beschreibung seiner Gesandtschaft nach Constantinopel. 171. fg. andere ihm beygelegte Schriften. 173.

M.

Mähren, Anfang ihrer Bekehrung. 405. erster Fortgang derselben. 408. fg. Streit über das Diöcesanrecht ihrer Kirche. 423.

Magdeburg, Stiftung d. dortigen Erzbißthums. 482. fg. deſſen Kirchenſpeengel. 485. fg. Schenkungen an daſſelbe. 487.
Magiſter Scholae. 140.
Mathematiſche Wiſſenſchaften, ihre Geſchichte vom 9ten Jahrhund. an. 221. fg.
Mauritius, heil. Kirche u. Kloſter demſelben gewiedmet zu Magdeburg. 482.
Meißen, Stiftung des Bißthums daſelbſt. 451. fg. von der Exemtion deſſelben. 455. Schenkungen zu demſelben. 457.
Menſchliche Natur, ihre fünf Rückkehren. 213.
Merſeburg, Stiftung dieſes Bißthums. 460. fg. es wird zerſtückelt. 464. und wieder hergeſtellt. 465.
Methodius, ein Apoſtel Slaviſcher Nationen. 400. ſein Gemählde vom jüngſten Gerichte bekehrt einen König. 403. fg. in Mähren. 410. ſoll Biſchof daſelbſt geweſen ſeyn. 414. ſeine Arbeiten in Pannonien. 417. wird wegen des Gebrauchs der Slav. Sprache beym Gottesdienſte verklagt und losgeſprochen. 418. fg. bleibt deswegen bey eifrigen Röm. Chriſten verhaßt. 421. ſein Tod. 422. ſeine Verdienſte um d. Chriſtenthum in Böhmen. 425. fg. warum ihn die Böhmen Strachota nannten? 429. ob er in Böhmen nach Griechiſchen Grundſätzen das Chriſtenthum eingeführt hat? 10. fg.
Mieceslav, Herzog von Pohlen, wird ein Chriſt. 491. fg.
Milo, ein lateiniſcher Versmacher. 251.
Miſtewoi, ein ſlaviſcher Fürſt, rottet das Chriſtenth. in vielen Ländern aus. 475. fg. 478.
Mönche, ihre Geſchichte im 10ten Jahrhund ite. 10. fg. neue Orden derſelben im eilften. 27. fg. und im zwölften. 39. im dreyzehnten. 51. fg.
Monaſteriolum, eine kleine Kirche. 459.
Motanabbi, ein berühmter Dichter der Araber 288.
Muhammedaner, ein Freygeiſt unt. ihnen. 289. Schriften der Chriſten gegen dieſelben. 298. fg.
Mulus ſtatt famulus ließ ein Biſchof. 357.
Muſiaria ars. 245.
Muſik, Geſchichte dieſer Kunſt bey der abendländ. Geiſtlichkeit. 246. fg.

N.

Naturen, von der Eintheilung derſelben. 211. fg.
Naumburg, das Bißthum Zeiz wird dahin verlegt. 470.
Nicon, ein Mönch und Wunderthäter, prügelt die Juden aus Sparta hinaus. 313.
Nithard, ſein Werk von den Händeln der Söhne Ludwigs des Frommen. 157.

Nominaliſten, 219. fg.
Normänner, Geſchichte ihrer Reiche. 100. fg. ihre Eroberungen in Italien. 108. Ausbreitung des Chriſtenthums unter ihnen. 314. fg.
Norwegen, Anfang des Chriſtenthums daſelbſt. 372. fg. Fortgang deſſelben. 377. fg. und Feſtſtellung. 383. fg. ihre Sitten. 386.
Notker der Stammelnde, Mönch zu St. Gallen. 189. 265.
Notker, piperis granum, auch Mönch daſelbſt. 265.
Notker, der Großlippe, ſeine paraphraſt. Ueberſ. der Pſalmen. 266.

O.

Obotriten, Schickſale d. Chriſtenth. unter ihnen. 479. fg.
Olav der Dicke, oder der Heilige, Kön. von Norwegen, 381. fg.
Olav Tryggweſon, Kön. von Norwegen, zwingt ſeine Unterthanen, Chriſten zu werden. 376. fg.
Olga, Ruß. Großfürſtinn, ihre Taufe. 514. ob ſie von Otto dem Großen ſich Geiſtliche ausgebeten hat? 515. fg.
Olof Skörkonung, König von Schweden, nimmt das Chriſtenthum an. 362. fg.
Orkneys, dieſe Inſeln müſſen das Chriſtenthum annehmen. 395. fg.
Otfried, ein Dichter in der Fränk. Mundart. 260. fg. ſein patriot. Eifer für d. deutſche Sprache. 262.
Otto der Erſte, deutſcher Kaiſer, ungelehrt, aber lernbegierig. 123. ſeine Unterhandlungen zu Conſtantinopel. 171. über die von ihm in Dänemark geſtifteten Bißthümer. 346. fg. ſtiftet Bißthümer im Meißniſchen 451. fg. unächte Urkunde deſſelben. 452. fg. errichtet das Bißthum Merſeburg. 461. und zu Zeiz. 468. ingleichen zu Havelberg und Brandenburg. 473. fg. zu Aldenburg in Wagrien. 476. und ein Erzbißthum zu Magdeburg. 482. auch Poſen. 496. fg. ob er Geiſtliche nach Rußland geſchickt hat? 515.
Otto der Dritte, Kaiſer, ſeine gelehrten Kenntniſſe. 123. fg. ſeine Wallfahrt zum Grabe des heil. Adelbert in Gneſen. 498. errichtet daſelbſt ein Erzbißthum. 500.

P.

Päpſte, ihr Anſehen im dritten Zeitraum. 6. 7. ſtehen unter weiblich. Oberherrſchaft. 16. fg. ihre fernere Geſchichte im 10ten Jahrhund. 17. fg. ihr Fortgang im eilften. 28. fg. — im zwölften. 33. fg. ihre furchtbare Macht im dreyzehnten. 48. fg. ihr Steigen und Fallen im vierzehnten. 58. fg. im

funfzehnten. 76. fg. ihre Lebensbeſchreibung vom Anaſtaſius. 161.
Papias, ſein lateiniſches Lexicon. 250.
Pariſer Schule, ihre Geſchichte vom 9ten Jahrhundert an. 144. fg.
Peterspfennig von den Pohlen bezahlt. 505.
Perſcherskiſches Kloſter zu Kiew. 524.
Pferdefleiſch eſſen, ein Merkmal d. Heydenthums. 375.
Philoſophie, ihre Geſchichte ſeit dem neunten Jahrhund. 203. fg.
Philoſophiſch, Bedeutungen dieſes Worts im mittl. Zeitalter. 206.
Photius, Patriarch von Conſtantinopel, ſein Leben. 192. fg. Nachricht von ſeiner Bibliothek. 196. fg. andere ſeiner Schriften. 198. fg.
Pilgrim, Biſchof von Paſſau, arbeitet an der Bekehrung der Ungarn 531.
Pohlen ihre Bekehrung. 491. fg. frühere Spuren des Chriſtenthums unter ihnen. 492. fg.
Pohlniſchen Reich, Stiftung u. Geſchichte deſſelben. 104. fg.
Poſen, oder Poznani, Biſthum daſelbſt. 485. 496. fg.
Prag. Biſthum daſelbſt. 439.
Preußen ſchlagen den Biſchof Adelbert todt. 499.
Pſellus, Mich. der ältere, ein Griech. Philoſoph. 204.

Q.

Quadrataria ars. 245.
Quadrivium. 205.

R.

Raban, Lehrer zu Fulda. 141. fg. ſeine philoſophiſchen Schriften. 207. ſein Auszug aus der Sprachlehre des Priſcianus. 249.
Radislav, König der Mähren, wird ein Chriſt. 408. fg.
Realiſten. 219. fg.
Reccafrids Urtheil von unächten Märtyrern. 295.
Rechtsgelehrſamkeit, ihre Verbeſſerung durch Griech. Kaiſer. 125. fg. ihr Anbau in den Abendländern. 236. fg.
Reformation, Vorbereitungen auf dieſelbe. 84. fg.
Regino, Abt von Prüm, ſeine Chronik. 163.
Regnum für Krone. 243.
Remigius von Auxerre, Lehrer zu Paris 145. fg.
Rethre, Sitz eines berühmten Slaviſchen Tempels. 475.
Rewa, ſein Buch von der Ungriſchen Krone. 537.
Rex Chriſtianiſſimus, Ehrennahme eines K. von Schweden. 366.
Rhazes, ein Philoſoph u. Arzneygelehrter d. Araber. 287.
Ripen, Biſthum daſelbſt. 345.
Ritterorden, geiſtliche. 46. fg.
Röſler, ſeine Abhandlungen über die Jahrbücher d. mittl. Jahrhunderte. 192.

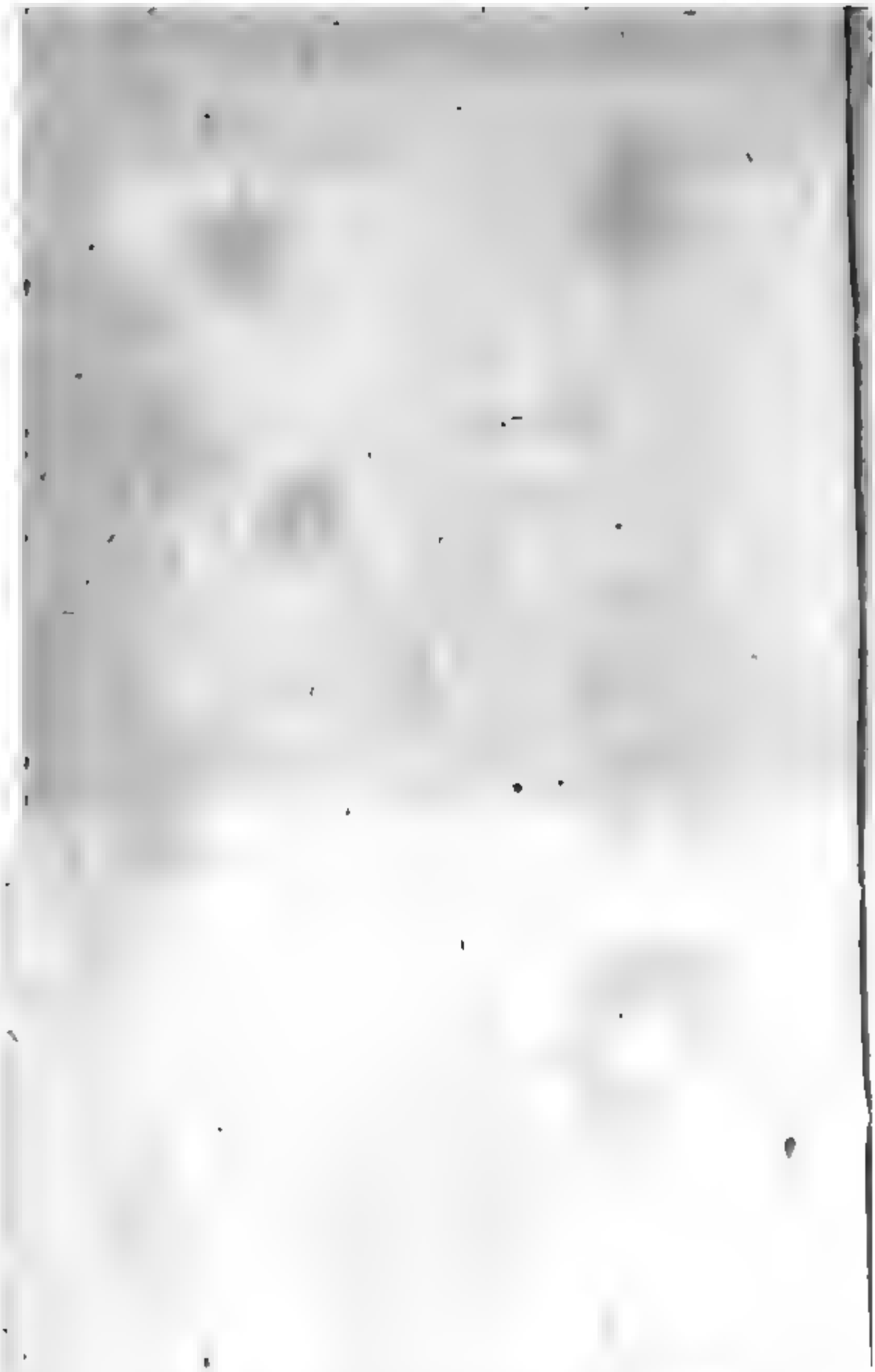
Rollo, ein Normänn. Heerführer, wird ein Christ. 551. fg.
Rom muß sich den Päpsten unterwerfen. 37.
Romana Rustica lingua, le Roman, &c. 257. 259.
Roscelin, sein Streit über die Dreyeinigkeit. 25.
Roswitha, Nonne zu Gandersheim, ihre Schriften. 177. Verfasserinn d. ersten dramat. Gedichte in Deutschland. 256.
Rugier mit Russen vermischt. 516.
Russen, Anfang ihrer Bekehrung. 507. fg. ihr Gesicht in der Sophienkirche zu Constantinopel. 511. Buchstaben für sie erfunden. 512. Einführung des Christenth. bey ihnen. 517. fg.
Rußisches Reich, Ursprung u. Geschichte desselben. 102. fg.

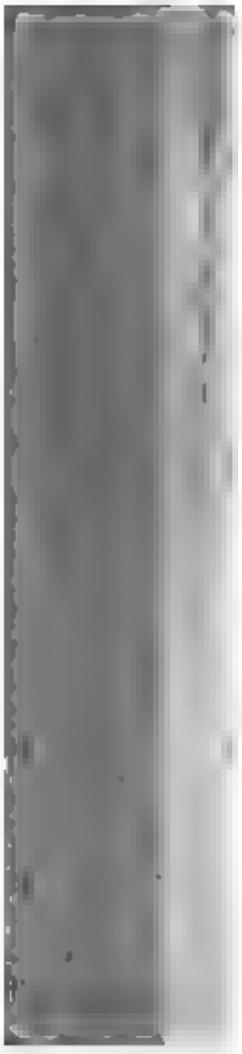
S.

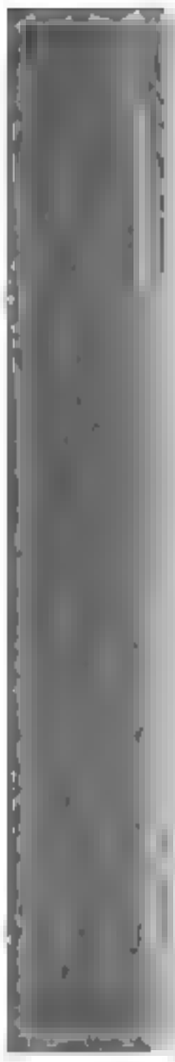
Saadias Gaon, Schriften dieses Rabbinen. 274.
Sächsische Bibelübersezung. 263. fg.
Salerno, Grundlage der Medicin. Schule daselbst. 241.
Sarolta, eine Ungr. Fürstinn und Beförderinn des Christenthums. 530.
Schismatische Päpste. 62. fg. 72.
Schleswig, Kirche daselbst. 333.
Sclaven, heydnische, der Juden, ob sie getauft werden dürfen? 304. fg.
Scholastische Philosophie, ihr Ursprung. 218. fg.
Scholastische Theologie, ihr Anfang. 26. ihr Fortgang. 38. fg. 55. fg. 82.
Scholasticus, einer von den Canonicis. 140.
Scholasticus, Lehrer in der Klosterschule. 143.
Schulen, bischöfliche. 138. fg.
Schwarz, Gottfr. seine Schrift über die Bekehrung der Ungarn. 527. seine kritischen Entdeckungen. 538. 540.
Schweden, Anfang zu ihrer Bekehrung. 320. fg. Anschar predigt unter ihnen. 322. reist abermals hin. 334. das Christenthum wird unter ihnen herrschend. 360. fg. 362. fg. Verfolgung der Christen daselbst. 371.
Severus, Bischof von Prag. 442.
Siebenbürgen muß das Christenthum annehmen. 543. fg.
Silvesters II. unächte Bulle für diesen König. 545. ob er dem König Stephan von Ungarn die königl. Würde u. Krone ertheilt habe? 535. fg.
Simeon Logothera, ein byzantin. Geschichtschreiber 200.
Skara, in Westgothland, Bisthum daselbst. 364.
Slavische Nationen werden zum Christenthum gebracht.

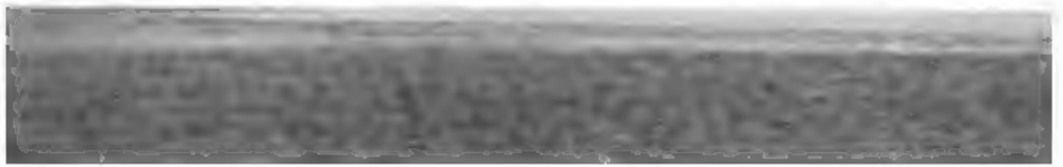
Verbeſſerungen.

S. 105. Z. 24. die Worte: da ſein Sohn bis Clügny, ſind unten S. 505. verbeſſert.
S. 167. Z. 8. ſt. den l. dem.
S. 189. Z. 25. ſt. ihm l. ihn.
S. 199. Z. 10. ſt. Prophyrogenitus l. Porphyrogenitus.
S. 200. Z. 7. ſt. 297. l. 302.
S. 245. in der Ueberſchrift ſt. Kunſte l. Künſte.
S. 388. Z. 33. iſt nach reich einzurücken: war.
S. 404. Z. 24. wird nach Niceras eingerückt: das Jahr 861.
S. 405. Z. 18. ſt. ſeinen l. ſeinem.
S. 415. Z. 32. ſt. die l. der.
S. 431. Z. 1. ſt. Anhandhadl. l. Abhandl.
S. 468. Z. 3. iſt ſt. Born zu leſen: Heinrich Born, und Z. 4. Heinrich wegzuſtreichen.
S. 470. Z. 6. 7. ſt. bereis l. bereits.









JAN 5 - 1970